
Drittes Buch.

Von Cyrus bis Alexander, 220 J.

Erstes Kapitel.

Damahliger Schauplatz des Menschengeschlechtes.

Auf dem Schauplatze der Weltgeschichte dieses Zeitalters spielt die persische Monarchie die Hauptrolle. Neben den mächtigen Persern heben sich besonders die tapfern und klugen Griechen unter den übrigen Völkern empor. Karthager, Römer und andere Nationen spielen nur noch Nebenrollen. Die Karthager treten als Bundesgenossen der Perser auf, und die Römer schließen sich erst, blos durch ein Handlungsbündniß mit den Karthagern, an die Hauptvölker der damahligen Welt an. So

Gallotti Weltg. 2r Th. A wenig

wenig aber in diesem Zeitraume welt herrschende Völker erscheinen, so weit öffnet sich doch der Schauplatz der Geschichte, und wir werden in jedem Erdtheile mit neuen Ländern bekannt, oder unsere Kenntniß von den ältern wird vollständiger und zuverlässiger.

In Asien kommen, zu den bereits oben *) beschriebenen Ländern Babylon, Assyrien, Medien, Armenien, Mesopotamien, Syrien, noch Persien, Kleinasien und ein Theil von Indien, hinzu. Das eigentliche Persien, von den Einwohnern Pars genannt, macht nur den sieben-ten oder achten Theil des jetzigen Persiens aus, und ist nur halb so groß als Deutschland. Dennoch hat sein Boden eine sehr verschiedene Beschaffenheit. Längs der Küste des Meerbusens, der seinen Nahmen führt, breitet sich eine sandige Ebene aus, von welcher ein heißer und durrer Luftstrich, von welcher erstickende Winde die Menschen zurückscheuchen. Der flachen Küste fehlt es ganz an Häfen und Landungsplätzen, von welchen Fremdlinge über das Meer herbeygelockt werden könnten. Desto ein-

*) Th. I. S. 161 fgg.

einladender ist der mittlere Theil des Landes. Die sandige Ebene verliert sich in schöne, wohl-gewässerte Fluren, wo die Sonnenhitze nicht mehr so übermäßig drückt, wo der Boden alle Arten von Früchten im Ueberflusse erzeugt. Im nördlichen Theile erheben sich hohe und rauhe Gebirge, die nur einzelne, fruchtbare Thäler einschließen, die selbst in der wärmern Jahreszeit noch von Schnee starren. Hier wohnten die alten, tapfern Perser, die eine so große Monarchie erfochten!

Zwischen Persien und Babylon breitete sich der Bezirk von Susa, das jetzige Chusistan, aus, nur halb so klein als das eigentliche Persien. Beyde Länder trennten eine Kette hoher und steiler Gebirge, die von rohen und räuberischen Völkern bewohnt wurden, die, meistens unbekümmert um die persische Oberherrschaft, von der Viehzucht lebten. Susiana war noch reichlicher mit Flüssen versehen, als Persien. In der Mitte derselben stieg die Stadt Susa, die gewöhnliche Residenz der persischen Monarchen, empor.

Auf der Nordseite von Persien, bis zur Gränze von Medien, dehnte sich ein rauhes,

zum Theil ganz wüstes Land aus, größtentheils mit Gebirgen angefüllt, die eine große, salzreiche Steppe einschlossen, und gleichfalls von räuberischen Gebirgsvölkern bewohnt wurden. Solche Völker gab es noch in den meisten Ländern, welche das eigentliche persische Reich ausmachten. Diese lagen meistens auf der Ost- und Südseite des kaspischen Meeres, in dem jetzigen Nord-Oschagatay, oder in dem Lande, wo in unsern Zeiten Turkmanen, Karakalpakken, Kirgisen herumirren, wo die sogenannte große Bucharey sich ausbreitet. Diese Gegend durchströmen zwey große Flüsse, der Oxus (Sihon) und der Jaxartes (Sirr) die sich ehemals unmittelbar in das caspische Meer ergossen, die sich jetzt aber in Sümpfen verlieren, die mit dem Aralsee zusammenhängen.

An Medien gränzte der Bezirk des Flusses Arius oder Aria, welches durch die sogenannten kaspischen Thore, einen engen und besetzten Weg, von Medien abgefondert war. Durch solche Pässe suchten die Perser die Einfälle der räuberischen Bergvölker abzuhalten. Nördlich von Aria lag Parthien, eine kleine, rauhe Landschaft, eins der ärmsten Länder des persischen

sischen Reiches, das Vaterland des in der spätern Zeiten so berühmten Parther. Auf der Nord- und Westseite von Parthien, längs des kaspischen Meeres, breitete sich Hyrkanien, ein mit sehr fruchtbaren Thälern vermischtes Bergland, aus; dessen Bewohner, gleich den Bewohnern andrer persischen Provinzen, von eignen der persischen Oberherrschaft unterworfenen Königen beherrscht wurden. Am Oryx dehnte sich Bactrien, ein sehr fruchtbarer Landstrich aus, dem die Nachbarschaft Indiens große Vortheile gewährte. Jenseits des Oryx, in der großen Bucharey, lag Sogdiana, das nördlichste aller persischen Länder, an dessen Nordseite der Jaxartes hinströmte. Die Einwohner desselben bestanden theils aus Hirtenvölkern, die aus dem nördlichen Asien einzudringen pfliegten, theils aus Leuten, die in Städten und festen Orten lebten, und mit Ackerbau und Handel sich beschäftigten. Das Andenken der damaligen Hauptstadt Maracanda lebt noch immer in dem jetzigen Samarcand. Die um dieselbe liegende Gegend war wegen ihrer herrlichen Früchte berühmt.

Längs der Küste des persisch-indischen Meeres, zunächst bey dem eigentlichen Persien, lag die

die

die Provinz Karmanien, das jetzige Kerman; eine an den Ufern sandige, tiefer ins Land hinein aber gut angebaute und ergiebige Landschaft, die besonders schöne Dehlbäume hatte. Von Kerman bis nach Indien breiteten sich noch die beyden Provinzen Gedrosien und Arachosien aus. Gene, das jetzige Mekran, das ödste und unfruchtbarste unter allen persischen Ländern, größtentheils eine völlige Sandwüste, war nur gegen Indien zu mit Bäumen und wohlriechenden Stauden, als Myrrhen und Narden, besetzt. An der Küste wohnten Wilde, die sich von Fischen nährten. Arachosien, nordwärts von Gedrosien, jetzt Kandahar, war ein so unfruchtbares Küstenland, daß sich die Perser lange Zeit um dasselbe wenig bekümmerten. Neben Gedrosien, nach Norden, breitete sich auch das Land der Zarangäer (Scythian) aus, ein großes und ebenes Land, dessen Bewohner nicht nur Ackerbau trieben, sondern auch in schön gefärbte Gewänder sich einhüllten, die sie entweder selbst verfertigten, oder durch Handel bekamen.

Von Indien, in dessen Nachbarschaft sich Bactrien befand, kannten die Perser, und die
Grie-

chen, nur den zwiſchen dem Indus und Ganges liegenden Theil, der das jeztige Vorderindien ausmacht. Diefes dehnte ſich damahls, ſowohl gegen Norden als Weſten, weiter als jezt aus. Gegen Norden begriff es die Gebirge des jeztigen Kleintibet, oder der kleinen Bucharey, neſt der Wäſte Cobi. Jene Gebirge waren ſehr reich an Goldadern, und die Flüſſe ſchweminten den Goldſand mit fort. Die Einwohner dieſes Landes ſahen theils weiß, oder beynahe weiß, theils dunkler aus. Sie trieben Viehzucht, und hatten Schafe mit breiten Fettschwänzen. (Noch jezt kömmt die feinſte Wolle aus Tibet, und den Gebirgen von Kaſchmir). Sie verfertigten aus der Wolle derſelben ſchöne Gewänder, denen ſie durch Cochenille eine wunderbar glänzende Farbe zu geben wußten. Selbſt die perſiſchen Monarchen fanden dieſe Gewänder ihrer Pracht angemessen. Die Bewohner dieſer Gegend veräußerten Gewänder, Electrum von Bäumen, und Cochenille gegen Brod, Mehl und Kleider von Baſt, ingleichen gegen Schwerdter, Vogen und Pfeile. Das Thal, wo dieſe Leute wohnten, ſchließt eine Kette unüberſteiglicher Schneegbirge ein, welche ſie Jahrhunderte lang

lang vor der Theilnahme an den Revolutionen des übrigen Asiens schätzte. In dieser Gegend ließen sich mehrere tausend von den angränzenden Indiern nieder, die den Persern ihren Tribut in Goldstaub entrichteten.

Auf der Westseite des Indus, von Kandahar an bis zur Mündung dieses Stromes, breiteten sich auch Indier aus, die Ackerbau und Viehzucht trieben, und verschiedene feste Städte hatten. Sie lebten unter eignen Fürsten, die zum Theil schon die Oberherrschaft der Assyrer und Meder anerkennen mußten. Ihre Kriegsmacht bestand meistens aus Fußvolk; auch richteten sie schon Elephanten zum Kriege ab. Auf der Ostseite des Indus, im innern Indien, lebten damahls herumziehende Stämme, die sich von der Viehzucht nährten, und in den Morästen des Indus von Fischen lebten. Ihnen gegen Morgen kamen große sandige Ebenen, darin fast ganz schwarze Einwohner ohne alle Cultur lebten, die Reis, Kräuter und Menschenfleisch verzehrten. So weit war man mit Indien im persischen Zeitalter bekannt.

In

In diesem Zeitalter erscheint aber kein Land öfterer auf dem Schauplätze der Weltgeschichte, als Kleinasien, welches durch das Gebirge Taurus, das in einer ununterbrochenen Kette von Indien bis an die Küste des mittelländischen Meeres fortläuft, ingleichen durch den Fluß Halys, jetzt Kizil-Irmağ, von dem übrigen Asien abgefondert wird. Die schöne, unter einem sanften Himmelsstriche liegende Halbinsel wird nördlich vom schwarzen, westlich und südlich aber vom mittelländischen Meere, umflossen. Ihr Boden erzeugt alle Bedürfnisse des frohen Lebens im Ueberflusse; er war daher auch ausserordentlich bevölkert und angebaut. Nach Kleinasien drängten sich gleichsam die aus den östlichen Gegenden auswandernden Stämme hin, und nur die äufferste Noth konnte sie bewegen, die reizende Gegend wieder zu verlassen. In Kleinasien gab es daher frühzeitig eine Menge kleiner Staaten.

Längs der nördlichen Küste breitete sich Bithynien, und Paphlagonien aus. Bithynien war ein ebenes, weidereiches, fruchtbares Land, in dessen westlichen Theile sich ein hoher und waldiger Berg, Nahmens Olymp, erhob.
Die

Die Bewohner desselben lebten in lauter großen und offenen Dörtern. Paphlagonien hatte im Osten hohe Berge; im Westen dehnte sich eine große, herrliche von mehreren Flüssen durchwässerte Ebene aus. An seiner Ostseite strömte der Halys hin. Die Pferdezuucht gedieh in diesem Lande vortreflich; daher waren die Paphlagonier gute Reiter. Am schwarzen Meere lag die Stadt Sinope, eine Colonie der ionischen Stadt Milet, die blühendste unter allen Städten des schwarzen Meeres; ein Freystaat mit einem ansehnlichen Gebiete.

Längs der südlichen Küste am mittelländischen Meere lagen, von Osten her, die drey Länder Cilicien, Pamphylien und Lycien neben einander. Cilicien war mit hohen Gebirgen angefüllt, die schöne Thäler einschlossen. Am Flusse Cydnus lag die große, reiche und prächtige Stadt Tarsus. Auch in Pamphylien und Lycien gab es viele Berge. Die Städte von beyden Ländern standen in einer Verbindung.

Im Innern von Kleinasien dehnten sich Phrygien, Cappadocien und Pisidien aus.

Phry-

Phrygien begriff einen großen, von mehreren Flüssen bewässerten, fruchtbaren Landstrich, wo Getreide und Vieh vortrefflich gedieh. Es gab hier Schafe, die sehr feine, völlig schwarze Wolle trugen. Auch waren angorische Ziegen und Seidenhasen hier von jeher zu Hause. Die Einwohner gehörten zu den ältesten und zahlreichsten Völkern von ganz Vorderasien; sie waren einst so mächtig, daß ihnen der größte Theil der Halbinsel einige Zeit hindurch gehorchte. Auch machten sie sich frühzeitig durch ihre fleißige Betreibung des Ackerbaues berühmt. Ihre reiche und prächtige Hauptstadt Celänä lag an der großen Handelsstraße, die aus dem innern Asien nach der westlichen Küste lief. Kappadocien war im persischen Zeitalter der Name von allen Ländern, die sich zwischen dem Halys und dem Euphrat ausbreiteten; durch jenen wurde es von Phrygien und Paphlagonien, und durch diesen von Armenien, getrennt. Es begriff folglich auch das Land, das in der Folge Pontus oder das Meerland genannt wurde, weil es sich längs der Küste des schwarzen Meeres erstreckte. Das eigentliche Kappadocien war größtentheils ein hohes Steppenland, das sich nur zur Weide für

für

für Schafe schickte, das an Holz fast gänzlich
 en Mangel hatte. Der größte Theil des
 Landes blieb daher ohne Städte, und die Ein-
 wohner, die meistens Viehzucht trieben, wohn-
 ten in offenen Dörfern. Sie blieben unter allen
 Bewohnern Kleinasien in der Cultur am meis-
 ten zurück. Das Meerland, oder Pontus,
 war mit Gebirgen und Wäldern angefüllt, des-
 ren Bewohner sich um das, was in dem übrige-
 n Kleinasien vorgieng, wenig bekümmerten.
 Im östlichen Theile wohnten Leute, die, wie
 mehrere tartarische Völker, auf Wagen herum-
 zogen, doch aber auch die Nachbarschaft der
 See nicht ganz unbenuzt ließen, sondern See-
 räuberey trieben. Neben ihnen, in dem Gebirge,
 lebten Menschen, die in ältern Zeiten
 Silbergruben bauten, in der Folge aber sich
 bloß mit Eisen begnügen mußten. Ihre Sit-
 ten waren sehr sonderbar. Sie hatten ein
 Oberhaupt, das sie auf gemeinschaftliche Kosten
 in einem hölzernen Thurme unterhielten, und
 das sich nicht von demselben entfernen durfte.
 Weil sie gegen Osten sehr rohe und wilde Völ-
 ker zu Nachbarn hatten, so standen ihre Woh-
 nungen auf den Gipfeln der Berge, damit sie
 einander durch Zeichen gegen Ueberfälle warnen
 konnten.

konnten. Ihre Nahrung bestand aus getrockneten Fischen und Kastanien, die ihnen ihre Wälder im Ueberflusse lieferten. Auch sie trieben Seeräuberey, aber nur in Canoes, die nicht mehr als 3 Mann, 2 Streiter und 1 Ruderer, faßten. Sie bemahlten, nach der Sitte der wilden Völker, ihre Körper mit Blumen. Neben ihnen wohnten die Tibarener in einer der glücklichsten Gegenden Asiens, in deren Wäldern die edelsten Obstarten wild wuchsen. Weinberge und Getreidefelder wechselten auf das schönste miteinander ab. Kurz, dieses Land war schon in den ältesten Zeiten wegen seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit berühmt.

An der Küste des schwarzen Meeres hatten die Griechen verschiedene Orter, und vornehmlich Amisus, Trapezus und andere Handelsstädte, angelegt. In der Mitte des Landes lag die Stadt Comana, wo ein Oberpriester eine Art von Herrschaft ausübte. Zu dem Tempel desselben gehörten mehrere tausend Leibeigene beyderley Geschlechtes, und viele Ländereyen. Eine solche Verfassung fand noch in mehreren andern Städten Vorderasiens statt, z. B. in Comana in Karpdocien, und in Pessinus in Phry-

Phrygien. Diese Städte waren zugleich Hauptplätze des Handels, und sie lagen an der großen Carawanenstrasse. Die Feste waren nebenher die großen Markttage, wo sich eine Menge von Fremden versammelte. (So entstanden selbst in neuern Zeiten die großen Märkte, die man Messen nennt.)

Wir kommen nun zu der vorzüglich wichtigen Westküste von Kleinasien, wo sich Jonien, und das eigentliche lydische Reich, ausbreitete. Jonien ward der gemeinschaftliche Name von den Städten, welche die Griechen an dieser Küste angelegt hatten *). Ein etwa 20 Meilen langer, schmaler Landstrich, unter einem gemäßigten, anmuthigen Himmelsstriche gelegen, und mit Getreide, Wein und Oehl reichlich versehen. Diese Küste wurde von verschiedenen berühmten Flüssen bewässert. Der nordlichste war der Hermus. In diesen ergossen sich der Phryx, von dem Phrygien seinen Namen hatte, und der goldreiche Paktolus. Südlicher floß der Cayster, dessen Schwäne in den Gedichten der Alten gepriesen werden, und der wegen

*) Th. I, S. 345

wegen seiner vielen Krümmungen so berühmte Mäander. Diese schöne Küste war so gut bevölkert, daß ein Ort, und ein Gebäude, an das andere stieß. Aber hier waren auch die Marktplätze des asiatisch-europäischen Handels; in den Häfen derselben traf man Schiffe von allen Bewohnern des Mittelmeers an: Flotten von Kauffahrern und Kriegsschiffen fuhren hier aus, und die Bewohner der Städte waren eben so sehr vom Freyheitssinn, als vom Handelsgeist, belehrt. Längs der Küste, von Norden nach Süden, lagen die berühmten Städte Phocää, Smyrna, Kolophon, Ephesus, Miletus und Magnesia. Phocää, eine athenische Colonie, machte sich frühzeitig durch ihre ansehnliche Schiffahrt auf dem Mittelmeere berühmt. Ihre Flotte wagte es, mit der vereinigten Seemacht der Karthager und Sarrurier sich in Kampf einzulassen. Smyrna war schon in den ältesten Zeiten eine schön gebaute und mächtige Stadt. Kolophon machte sich durch seine Seemacht und Reiterey so bekannt, daß sie dadurch zu einem Sprichworte *) die Veranlassung gab. Ephesus, der Mittelpunkt des Handels von
Klein

*) Colophonem addere

Kleinasiens, prangte mit dem größten und schönsten Dianentempel. Miletus behauptete unter allen griechischen Städten in Kleinasiens den ersten Rang; sie war nach Tyrus die erste Handelsstadt der Welt, die eine Menge Colonien ausschickte. Halikarnas verdient als der Geburtsort des ehrwürdigen Geschichtschreibers Herodot bemerkt zu werden.

An Jonien schloß sich nördlich Mysien und südlich Carien an. Mysien erstreckte sich vom Gebirge Olymp bis an den Hellespont. Ein außerordentlich fruchtbares Land unter einem milden Himmelsstriche. Unter den Flüssen desselben ist der Granicus durch Alexanders des Großen Geschichte vorzüglich berühmt geworden. An der Küste desselben hoben sich besonders die Städte Lampsakus, Abydos, Sium und Pergamus empor. Lampsakus und Abydos waren zwey berühmte Hafen am Hellespont. Sium war eine Stadt, die zwar den Namen des zerstörten Troja führte, aber von der Stelle, desselben einige Meilen entfernt lag. Pergamus gehörte zu den vornehmsten Städten Kleinasiens.

Von

Von der Küste, an der Jonien sich ausbreitete, ostwärts, lag das eigentliche lydische Reich. Ein außerordentlich fruchtbarer Landstrich; meistens eine große Ebene, vom Mäander und Cayster durchschlängelt. Im südlichen Theile erhob sich das goldreiche Gebirge Emolus, dessen Goldsand der Paktolus mit forschwemmte. Sardet, die Residenzstadt der Könige, lag am Mäander, und scheint noch nicht sehr prächtig gewesen zu seyn, weil ihre Häuser meistens mit Rohr gedeckt waren; sie hatte aber eine, eben sowohl durch ihre Lage, als durch ihre dreysache Mauer, feste Burg. Uebrigens war Sardes ein Stapelplatz der asiatischen Waaren, die nach Europa geführt wurden.

In Afrika gehörten jetzt Karthago und Aethiopien zu den vornehmsten Ländern auf dem Schauplatze der Weltgeschichte. Genes erstreckte sich längs der nordöstlichen Küste des Mittelmeeres. Seine ganze Länge betrug 45, und die Breite 36 bis 45 Meilen. Der Boden war sehr verschieden; im Norden vorzüglich fruchtbar, im Südosten sehr sandig. Zwischen den beyden Syrten, zwey Meerbusen auf der

Galetti Weltg. 2r Th. B Nord-

Nord-Ostseite breitete sich eine sandige, nur wenig durchwässerte Ebene aus, wo sehr wenig Ackerbau getrieben wurde, wo meistens nur Nomaden herumzogen. Letztere hatten zum Theil starke Schafzucht, und sie unterschieden sich dadurch von andern Afrikanern, daß sie den Kopf entweder nur hinten, oder so ganz kahl abgeschoren hatten, daß weiter nichts als ein Büschel auf dem Scheitel stehen blieb. Anstatt des Brodes diente ihnen der Lotus. Durch die Bewohner dieser Gegend führten die Karthager ihren Landhandel mit dem innern Afrika.

An diese Gegend stieß gegen Norden, längs der kleinen Syrte, das schöne und fruchtbare Land Byzazium, das Kornmagazin von Karthago. Die Einwohner desselben waren so zahlreich, daß sie den Karthagern 70000 Mann stellen konnten. Die meisten lebten von der Viehzucht, und sie hatten vorzüglich gute Pferde. Diese spannten sie vor Kriegswagen, die ihre Weiber lenkten. Sie machten Honig von Palmsaft. Einige verzehrten das Fleisch von Affen. Den Vorderkopf trugen sie geschoren, auch bemahlten sie sich. Ihre sogenannten Städte

Städte waren meistens offene Dörfer; nur an der Küste befanden sich einige feste Plätze. Von diesen unterschieden sich Utika, Leptis, Adrumetum und einige andre Städte, die, eben so wie Karthago, phöniciſche Colonien waren, und ſich daher auch nicht ganz hatten unterjoſchen laſſen. Noch nördlicher als Byzazium lag Zeugitana, das urſprüngliche Gebieth von Karthago, in der Gegend, wo jezt Tunis iſt. Karthago breitete ſich auf einer durch eine ſchmale Landenge mit dem feſten Lande verbundene Halbinſel aus. Auf einem ſteilen Felſen, in der Mitte der Stadt, erhob ſich die Feſtung Birſa. Karthago war ſo groß und ſo volkreich, daß es zur Zeit ſeines blühendſten Zuſtandes auf 700000 Einwohner zählte, daß es folglich mit Paris und London verglichen werden kann. Die Unterthanen der Karthager beſtanden aus Afrikanern, die man Lybier nannte, und die ſich dadurch unterſchieden, daß ſie feſte Wohnſitze hatten, und Ackerbau trieben. Ihr Getreide-Tribut war für die Karthager ſehr einträglich. Die freyen Afrikaner, die das karthagische Gebieth umgaben, waren Nomaden, oder Numidier.

Oberhalb Aegypten, in dem jetzigen Nubien und Abyssinien, wohnten Aethiopier. Mit diesen Nahmen belegten die Alten alle Völker, die sich durch eine sehr ins dunkle fallende, oder auch völlig schwarze Farbe, auszeichneten. Die afrikanischen Aethiopier waren nicht nur den Aegyptern, sondern auch den Völkern des innern Asiens, und den Griechen, frühzeitig bekannt. Zu ihnen gehörten die Nubier, die, unter eignen Königen oder Fürsten, von der Viehzucht lebten. Es gab hier Menschen, die sich von Fischen, von Baumfrüchten, von Kräutern, ja sogar von Sumpfsprosse, nährten. Es gab Völker oder Stämme, die sich blos mit der Jagd beschäftigten. Die letztern durchstreiften die Gegend, wo die jetzigen Changuallas herumirren, die selbst nach Jahrtausenden in der Cultur nicht weiter vorgerückt sind. In der aneinander hängenden Kette von hohen Gebirgen, längs dem arabischen Meerbusen, giebt es Höhlen und Grotten in Menge. Diese dienten, von Menschenhänden erweitert, zum Obdache gegen den Regen, und zum Schutze gegen die Hitze. In der schönen Jahreszeit zog man mit der Heerde auf der Weide umher; der zur gefeßten Zeit eintretende anhaltende

tende Regen, und eine fürchterliche Fliege, nöthigten diese Leute zu jährlichen Wanderungen. Sie gehorchten Oberhäuptern, oder Stammfürsten; ihre Sitten waren übrigens noch so ungebildet, daß sie die Weiber als ein gemeinschaftliches Eigenthum behandelten. Eine höhere Stufe der Cultur hatten die südlicher wohnenden Makrobier, die auf der jetzigen Küste von Zanguebar, und in Melinde, wohnten. Diese hatten das Gold in solchem Ueberflusse, daß sich der Ruf von ihrem Reichthum bis in die entferntesten Länder verbreitete. Sie hatten eine Stadt; sie hatten Gesetze und Gefängnisse. Ihre Nahrung bestand aus Milch und Fleisch, das sie an der Sonne dörreten; an Brodte aber fehlte es ihnen.

Vorzüglich merkwürdig im Lande der Aethioper war der Staat von Meroe, eine Halbinsel, die, rechts von dem Tacazze und links von dem weißen Strome und dem Nile, umflossen wurde. Gegenwärtig befindet sich der größte Theil des Reiches Senaar, und ein Stück von Habessinien, auf dieser Insel. Die Hauptstadt lag am eigentlichen Nil, etwas unterhalb Chandi, und noch jetzt zeugen Trüm-

mern

mern von ihrer ehemaligen Herrlichkeit. Es gehörten zu diesem Staate eine Menge kleiner Völker von der verschiedensten Lebensart, mit oder ohne feste Wohnsitze, und nur durch ein sehr loses Band einer politischen Verfassung aneinander geknüpft. Diese Verfassung war übrigens sehr ordentlich eingerichtet; doch hatte Meroe, so wie andere Staaten, seine herrschende Priester-Caste. Der Staat von Meroe gedieh zu gewissen Zeiten zu einem hohen Grade von Macht, und es scheint selbst Aegypten auf einige Zeit unterjocht zu haben. Eine Colonie desselben war Ammonium in der lybischen Wüste, welches nicht bloß einen Tempel nebst einem Orakel, sondern vielmehr einen Staat vorstellte, wo die herrschende Priester-Caste den König wählte. Der Jupiter Ammon wurde aber nicht allein in Ammonium und Meroe, sondern auch in Theben in Aegypten, welches gleichfalls von Aethiopern angelegt worden war, verehrt. Die mit Edelsteinen besetzte Bildsäule des Gottes wurde von einer Schaar Priester in einem goldnen Schiffe herumgetragen, und von einer Menge Volk mit Gesang begleitet. Die Aethioper hatten zwar keine hohe Stufe wissenschaftlicher

Aus:

Ausbildung erstiegen; aber sie hatten doch Bilderschrift, die nicht bloß der Priester-Caste eigen war; sie führten große Gebäude auf, deren Trümmern noch jetzt in Erstaunen setzen; sie bearbeiteten Metalle, und sie hatten eine Menge von Werkzeugen, die selbst unter ihren Hieroglyphen vorkamen.

Die Karthager breiteten ihre Herrschaft, auch außer Afrika, in Spanien, und auf den Inseln bey Spanien und Italien, aus. Diese Länder gehören daher gleichfalls zu dem Schauplatze der Weltgeschichte dieses Zeitalters. Hispanien war schon den Phöniciern wohl bekannt, und die ergiebigen Gold- und Silberbergwerke in Bätica (dem jetzigen Andalusien) hatten sie frühzeitig dahin gelockt. Sie legten Carteia, Gades, Tartessus, und andere Pflanzstädte, in demselben an. Alle diese lagen auf der Landspitze bey der Meerenge von Gibraltar. Die vornehmste war Gades (Cadix) die das Haupt der verbündeten Städte vorstellte. Tartessus stand vermuthlich in der Gegend von Sevilla. Die Karthager legten ihre Colonien auf der Westküste von Hispanien und Lusitanien (Portugall) an; diese sind

sind

sind aber nicht einmahl dem Nahmen nach bekannt.

Die balearischen Inseln bey Hispanien führten ihren Nahmen von den vortreflichen Schleudern, die sie bewohnten, und die zum Theil in Höhlen lebten. Es ließen sich frühzeitig Phöniciern und Karthager auf denselben nieder, und sie dienten zu Stapelplätzen des Handels, und zu Zufluchtsörtern für die Schiffe. Die Insel Melite (Maltta) war schon im persischen Zeitraume ein Hauptsitz der karthagischen Manufakturen, die sehr feine Gewänder lieferten. Es befanden sich daher große, weitläufige Gebäude auf dieser Insel, und die Einwohner waren sehr wohlhabend.

Die Inseln bey Italien hatten frühzeitig das Schicksal, von fremden Nationen besetzt zu werden. Die Insel Sardinien hatten zuerst die Etrusker in ihrer Gewalt; in der Folge bemächtigten sich ihrer die Karthager, und sie gehörte unter ihre vornehmsten Provinzen, die ihnen vieles Getreide, ingleichen Metalle und Sardonyx, lieferte. Sie diente ihnen auch zur Niederlage für den Handel mit dem westlichen

westlichen Europa. Auch auf der Insel Cynus (Corsica) ließen sich zuerst Etrusker nieder, und die Karthager hatten sie niemahls ganz im Besitz. Die kleinasiatischen Phocäer wollten sich zwar gleichfalls auf derselben festsetzen; sie wurden aber von den Etruscern und Karthagern wieder vertrieben.

Diejenige italienische Insel, die nach ihrem Besitze am meisten lästern machte, war Sicilien, wo sich schon im vorigen Zeitraume viele Griechen niedergelassen hatten. Diese lockte der vortreffliche Boden herbey, der sich eben so gut zur Viehzucht, als zum Getreidebau, schickte. Daher stieg, besonders an den Küsten dieser Insel, eine schöne Stadt nach der andern empor. An der nördlichen Küste zeichnete nur Messana sich aus. Diese Stadt hieß ehemals Zankle. Sie war von Siculern angelegt, aber hernach wieder verlassen worden. In der Folge ließen sich Griechen, und vornehmlich Messenier aus dem Peloponnes, daselbst nieder. Von den letztern erhielt die Stadt den Nahmen Messana, oder Messina. An der östlichen Küste sind Catania, Leontini und Syrakus vorzüglich merkwürdig. Catania lag

lag bey dem Aetna, und war eine der größten und reichsten Städte Siciliens. Unter diese gehörte auch Leontini, welche einige Zeit hindurch mit Syrakus um die Oberherrschaft über Sicilien kämpfte. Keine sicilische Stadt aber hat sich einen größern Ruf erworben, als Syrakus, eine Colonie der Corinthier, die aus fünf ansehnlichen Städten erwuchs. Ihre vorzüglichste Rolle spielte sie jedoch erst im persischen Zeitalter. Längs der südlichen Küste thaten sich Gela, Agrigent und Selinus hervor. Gela wurde von Doriern angelegt. Agrigent, eine ionische Colonie, war eine der mächtigsten Städte Siciliens, die besonders mit Pferden einen einträglichen Handel trieb. Selinus tritt in der Geschichte dieses Zeitraumes manchmal auf. Sie kämpfte vornehmlich mit Segesta, das sich an der westlichen Küste befand.

Aber auch in Unteritalien, in dem jetzigen Neapel, hatte sich manche griechische Colonie niedergelassen. An der Meerenge, die Unteritalien von Sicilien scheidet, lag Rhegium (Reggio) eine sehr alte und ansehnliche Stadt. Dieser gegenüber befand sich Lokri, welches nach

nach seinen Erbauern, den griechischen Lokriern, genannt worden war. Weiter nordwärts kam erst Kroton, und hernach Sybaris. Jene Stadt wurde von Achäern angelegt, und die Einwohner derselben waren als starke Kämpfer, und geschwinde Läufer, bekannt. Nicht leicht aber ist ein Ort dieser Gegend berühmter oder berühmter geworden, als Sybaris, dessen Einwohner, durch die Schönheit und Fruchtbarkeit ihres Gebiethes verleitet, sich allen Arten von sinnlichen Ausschweifungen überließen. Sybarische Lebensart wurde daher zum Sprüchwort. Das wollüstige und üppige Sybaris herrschte über 4 benachbarte Völker und 25 Städte; daher konnte es 30000 Mann ins Feld stellen. Dennoch wurde die Stadt von dem Kriegsheere von Kroton eingenommen und zerstört. Doch geschah dieß erst im persischen Zeitalter. Nördlicher als Sybaris lag die Stadt Tarent an einem Meerbusen, der von ihr den Rahmen führte. Spartaner hatten sie schon 150 Jahre vor Cyrus angelegt. Ihre Seemacht, und ihre Reichthümer, verschafften ihr einen großen Ruf; aber der Wohlstand riß ihre Einwohner zu einer weichlichen und ausschweifenden Lebensart hin. Das übrige

Italien

Italien nimmt erst im macedonischen Zeitalter einen Theil des Schauplatzes der Weltgeschichte ein.

Desto öfterer treten die Länder im südöstlichen Europa, als Scythien, Thracien, Macedonien und Griechenland, auf demselben auf*). Das Land, das den Scythen zum Wohnsitz diente, wurde durch die benachbarten Völker, vornehmlich durch die Thracier, in immer engere Gränzen eingeschränkt. Auch hörten, seitdem man mit diesen Gegenden genauer bekannt wurde, manche Nationen auf, dem großen Völkerstamme der Scythen beygezählt zu werden. Man lernte Länder und Völker deutlicher von einander unterscheiden. Die eigentlichen Scythen breiteten sich zwischen dem Dnepr und der Halbinsel Krim aus. Die am Dnepr wohnenden trieben Ackerbau; westlicher zogen scythische Horden als Nomaden herum, und um die Krim hatten die sogenannten freyen, oder königlichen Scythen, ihre Wohnsitz. Letztere stellten den herrschenden Theil vor, und aus ihrer Mitte wurde der Monarch über alle Scythen gewählt.

In

In Thracien lebten verschiedene von einander unabhängige Völker. Die Bewohner Serraiens, und des westlichen Bulariens, hießen damals Triballer, die als sehr kriegerische Leute bekannt waren; im östlichen Bulgarien befanden sich die Geten, die zu Pferde sehr gut mit dem Bogen umzugehen wußten; in Num: Gli, um den Fluß Arda, wohnten die Odryser, die im persischen Zeitalter zu einer großen Macht gelangten; an der Trave gab es Travser, welche die sonderbare Sitte hatten, daß sie bey der Geburth eines Menschen weinten und wehflagten, und bey dem Tode desselben jauchten und frohlockten. In den Gebirgen des Hämus und Rhodope, wo Waldungen und Schneeberge jeden eroberungsfüchtigen Feind zurück hielten, lebten die Satern, ein kriegerisches Volk, welche auf einem ihrer höchsten Berge einen Tempel mit einem Drakel hatten, und Gold- und Silbergruben bauten. Dieß waren die merkwürdigsten von den thracischen Völkern.

Zu diesen gehörten auch die Bewohner des südlichen Theiles, welche jetzt Macedonier genannt wurden. Diese hatten eine Sprache,
von

von welcher in der walachischen und arnautischen noch Ueberbleibsel vorhanden sind. Prinzen, aus dem Geschlechte des Herkules hatten hier mehrere kleine Staaten gegründet, die zuletzt in einen zusammengeschmolzen waren.

Griechenland, das wir oben *) im Allgemeinen kennen lernten, war seit mehrern Jahrhunderten vortreflich angebaut, und mit einer Menge schöner und ansehnlicher Städte angefüllt. Im südlichsten Theile desselben, im Peloponnes, gab es jetzt verschiedene kleine Staaten, die entweder in der Geschichte dieses Zeitraums keine unbedeutende Rolle spielen, oder doch in Ansehung ihrer Cultur sich auszeichneten. Auf den südlichsten Landspitzen lagen Sparta und Messenten, dieses links und jenes rechts, nebeneinander. In Messene wurde die Hauptstadt gleiches Namens, eine der festesten Städte Griechenlands, und die gleich dabeyliegende Bergfestung Ithome, sehr berühmt. Sparta, oder Lacedämon, dessen Bewohner in der Weltgeschichte ewig glänzen werden, bestand aus fünf von einander abge-

sonder:

*) Th. 1. S. 172.

sonderten Dörfern, die um einen Hügel herumlagen. Jedes derselben wurde von einem besondern Stamme bewohnt. Ganz Lacedaemon, welches keine Mauern einschloss, hatte ungefähr anderthalb Meilen im Umkreise. Die kleinen Häuser waren ohne alle äußerliche Zierrathen; aber auf dem Versammlungsplatze ward das Auge durch eine Menge schöner Tempel, Hallen und Bildsäulen erfreut. Helos war die Stadt, deren Einwohner das unglückliche Schicksal hatten, von den Spartanern in Sklaven verwandelt zu werden. Die Ostseite des Peloponneses nahm der kleine Staat von Argos ein, wo die wegen eines Aesculaps-Tempel berühmte Stadt Epidaurus lag. Längs der westlichen Küste erstreckte sich das Land Elis, dessen Hauptstadt zu den schönsten Orten Griechenlands gehörte. Olympia war wegen des herrlichen Jupiters-Tempel ein äußerst häufig besuchter Ort. Arkadien, in der Mitte der Halbinsel, war wegen seiner schönen Viehweiden vorzüglich bekannt. Gegen das Ende dieses Zeitraums hob sich die Stadt Megalapolis mächtig empor. Hier sah man unter andern ein großes Versammlungshaus für die Abgeordneten der arkadischen Nation.

Nation. Unter allen Städten des Peloponneses behauptete aber das an der Landenge liegende Korinth, sowohl in Ansehung der Größe als der Herrlichkeit, den ersten Rang. Sein Umfang betrug über dritthalb Meilen. Auch die Stadt Korinth war, so wie manche andre von den Städten Griechenlands, um einem Hügel gebaut, auf dem eine Festung stand. Ihr ausgebreiteter Handel, verbunden mit dem großen Menschen-Zulaufe, den die irthmischen Spiele veranlaßten, machte ihre Bürger so wohlhabend, so reich, daß sie sich schöne Häuser bauen, daß sie diese Häuser mit den herrlichsten Gemälden und Bildsäulen ausschmücken konnten. Die westlicher liegende Stadt Sicyon war vorzüglich auf ihr hohes Alterthum stolz.

Ueber die Landenge führte der Weg nach Hellas, welches gleichfalls unter mehrere kleine Staaten vertheilt war. Die östlichste Spitze nahm das kleine Gebieth des Freystaates Athen, das sogenannte Attika, ein. Die weltberühmte Hauptstadt Athen, die zwey deutsche Meilen im Umfange hatte, schloß sich an den Hügel an, auf welchem die vom Cekrops erbaute Burg lag.

lag. Meistens krumme Gassen, mit kleinen, unbequemen und sehr wenig verzierten Häusern würden die Erwartungen, welche sich Fremde von der berühmten Stadt machten, ganz getäuscht haben, wenn sie die herrlichen öffentlichen Gebäude, die prächtigen Tempel, Säulengänge und Statuen nicht befriedigt hätten. Die drey in einiger Entfernung von der Stadt liegende Häfen waren durch lange Mauern mit derselben in Verbindung gesetzt. Die im athenischen Gebieth gleichfalls liegende Stadt Eleusis war der Sitz der berühmten eleusinschen Mysterien *). Demselben gegenüber befand sich die Insel Salamis, die durch eine Niederlage der Perser so bekannt geworden ist. Westlich an Attika gränzte Böotien, das griechische Rindviehland. In demselben erhob sich der mit Gesträuchen und gesunden Kräutern bewachsene Helikon, der Sitz des Apolls und der Musen. Unter den Dörtern zeichnete sich Theben, eine der ansehnlichsten Städte in ganz Griechenland, sowohl durch ihre Volksmenge, als durch die große Anzahl ihrer Bildsäulen und anderer Kunstwerke, aus. Böotien hatte
als

*) Th. I. S. 306.

Galotti Weltg. 2r Th.

als ein tief liegendes Land, eine dicke Luft. Dieser schrieb man den Umstand zu, daß die Einwohner sich eben nicht durch Scharfsinn auszeichneten, daß sie vielmehr von den übrigen Griechen der Dummheit beschuldigt wurden. Indessen wurden doch Dichter, wie Pindar, und Helden, wie Pelopidas und Epaminondas, unter ihnen geboren. Es waren übrigens Leute, welche die reichlichen Früchte ihres vortreflichen Bodens sehr gut zu genießen wußten. Von Bdotien war die Insel Euböa blos durch eine ganz schmale Meerenge, Euripus, getrennt. Von dieser war ein Theil durch einen Damm verschüttet, der Euböa fast ganz zur Halbinsel machte. Es gab auf derselben schöne Städte, als Eretria und Chalcis. Noch westlicher als Bdotien lag Phocis, unter dessen Bergen der dem Apoll geheiligte Parnas berühmt war. Am Fuße desselben lag, in Gestalt eines Amphitheaters, die Stadt Delphi, der Sitz des bekannten Orakels, nicht groß, aber auf seinen freyen Plätzen mit Statuen gleichsam besäet. Die meisten von diesen Statuen waren mit Goldblech überzogen. Der Tempel besaß einen großen Schatz von den kostbarsten und künstlichsten

lichsten Weihgeschenken. Nicht weit von Delphi, an der Küste, fand man die Stadt Anticyra, deren Einwohner außerordentlich viel Nieswurzel bauten. Daher pflegten die Griechen zu einen stumpfsinnigen Menschen zu sagen: „gehe hin nach Anticyra!“ Die übrigen kleinen Staaten in Hellas, oder Mittel-Griechenland, übergehen wir, weil sie für die Weltgeschichte sehr unbedeutend sind.

In Nord-Griechenland sind Thessalien und Epirus merkwürdig. Im nördlichen Theile von Epirus, am Fuße eines Berges, aus welchem viele unversiegbare Quellen herausströmten, lag das wegen seines alten Jupiters-Orakels berühmte Dodona. In Thessalien erhob sich unter andern Bergen der Oeta, und der Olymp. Zwischen jenem und der Küste lief ein enger Weg hin, der von Thermopylä seinen Nahmen hatte. Der hohe Olymp, an der Nordgränze von Thessalien, wurde für den Sitz der Götter gehalten. Zwischen dem Olymp, und einem andern Berge, der Ossa hieß, dehnte sich ein kleines, überaus schönes und ahmuthiges Thal aus, Tempe genannt. Es war über $1\frac{1}{4}$ deutsche Meile lang, und 250 Klaftern,

an manchen Orten aber kaum 100 Fuß, breit. Auf den Bergen, die es einschlossen, stiegen die herrlichsten Pappeln, Platanen und Eschen empor. Aus dem Fuße dieser Berge quollen kristallhelle Bäche hervor, und aus den Zwischenträumen, welche die Gipfel der Bäume trennten, strömte eine kühle Luft herab, die man mit inniger Wollust einathmete. Der Peneus, der dieses reizende Thal in der Gestalt eines fast überall ruhigen Kanals durchfloß, bildete hier und da kleine Inseln, deren Grün die schöpferische Hand der Griechen, welche die entzückende Landschaft mit weiser Sparsamkeit verschönert hatte, immer jung erhielt.

Zweytes Kapitel.

Ursprung und erste Bildung der persischen Monarchie.

Die Hauptrolle auf diesem Schauplatze der Weltgeschichte spielte die persische Monarchie, die sich über alle drey Theile der damaligen Welt ausbreitete. In Asien, wo diese Monarchie sich bildete, gab es damals nur drey Hauptstaaten, nemlich Medien, Babylon und Lydien. In Afrika gehörten nur Aegypten und Karthago zu denselben, und in Europa befand sich jetzt noch kein Staat, den man zu den Weltstaaten rechnen könnte. Die persischen Monarchen durften also nur wenig Hauptnationen bezwingen, um den vornehmsten Weltstaat dieses Zeitalters zu stiften. Diese Unternehmung wurde ihnen durch die Verfassung der Reiche von Medien und Babylon sehr erleichtert.

leichtert. In derselben herrschte kein fester, innerer Zusammenhang. Es war mehr eine Völker- als Länderherrschaft. Man ließ den unterjochten Nationen ihre eigne Verfassung, und alles kam darauf an, daß sie nur ihren Tribut ordentlich entrichteten. Doch waren sie medischen Satrapen unterworfen, die mit den jetzigen Mandarinen der Chineser Aehnlichkeit hatten. Durch die Tributsummen kamen erstaunliche Reichthümer an den Hof, welche den größten und ausschweifendsten Luxus erzeugten. Die Satrapen behielten aber noch so viel Einkünfte, daß sie in ihren Provinzen die Schwelgerey und Ueppigkeit des Hofes nachahmen konnten. Diese Beyspiele wurden allmählig für die ganze Nation hinreißend, und der kriegerische Geist derselben verlor sich immer mehr. Die eigentlichen Babylonier waren schon seit langer Zeit weichlich und entnerot, und die Chaldäer von denen sie unterjocht worden waren, hatten das Schicksal mehrerer tapfern Nationen, welche andere Völker bezwungen hatten; das heißt, sie eigneten sich unvermerkt die milden Sitten der Ueberwundenen zu.

Desto

Desto abgehärteter und kriegerischer waren die Perser, welche damahls alle Eigenschaften besaßen, die einem erobernden Volke unentbehrlich sind. Sie waren ursprünglich ein Bergvolk, welches die rauhen und gebirgigen Gegenden der Landschaft Pars bewohnte; ein Hirtenvolk von abgehärteten und dauerhaften Leuten, gewöhnt alle Mühseligkeiten des Lebens mit Standhaftigkeit zu ertragen. Sie theilten sich in zehn Stämme ab; 3 stellten die herrschenden Familien vor; 3 andere bestanden aus Ackerbauern, und 4 aus Hirten. Die ganz wehrhafte Mannschaft betrug nicht über 120000 Mann. Die Sprache der Perser hatte eine Aehnlichkeit mit der deutschen; man schließt daraus auf eine nähere Verwandtschaft beyder Nationen. Auch hatten die Perser zur Zeit des Cyrus manchen Zug aus dem Charakter der alten Deutschen, indem sie, so wie diese, zwar roh und dürftig, aber auch gutmüthig und edel denkend waren. Sie aßen das Fleisch von Pferden, Eseln und Kameelen, und tranken keinen Wein. Auf ihren starkbehaarten Köpfen trugen sie thurmformige Hüte. Ihre Kleidung war von Thierfellen gemacht. Das Schreiben und Lesen war ihnen unbekannt;

bekannt; auch hatten sie weder eigentliche Waffen, noch Reiterey. Dieß waren die Perser, welche die erste Welt-Monarchie stifteten.

Cyrus, der Urheber derselben, war aus dem edlen Stamme der Pasargaden, aus der Familie des Achämenes. Sein Vater Kambyses stellte den medischen Satrapen über Persien vor, und die Mutter Mandane war die Tochter des medischen Königes Astyages. Je mehr die Geschichte berühmter Männer in das Alterthum zurück fällt, um so mehr ist sie in Sagen und Märchen verhält. Astyages, des Cyrus Großvater, sah in verschiedenen Träumen den Sohn seiner Tochter als Beherrscher von ganz Asien; er beschloß daher, das gefährliche Kind noch zur rechten Zeit zu unterdrücken. Harpagus, sein Minister, erhielt von ihm den Befehl, es umzubringen, oder wegzulegen. Harpagus glaubte sich seines Auftrages dadurch zu entledigen, daß er das Kind einem Aufseher der königlichen Hirten von karpathischen Meere gab, dem er den Befehl ertheilte, das unschuldige Geschöpf in die rauhesten und einsamsten Gebirge zu schaffen. Gerade hatte das Weib des Oberhirten ein

todtes

totres Kind zur Welt gebracht. Der kleine Prinz, der in die Gebirge geschafft werden sollte, war ein so holdes Knäbchen, daß der Gedanke, es gegen das todtgebohrne Kind zu vertauschen, leicht entstehen konnte. Cyrus wurde nun als der Sohn des königlichen Oberhirten erzogen. Als er zehn Jahre alt war, machte sein Großvater die Entdeckung, daß der Sohn seiner Tochter, den er hatte wegschaffen lassen, sich noch am Leben befände. Astyages schien über diese Entdeckung nicht unzufrieden; aber er rächte sich an dem Harpagus, dem Cyrus die Rettung seines Lebens zu danken hatte, auf eine höchst unmenschliche Art. Er ließ den einzigen Sohn desselben heimlich schlachten, und das Fleisch dem Vater vorsetzen. Harpagus wußte bey dieser Gelegenheit den Hofmann so gut zu spielen, daß man seinen tiefen Schmerz, so wie den Vorfaß, sich wegen dieser abscheulichen That zu rächen, äußerlich nicht bemerkte.

Astyages schickte den kleinen Cyrus zu seinen Eltern nach Persien. Diese ließen den schön gebildeten, und mit vorzüglichen Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgerüsteten

ten

ten Prinzen, nach der strengen Art der Perser, einziehen. So wurde aus dem Cyrus der standhafte, entschlossene Mann, der sich zur Ausführung großer Unternehmungen schickte. Er hatte es nicht vergessen, daß sein Großvater so feindselig gegen ihn gesinnt gewesen war. Harpagus vergaß die grausame Behandlung, die ihm Astyages hatte widerfahren lassen, noch weniger. So konnte der Plan zu einer Staatsveränderung in Medien leicht zur Reife kommen. Cyrus, der indessen an seines Vaters Stelle gekommen war, wußte es das hinzubringen, daß die persischen Stämme ihn zu ihrem Oberhaupte wählten, daß ein persisches Heer ihm nach Medien folgte, und Harpagus fand die medischen Großen, die der bisherigen Regierung ohnedies überdrüssig waren, zu einer Revolution so gut vorbereitet, daß es dem Cyrus (560) nicht sehr schwer wurde, sich an die Stelle seines Großvaters Astyages auf den Thron zu schwingen. Gleich im ersten Treffen giengen die vornehmsten Feldherren zum Cyrus über, und die gemeinen Meder, die dem Astyages noch treu blieben, wurden niedergehauen. In einem zweyten Treffen wurde Astyages selbst gefangen, und Cyrus ließ

ließ ihn sein noch übriges Leben in der Gefangenschaft zubringen. So wurde Cyrus Besitzer der medischen Monarchie, so wurden die Perser zur herrschenden Nation!

Astyages war der Schwager des Königes Krösus von Lydien, der den Plan, sich zum Oberherrn von ganz Vorderasien aufzuwerfen, schon so glücklich durchgesetzt hatte, daß ihm alle kleinasiatischen Staaten bis an den Halys Tribut geben mußten. Diesem konnte des Cyrus emporwachsende Macht nicht gleichgültig bleiben; er faßte daher den Entschluß, ihn noch zu rechter Zeit entgegen zu arbeiten. Ehe er aber den wichtigen Krieg unternahm, zog er das Orakel des Jupiters Ammons, ingleichen verschiedene griechische Orakel, zu Rathe. Das meiste Zutrauen hatte er zu dem delphischen. Er suchte sich daher die Gunst des delphischen Apolls durch kostbare Geschenke zu verschaffen. Unter andern schickte er demselben 117 backsteinförmige Klumpen von Gold, von welchen die längsten 6, die kürzesten 3 Spannen in der Länge, und alle eine Spanne in der Dicke, hatten. In der That ein sehr sonderbares Geschenk, das aber vermuthlich durch Sagen

Sagen

Sagen sehr übertrieben worden ist. Dafür erhelet nun Krösus vom Orakel eine Antwort, die nichts weniger als bestimmt war. Sie lautete: „wenn Krösus über den Halys setz, so wird er ein großes Reich vernichten“. Dieß konnte, wie Krösus sich einbildete, kein anders als das persische seyn. — Krösus vertraute aber seiner Macht nicht allein; er ließ sich vielmehr mit den Monarchen von Babylon und Aegypten, ingleichen mit den Lacedämoniern, in Verbindung ein.

Krösus gieng (540) mit 200000 Mann über den Halys, und verwüstete Kappadocien, eine Provinz des medischen Reiches. Cyrus übergab indessen seinem Oheim Cyaxares, oder Darius dem Medier, die Regierung seines Staates, und eilte mit 400000 Mann dem Krösus entgegen. Man schlug sich zweymal, ohne daß der Ausgang entscheidend war. Cyrus schien endlich keine Neigung mehr zu haben, den Krieg fortzusetzen, und der getäuschte Krösus zog daher nach Sardes zurück, mit dem Entschlusse, den Krieg im folgenden Jahre mit desto größerm Nachdrucke zu erneuern. Allein Cyrus rückte ihm auf Umwegen so unvermerkt

vermerkt und plötzlich nach, daß er ihn in den Ebenen bey Sardes überfallen konnte. Krösus, der sein Heer nicht mehr beysammen hatte, mußte seine Zuflucht in seiner Residenzstadt suchen. Vergeblich hoffte er auf den Beystand seiner Bundesgenossen; die Perser eroberten die Stadt durch Sturm, und Krösus ward ein Gefangener seines Ueberwinders. Cyrus übertrug seinen Feldherren das Geschäfte, die Griechen an der Küste von Kleinasien zu bezwingen, und eilte nach Oberasien zurück, um daselbst ein Volk nach dem andern zu unterjochen. Nun (536) kam die Reihe an die babylonische Monarchie. Die Eroberung der Stadt Babylon kostete große Anstrengung, weil sie ausserordentlich gut befestigt und versorgt war. Cyrus ließ um die Mauern von Babylon einen Damm aufführen, welcher ihrer Höhe gleich kam. Nachdem er noch manches andre Mittel, sich der Stadt zu bemächtigen, vergeblich aufgebothen hatte, gerieth er endlich auf den Einfall, den Euphrat, der durch die Stadt strömte, in einem See abzuleiten, den man der Königin Nitokris zuschrieb. Man benutzte zur Ausführung dieses Plans eine Nacht, wo die Babylonier von einem rauschenden

scheidenden

schenden Feste ausruheten, und man arbeitete mit solchem Eifer, daß am andern Morgen die Perser durch die Oeffnung eindringen konnten, durch welche der Euphrat sonst ein und ausfloß. Cyrus überließ die Stadt seinem Oheim Cyaxares zur Residenz, der aber schon nach zwey Jahren starb.

Die phöniciſchen Städte unterwarfen sich dem Cyrus freywillig. Dieser ließ ihre Verfassung, und ihren Handel ungeſtört, und begnügte sich bloß mit einem Tribute.

Cyrus hatte nunmehr alle Länder in Ober- und Vorderaſien ſeiner Herrſchaft unterworfen. Die bezwungenen Völker halfen ſeine Kriegsmacht außerordentlich verſtärken, und dieſe beſtand nunmehr aus 120000 Reitern, 2000 Kriegswagen und 600000 Mann Fußvolk. Bey einem ſo ungeheuern Heere fiel es dem bisher immer ſiegreichen Cyrus zu ſchwer, von ſeinen Unternehmungen völlig auszuruhen. Die nordöſtlichen Provinzen ſeines Reiches gränzten an das Land, wo die Maſſageten, die zu den Stammvätern der Turkmannen und anderer tatariſchen Völker auf der Oſtſeite des

des

des kaspischen Meeres gehören, in nomadischen und kriegerischen Schwärmen herumzogen. Ein großer Fluß, Namens Oxus, trennte sie von dem westlichen Asien. Sonderbar scheint es, daß die tapferen Massageten sich damahls von einem Weibe beherrschen ließen, und daß dieses Weib den Eroberer so vieler Länder besiegte. Cyrus verlorh neben einer Schlacht seine Freiheit und Tomyris, so hieß die Monarchin der Massageten, ließ ihm (529) den Kopf abhauen. Ein so trauriges Ende hatte Cyrus der glückliche und weise Stifter eines der größten Weltstaaten, der sich von der Ostseite des kaspischen Meeres, bis an die westliche Küste von Kleinasien, ausdehnte.

Gegen die Juden, die in Medien in der Gefangenschaft lebten, bewies sich Cyrus sehr gütig. Daniel, mit dem er durch die Eroberung Babylons bekannt wurde, wußte ihn auf das traurige Schicksal seiner Nation so aufmerksam zu machen, daß Cyrus (536) den Entschluß faßte, die Juden in ihr Land zurückkehren zu lassen. Er ließ ihnen in dieser Absicht auch alle die Gefäße und Geräthschaften ausliefern, die Nebukadnezar aus dem
 Tem

Tempel zu Jerusalem mit weggenommen hatte. Die meisten Juden waren aber mit ihrem Aufenthalt in Babylonien so zufrieden, daß sie sich nach ihrem Vaterlande gar nicht wieder zurücksehnten. Doch von denen, die vor beynähe fünfzig Jahren aus Judäa weggeführt wurden, lebten nur noch wenige, meistens alte Leute, für welche die Reise zu beschwerlich war, und ihre in Medien gebohrnen Kinder und Enkel fühlten den Reiz, das Land ihrer Väter zu sehen, nicht stark genug. Daher beließ sich die Zahl derer, die nach Judäa zurückkehrten, nur auf 42360 Personen, wozu noch 7373 Leibeigene beyderley Geschlechts kamen. Also zusammen noch nicht völlig 50000 Personen, und dieß war alles, was von der ehemals 4 Millionen starken Nation ins Vaterland zurückkehrte.

Der Nachfolger des Cyrus, der die Juden so gütig behandelte, Rambyfes, fügte noch Aegypten zu der persischen Monarchie hinzu. Schon Cyrus soll den Beherrscher desselben zum Tribute gezwungen haben, und der Pharao Amasis versuchte es also, der persischen Herrschaft sich wieder zu entziehen. Auch soll ein

ein ägyptischer Augenarzt, der vom Amasis beleidigt worden war, aus Rache den Kambyfes zum Kriege gegen Aegypten gereizt haben. Doch der Gedanke, das fruchtbare Nil-land zu erobern, war für den Kambyfes, dessen Monarchie blos durch Wüsteneyen von demselben getrennt wurde, viel zu natürlich, als daß er die Ausführung desselben lange aufschieben sollte. Kambyfes verlangte, um einen Vorwand zu Feindseligkeiten zu bekommen, die Tochter des Amasis für seinen Harem; dieser hielt seine Tochter zu einer solchen Absicht für zu gut, und dennoch durfte er es nicht wagen, dem persischen Monarchen die Erfüllung seiner Bitte zu verweigern. In dieser Verlegenheit befann er sich endlich auf ein Auskunftsmittel. Er schickte dem Kambyfes die Nitetis, des Npries einzige Tochter, ein überaus ansehnlich und schön gebildetes Frauenzimmer, mit dem glänzendsten Gefolge. Nitetis entdeckte dem Kambyfes die Täuschung um so williger, da sie sich bey dieser Gelegenheit an dem, der ihre Familie unglücklich gemacht hatte, zu rächen wünschte. Nun schwor der erzürnte Kambyfes dem Amasis den Untergang. Um das Unglück des letztern zu vergrößern, gieng auch Phas

Galletti Weltg. 2t Th. D nes,

nes, der Oberbefehlshaber der griechischen Truppen in ägyptischem Solde, zum Kambyfes über, und der vom Amasis beleidigte König von Sarnos ließ dem persischen Monarchen seine Flotte. Doch Amasis erlebte den Ausbruch des ihn drohenden Ungewitters nicht. Sein Sohn Psammenit wurde von dem Angriffe des Kambyfes so überrascht, daß er nicht Zeit hatte, ein Heer zu versammeln. Die Perfer bemächtigten sich (525) der wichtigen Gränzfestung Pelusium, die, an einem Arme des Nils, zwischen großen Moräften lag. Kambyfes ließ, wie man erzählt, eine Menge Katzen, Hunde und andere den Aegyptern heilige Thiere vor seinen Soldaten hergehen, und die Aegypter enthielten sich, um die verehrungswürdigen Geschöpfe nicht in Gefahr zu bringen, lieber alles Widerstandes. Das persische Heer rückte nun nach Memphis heran; die ägyptische Kriegsmacht, die sich ihm entgegenstellte, wurde geschlagen. Psammenit und die vornehmsten Aegypter suchten zwar in Memphis Zuflucht; allein sie fielen nebst dieser Stadt dem Sieger in die Hände. Psammenit wurde erst vom Kambyfes mit vieler Schonung behandelt; bald beschuldigte man ihn aber der Absicht, die

Regi-

Regierung von Aegypten wieder an sich reißen zu wollen, und nun hielt sich Rambyfes berechtigt, ihn des Lebens zu berauben. So erreichte Aegypten, einer der ältesten und vornehmsten Staaten der Welt, sein Ende.

Rambyfes wollte nun seine Eroberungen in Afrika fortsetzen, und besonders das Orakel des Jupiter Ammons im Lande der Aethioper in seine Gewalt bringen. Vorher schickte er einige Abgeordnete nach Aethiopien, welche von der Beschaffenheit und den Zugängen des Landes genaue Nachrichten einziehen sollten. Um seine eigentliche Absicht zu verbergen, ließ er dem äthiopischen Monarchen Geschenke überreichen. Dieser überschickte ihm dagegen einen großen Bogen aus seiner Kammern, den Rambyfes nicht zu spannen vermochte. Dieser übereilte sich in seinen Anstalten zu dem Feldzuge nach Aethiopien so sehr, daß er für keinen hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln, und Kriegsbedürfnissen, sorgen konnte. Von Theben in Oberägypten aus traten 50000 Mann den Zug an. Dieser gieng durch große Sandwüsten, und ein heftiger Südwind setzte den lockern Sand dergestalt in Bewegung, daß die ganze

Armee lebendig begraben wurde. Mit einem andern Heere trat indessen Kambyfes selbst den Marsch nach Aethiopien an. Nachdem er kaum den fünften Theil des Weges zurückgelegt hatte, waren schon alle Lastthiere aufgezehret, und die Soldaten mußten Kräuter und Gras essen. Dennoch besann sich Kambyfes so wenig, daß er den unsinnigen Marsch vielmehr fortsetzte. Nun folgten dürre Sandwüsten, wo gar nichts Grünes keimte, und es blieb weiter nichts übrig, als den zehnten Mann zu schlachten. Die Tafel des Kambyfes war während der Zeit immer vollauf besetzt. Für diese hatte man Vorrath und Lastthiere genug übrig behalten. Sehr ermüdet und traurig kehrte nun der Ueberrest des unglücklichen Heeres nach Theben zurück.

Als Kambyfes nach Theben kam, ließ er, aus Verdruß über die fehlgeschlagene Unternehmung, die vielen zum Theil prächtigen Tempel dieser Stadt plündern und abbrennen. Hierauf begab er sich nach Memphis. Eben waren die Einwohner dieser Stadt, wegen eines dem Apis gehelligten Festes, in lautem Jubel. Kambyfes bildete sich ein, man suche durch diesen

diesen frohen Lerm seine Freude über den unglücklichen Ausgang des Feldzuges zu äußern. Vergeblich bemühte man sich, ihn vom Gegentheile zu überzeugen. Endlich verlangte er den Gott, der die Ursache dieser Freude war, zu sehen. Man führte ihm einen jungen Stier vor. Dieser Anblick versetzte ihn in ein so zorniges Erstaunen, daß er in der Wuth seinen Dolch zog, und den Apis in die Hüfte verwundete. Den Priestern machte er, wegen der Anbetung eines unvernünftigen Thieres, die bittersten Vorwürfe, und sie wurden noch obendrein scharf gezeißelt. Auch drohete er allen denen, die an der Feyer des Festes Antheil nehmen würden, mit dem Tode. Der verwundete Apis verschied einige Zeit hernach, und wurde von seinen Priestern feyerlich begraben. Die Aegypter konnten die Mißhandlungen und Beschimpfungen, die Rambyzes ihrer Religion hatte widerfahren lassen, so wenig vergessen, daß sie ihnen die persische Oberherrschaft auf immer verhaßt machten.

Rambyzes bewies durch sein Verfahren mehr als zu deutlich, daß er wenigstens zuweilen Anfälle von Wahnsinn hatte. Auf seinen

Brüder

Bruder Smerdis, dem es beynahe gelungen war, den großen äthiopischen Bogen zu spannen, warf er einen so großen Meid, daß er ihn nach Persien zurückschickte. Ein Traum kündigte ihn denselben als denjenigen an, der ihn vom Throne verdrängen würde. Dieß war für den Wüthrich schon ein hinlänglicher Bewegungsgrund, dem Bruder das Leben zu nehmen. Zu dieser Mordthat fügte er eine noch schrecklichere hinzu. Er hatte seine eigne Schwester Meroe in seinen Harem genommen. Als nun Meroe den Tod ihres Bruders betrauerte, gerieth Kambyfes darüber so in Zorn, daß er ihr einen tödtlichen Stoß in den Unterleib versetzte. Doch Kambyfes hörte nicht auf, Beweise seiner Raserey zu geben. Er ließ verschiedene von seinen vornehmsten Dienern lebendig begraben, und täglich war einer derselben das Opfer seiner Wuth. Einen großen Theil seiner unsinnigen und grausamen Handlungen begieng er in der Trunkenheit. Daß er den Wein zu unmäßig genoß, gestand ihm selbst sein Günstling Prexaspes, als er fragte, was wohl die Perser für eine Meynung von ihm hegten? Um den Günstling zu überzeugen, daß er nicht zu viel Wein tränke, schoß er

den

den Sohn desselben durchs Herz. Einst wagte es der gefangene Krösus, dem Kambyfes wegen seines tyrannischen Verfahrens Vorstellungen zu machen. Kambyfes wurde aber über die Freymüthigkeit des Krösus so aufgebracht, daß er ihn hinzurichten befohl. Diejenigen, die den grausamen Befehl hatten, wagten es, ihn nicht zu vollziehen, weil sie wußten, daß ihn Kambyfes in der Folge bereuen würde. Wirklich freute sich Kambyfes darüber, als er die Nachricht bekam, daß Krösus noch lebte. Dennoch mußten aber diejenigen sterben, die ihm diese Freude bereitet hatten.

Die tyrannische Regierungsart des Kambyfes, die durch die Schilderung der partheyischen ägyptischen Priester noch ein schrecklicheres Ansehn bekommen haben mag, wurde bald so verhaßt, daß sie nach sieben Jahren (522) eine Revolution verursachte. Die Magier, die in Persien Priester, Gelehrte und Minister waren, und zu den vornehmsten Volksstämmen gehörten, benutzten die Unzufriedenheit der Nation, sich die Regierung zuzueignen. Der Obermagier, der während des Kambyfes Abwesenheit die Staatsverwaltung besorgte, hatte einen Bruder, Namens
Pati-

Patizeithes, der dem hingerichteten Emerdis sehr ähnlich sah. Da nun dessen Hinrichtung, ein im Orient gewöhnlicher Fall, nicht öffentlich geschehen war, so glaubte man leicht das Gerücht, daß Emerdis noch am Leben sey. Der vermeynte Emerdis wurde also zum Könige ausgerufen, und man schickte einen Herold an die Armee, die sich mit dem Kambyfes auf dem Marsche befand, um sie zum Gehorsame gegen den Emerdis aufzufordern. Diese war mit dem Kambyfes indessen bis nach Syrien gekommen. Kambyfes hatte es dem Prexaspes aufgetragen, seinem Bruder Emerdis das Leben zu nehmen. Kambyfes fragte daher den Herold in seiner Gegenwart sorgfältig aus, und da zeigte sich, daß der Bruder wirklich getödtet, und der vermeynte Emerdis ein Magier wäre. Kambyfes fühlte es jetzt auf einmal, wie unrecht er an seinem Bruder gehandelt hatte. Ein Strom von Thränen bezeugte seine Reue. Er brach nun auf, um die Empörung zu unterdrücken. Als er zu Pferde steigen wollte, schoß sein Schwerdt aus der Scheide, und verwundete ihn so gefährlich am Schenkel, daß die Wunde tödtlich wurde.

Der

Der vermeynte Emerdis blieb also auf dem Throne, und die Magier gaben sich alle Mühe, ihm die Liebe der Unterthanen zu verschaffen. Diese erhielten daher eine dreysjährige Befreyung von allen Abgaben und Kriegsdiensten. Alle ihre Bemühungen waren aber doch nicht hinlänglich, dem vermeynten Emerdis das Zutrauen der Perser zu erwerben; auch fanden sie schon die Herrschaft eines Meders unerträglich. Die vornehmsten persischen Herren, zu welchen auch Prexaspes gehörte, verschworen sich daher zu seinem Untergange. Der vermeynte Emerdis hatte, eines Verbrechens wegen, seine Ohren eingebüßt. Dieß war dem Otanes, einem von den vornehmsten persischen Herren bekannt. Seine Tochter Phedyma befand sich aber in dem Haarem des Emerdis. Dieser trug es nun ihr Vater auf, wegen der Ohren eine Untersuchung anzustellen. Der Umstand fand sich ganz richtig, und Otanes wurde nun mit sechs andern persischen Herren einig, den falschen Emerdis zu unterdrücken. Da die Magier von der Gefahr, die demselben bevorstand, etwas merkten, so ließen sie sich von dem Prexaspes versprechen, daß er vor dem versammelten Volke, von einem Thurme herab,

herab,

Herab, den Smerdis für den rechten Bruder des Kambyfes erklären wollte. Allein Preyaspes rief, zum großen Erstaunen der Magier, ganz laut, daß er selbst den Bruder des Kambyfes ungebracht hätte, und daß der, der jetzt regiere, der Magier Smerdis sey. Seine Erklärung war um so glaubwürdiger, da er sie durch seinen Tod bekräftigte; denn er stürzte sich, nachdem er Götter und Menschen wegen seines Verbrechens um Verzeihung gebeten hatte, vom Thurme herab. Indessen drangen die verschwornen Herren in den königlichen Pallast, und tödteten den falschen Smerdis, nebst seinem Bruder, dem Obermagier. Man zeigte die Köpfe dem Volke, und dieses war auf den ganzen Stand der Magier so erbittert, daß es noch viele andre Magier umbrachte. So endigte sich die Regierung des vermeynten Smerdis, nachdem sie nicht länger als acht Monate gedauert hatte.

Die sieben Herren, welche seinen Untergang bewirkt hatten, überlegten nun wie die künftige Regierung Persiens einzurichten wäre. Die Meynungen waren verschieden; Darius, der
Sohn

Sohn des Hystaspes, erklärte sich aber standhaft für die Monarchie. Die übrigen traten ihm endlich alle bey, bis auf den Otanes, der nicht herrschen, aber auch sich nicht beherrschen lassen wollte. Uebrigens wurde noch ausgemacht, daß die Gemahlin des Königs allemal aus der Familie eines dieser Herrn gewählt werden sollte, und daß die Herren, welche die jetzige Verabredung träfen, unangemeldet zum Könige, nur nicht in das Schlafzimmer, gehen könnten. Die Wahl desjenigen, der unter ihnen den Thron besteigen sollte, überließen sie dem Ausspruche der Gottheit. Da nun das Pferd der Sonne heilig, da es das vornehmste Sinnbild derselben war, so wurde man einig, gegen Aufgang der Sonne, auf einem gewissen Plage zu Pferde zu erscheinen, und das erste Wiehern entscheiden zu lassen. Der Hengst des Darius wieherte zuerst, weil er sich an eine Stute erinnerte, die der schlaue Stallmeister desselben ihm den Tag vorher auf diesem Plage vorgeführt hatte. Auf diese Art wurde, wie die Sage lautet, Darius, der Sohn des Hystaspes, eines der vornehmsten Feldherrn des Cyrus, Besitzer der großen persischen Monarchie. Er wählte, um sich mit

mit der Familie des großen Cyrus recht in Verwandtschaft zu bringen, zwey Töchter deselben zu Gemahlinnen; zu welchen er noch eine Tochter des ächten Smerdis, und die Phedyma, die Tochter des Otanes, hinzufügte. Darius aber gerieth in Gefahr, einen großen Theil seiner ansehnlichen Monarchie zu verlieren.

Die Babylonier waren der persischen Herrschaft so überdrüssig, daß sie schon seit einigen Jahren heimlich Anstalten gemacht hatten, sich derselben zu entziehen, und wieder einen eignen Staat zu bilden. Dieß wollte ihnen nun Darius nicht gestatten, und er rückte mit einem so ansehnlichen Kriegsheere gegen sie an, daß sie sich bald in ihre Hauptstadt zurückziehen mußten. Schon hatte Darius die Stadt anderthalb Jahre lang belagert, und alle seine Bemühungen, sie einzunehmen, waren vergeblich gewesen. Schon war er (516) im Begriffe, diese Belagerung aufzuheben, als Zopyrus, einer seiner Oberbefehlshaber, ihm durch ein ausgezeichnetes Opfer seiner Ergebenheit, den Weg zur Eroberung der Stadt bahnte. Er begab sich ohne Nase und Ohren,

Ohren, und mit den schrecklichsten Spuren einer gewaltsamen Mißhandlung, zu den Babyloniern, die durch seinen Anblick leicht überzeugt wurden, daß er der grausamen Behandlung des Darius entwischet sey. Er erwarb sich auch ihr Zutrauen in so großem Maße, daß er dadurch in den Stand gesetzt wurde, dem Darius die Einnahme Babylons zu erleichtern. Dieser ließ nun drey Viertel von der Höhe der Mauern niederreißen. Dem Zopyrus wies er auf Lebenszeit die Einkünfte der Stadt an.

Darius war jedoch nicht allein bemühet, die bisherigen Provinzen seiner Monarchie zu erhalten; er wollte auch seine Herrschaft in Asien noch weiter ausbreiten, und vorzüglich waren es hier die kostbaren Landeserzeugnisse Indiens, die seine Eroberungssucht reizten. Vorzüglich zog das Land auf der Westseite des Indus seine Aufmerksamkeit auf sich. Ein griechischer Seefahrer, von einer Insel bey Karien, Namens Scylax mußte (509) diese Gegend untersuchen, und den Indus hinabfahren. Aus der Mündung dieses Stromes schiffte er nach Westen bis in den arabischen

schen

fchen Meerbufen. Auf den Bericht deffelben gründete nun Darius feine Unternehmung gegen Indien, durch die er fich den weftlichen Theil deffelben zinsbar machte. Darius wagte es nicht, in Indien tiefer einzudringen. Ohne Zweifel hielten ihn die großen Schwierigkeiten, die der damalige Zuftand des meiftens unangebauten und volkarmen Indiens auf der Oßfeite des Indus dem glücklichen Ausgange einer Unternehmung entgegenftellte, von derfelben ab. Indien tritt daher nicht weiter auf dem Schauplatze diefes Zeitraumes auf, und noch unbekannter blieb das hinter ihm liegende China, deffen Einwohner an den großen Händeln des übrigen Menfchengeflechtes in der alten Welt gar keinen Antheil nahmen. Eben diefer Darius war der erße perfifche Monarch, der feine Herrfchaft im ößlichen Europa ausbreitete.

Drittes Kapitel.

Zustand der Staaten im südöstlichen Europa. Geschichte von Athen und Sparta bis auf den persischen Krieg. Des Darius Feldzüge gegen die Scythen und Athener.

Unter den Staaten im östlichen Europa spielten Sparta und Athen die wichtigsten Rollen. Die Spartaner hatten sich, durch die strenge Befolgung der lykurgischen Gesetze, zur ersten Kriegsnation unter ihren Landesleuten erhoben. Zuerst entwickelten sie ihre kriegerischen Kräfte und Einsichten in der Fehde, in die sie mit ihren westlichen Nachbarn, den Messeniern, geriethen. Diese Händel fiengen sich schon fast 180 Jahre vor Chrus an; sie endigten sich aber erst im persischen Zeitalter, nachdem sie drey Mahl von neuen angegangen waren. Der Krieg wurde aber nicht allein zwischen
den

den Spartanern und Messeniern geführt; sondern es nahmen auch andre kleine Staaten an denselben Antheil. Gleich im ersten Kriege standen Argos und Sicyon den Messeniern bey. Letztere hatten an ihrem Könige Aristodem einen vortreflichen Anführer, der, als er (724) ihre Hauptfestung Ithome nicht retten konnte, sich selbst das Leben nahm. Die Messenier wurden dadurch so geschwächt, daß sie sich unter andern verbindlich wachen mußten, den Spartanern die Hälfte von dem Ertrage ihrer Länder zu geben. Dieser Zustand war ihnen aber so unerträglich, daß sie nach einiger Zeit (685) den Krieg erneuerten. Hierzu munterte sie hauptsächlich Aristomenes, aus dem Geschlechte ihrer Könige, ein Mann von vortreflichen Eigenschaften, auf, der uneigennützig genug dachte, die Königswürde auszuschlagen. Argos und Arkadien leisteten den Messeniern Beystand. Dem Rathe des delphischen Orakels zufolge, baten sich die Spartaner von den Athenern einen Feldherrn aus. Diese schickten ihnen den lahmen Schulmeister und Dichter Tyräus. Durch seine Erscheinung fanden sich die Spartaner anfangs beleidigt; bald überzeugte sie aber die Erfahrung, daß

bessen

dessen Ermahnungen und Gesänge, voll kriegerischer Begeisterung, ihren Muth anfeuerten, und ihre Standhaftigkeit belebten. Der unerschrockene Aristomenes sah sich endlich von den Arkadiern verlassen. Er selbst gerieth in die Gefangenschaft der Spartaner. Diese warfen ihn in eine tiefe Höhle, aus welcher er sich, von einem Fuchs geleitet, wieder herausarbeitete. Er wurde jedoch zum zweyten Male gefangen. Doch auch jetzt war er so glücklich, wieder in Freyheit zu kommen. Allein mit aller seiner Unerfrochtenheit und Tapferkeit befand er sich doch nicht im Stande, seine Landsleute von der Uebermacht der Spartaner zu retten, welche dieselbe (668) so ins Gedränge brachten, daß sie ihre Sklaven werden mußten. Aristomenes starb auf der Insel Rhodus, und viele Messener wanderten aus, und begaben sich nach Sicilien *). So hatten also die Spartaner die Messener unterjocht. Sie führten während der Zeit ihre Ephoren (Staatsaufseher oder Bürgervorsteher) ein. Diese, fünf an der Zahl, hatten

*) Oben S. 25.

ten ursprünglich die Bestimmung, während der Entfernung der Könige, die Staatsverwaltung zu führen. Sie wurden jährlich vom Volke, und oft aus dem niedrigsten Stande, gewählt. Kühne, aufrührerisch gesinnte, geschwätzigte Bürger konnten sich auf die Stellen der Ephoren am meisten Rechnung machen. Ihre Stimme galt nicht eher, als wenn sie einmüthig waren. Sie hatten überall den Vorsitz, und ihre Macht war fast uneingeschränkt. Die Könige und der Senat zitterten vor ihnen.

Während daß Sparta von den Ephoren beherrscht wurde, trug Athen das sanftere Joch des Pisistratus und seiner Söhne *). Solon hatte das Mißvergnügen, daß sich Pisistratus, seiner so weise eingerichteten Verfassung zum Troste, zum Oberhaupte seines Vaterlandes aufwarf. Pisistratus besaß alle Eigenschaften, um sich die Liebe des Volkes zu erwerben. Leutselig in der Miene, angenehm im Tone der Stimme, bescheiden in seinen Ausdrücken, hinreißend, wenn er eine
 öffentl

*) Theil I, S. 357.

öffentliche Rede hielt, wußte er die Herzen der meisten Athener nach sich hinzuziehen. Die armen Bürger gewann er durch klug eingerichtete Geldaustheilungen; dürstige ließ er auf seine Kosten beerdigen; der Genuß seiner schönen Gärten war jedem erlaubt. Dabey schien niemand ein eifrigerer Freund der Freyheit, und der solonischen Verfassung, als Pisiſtratus. So gelang es ihm, der Liebling des Volkes zu werden. Auf die Liebe desselben stützte er seinen Plan, sich zum Oberherrn von Athen zu machen. Er und die Maulthiere, die seinen Wagen zogen, erschienen einst (561) verwundet auf dem Markte, um gegen vermeyntliche Angriffe Schutz zu suchen. Diese List gelang ihm so gut, daß ihm das Volk eine Leibwache von 400 Mann zugestand. Mit dieser bemächtigte er sich der athenischen Festung. Dem Solon blieb jetzt weiter nichts übrig, als in einer Volksversammlung die Freyheit seiner Mitbürger zu schelten, und sich zu entfernen.

Pisiſtratus hatte die Parthey des Megakles, eines andern angesehenen Mannes, unterdrückt. Diese erhob sich aber wieder so mächtig,

tig, daß Pisistratus (560) Athen verlassen mußte. Die Regierung wollte seine Güter verkaufen; aber es fanden sich keine Käufer. So sehr war Pisistratus beliebt, und so gewiß rechnete man darauf, daß er wieder zurückkommen würde. Man hatte sich in dieser Erwartung nicht getäuscht. Da sich die Athener immer in mehrere Partheyen theilten, so behauptete jetzt ein gewisser Lykurg ein so vorzügliches Ansehn, daß Megakles dadurch bewogen wurde, mit dem Pisistratus Freundschaft zu stiften. Das Unterpand dieser Freundschaft war eine Verbindung, die Pisistratus mit der Tochter des Megakles eingieng. Pisistratus sollte nun (556) wieder nach Athen zurückkehren. Seine günstige Aufnahme wurde auf eine listige Art vorbereitet. Phya, ein Frauenzimmer von gemeiner Herkunft, aber außerordentlich edler Bildung, fuhr als Minerva, vom Pisistratus begleitet, auf einem Wagen in die Stadt, vor welchem ein Herold ausrief: „o ihr Athener! gewährt dem Pisistratus, den selbst die Göttin Minerva nach der Festung zurückbringt, eine günstige Aufnahme.“ Die erstaunten Athener gehorchten, und die vermeynte Minerva wurde die Gemah-

mah-

mahlin des Hipparchus, des ältesten Sohnes
des Pisistratus.

Pisistratus zögerte, die Verbindung mit der
Tochter des Megakles zu vollziehen. Dieß
erzeugte neue Feindschaft, und Pisistratus
lebte vierzehn Jahre (538-552) von Athen
entfernt zu Eretria, auf der Insel Euböa,
Indessen sammelte er ein Heer, das besonders
durch die Thebaner sehr verstärkt wurde, und
bemächtigte sich der Stadt Marathon, wo
viele von seinen Anhängern aus Athen sich zu
ihm gesellten. Jetzt (538) befand er sich im
Stande, die Mannschaft, die ihm die Re-
gierung zu Athen entgeschickte, zu schlagen,
und die Oberherrschaft über die Athener mit
Gewalt sich zuzueignen. Die Athener waren
aber unter seiner Herrschaft gar nicht unglück-
lich. Pisistratus beförderte den Ackerbau und
den Oehlbau; er zierte Athen mit schönen
Gebäuden; er legte die erste Bibliothek zu
Athen an. Er machte auch zuerst Anstalten,
Homers zerstreute Gedichte zu sammeln, und
er beschleunigte die Sammlung derselben da-
durch, daß er für jeden Vers etwas gewisses
bezahlte. Dabey blieb er immer ein strenger
Ver-

Ver-

Beobachter der solonischen Gesetze. Seine ganze Regierung über Athen dauerte überhaupt 33 Jahre.

Peisistratus hatte zwey Söhne, die Hipparch und Hippias hießen. Jener war ein gutdenkender Mann, voll Kenntnisse und Liebe für die Wissenschaften. Einer seiner liebsten Gesellschafter war der Dichter Simonides. Den berühmten Anacreon ließ er auf einer Galeere von 50 Rudern nach Athen holen. Um die Athener auf die Vorschriften der Weisheit recht aufmerksam zu erhalten, ließ er sowohl in der Stadt, als auf dem Lande, Hermes Säulen aufrichten, auf welchen jene Vorschriften in Verse eingekleidet eingehauen waren. Seine Regierung war überhaupt für die Athener so wohlthätig, daß er sie viele Jahre in Ruhe verwaltete. Dennoch brach zuletzt (514) eine Verschwörung gegen sein Leben aus. Ein gewisser Athener, Namens Aristogiton, liebte einen überaus schönen Jüngling, der Harmodius hieß. Dieser gefiel nun auch dem Hipparch, und der Regent soll ihn zur Erfüllung seiner Wünsche gezwungen haben. Der hierdurch schon äußerst getränkte Harmodius erfuhr aber von Seiten des Hipparch

parchs noch eine Beleidigung. Hipparch beschimpfte seine Schwester, indem sie sich auf dessen Befehl von einer öffentlichen Feyerlichkeit entfernen mußte. Harmodius und Aristogiton verbanden sich hierauf mit einigen andern von ihren Freunden in der Stille, in der Absicht, dem Hipparch bey den Panathenäen, dem Hauptfeste der Athener, wo jeder Bürger bewaffnet erscheinen mußte, das Leben zu nehmen. An dem bestimmten Tage sahen sie einen von den Verschwornen mit dem Hipparch sehr freundschaftlich reden. Dieß erregte in Ihnen die Vermuthung, daß sie verrathen wären. Sie stürzten sich daher sogleich über den Hipparch her, und brachten ihm mehrere tödtliche Wunden bey. Das gemeine Volk gerieth darüber so in Unwillen, daß es den Harmodius sogleich auf der Stelle niedermachte, und den Aristogiton an den Hippias auslieferte. Doch eben dieses Volk, das den Plan der Verschwornen so wenig unterstützte, widmete dem Andenken des Aristogiton und Harmodius Lobgesänge und Bildsäulen, und räumte den Nachkommen derselben Vorrechte ein.

Hippias, der sich nach dem Tode seines Bruders der Regierung bemächtigte, zeichnete
die

dieselbe durch eine übertriebene Strenge aus. Er ließ den Aristogiton die Schmerzen der Folter ausstehen, um von ihm das Geständniß der übrigen Verschwornen herauszupressen. Aristogiton nannte einige von den besten Freunden des Hipparch, die Hippias auf der Stelle hinrichten ließ. Als ihn Hippias hierauf fragte, ob keine mehr übrig wären, antwortete Aristogiton: „ich kenne auffer dir niemand, der den Tod verdient hätte.“ Leana, eine Geliebte des Aristogiton, sollte gleichfalls durch die Folter zum Geständnisse gebracht werden; sie biß sich aber während der Marter die Zunge ab, um sich auffer Stand zu setzen, etwas auszusagen, was ihrem Liebhaber nachtheilig seyn könnte. Hippias wollte sich gegen ähnliche Verschwörungen sichern. Er ließ sich daher mit verschiedenen auswärtigen Staaten in Verbindungen ein, und dachte auf Vergrößerung seiner Macht. In der letztern Absicht belegte er die Athener mit drückenden Abgaben. Durch diejenigen, die darüber mißvergnügt waren, wurde die in der Verbannung lebende Parthey des Megakles so sehr verstärkt, daß sie den Plan machte, die Familie des Pisistratus wieder aus Athen zu vertreiben. Um die

Am:

Amphietyonen (die Staatenversammlung der Griechen), so wie das Orakel zu Delphi, für ihre Sache zu gewinnen, erbothen sie sich den Tempel zu Delphi von neuem aufzubauen, und sie führten dessen Vorderseite von parischem Marmor auf. Dafür forderte die Pythia alle Lacedämonier, die sie zu Rathe zogen, zur Befreyung der Athener auf. Diese Aufforderung bewirkte endlich auch so viel, daß sich die Lacedämonier wirklich entschlossen, die Familie des Pisistratus aus Athen fortjagen zu helfen. Anfangs fiel ihr Angriff unglücklich aus, weil Hippias durch 1000 thessalische Reuter unterstützt wurde; endlich nöthigten sie ihn aber doch, sich in Athen einzuschließen. Die Eroberung dieser Stadt würde ihnen vielleicht sehr schwer geworden seyn, wenn der Zufall ihnen nicht ein leichteres Mittel verschafft hätte, ihren Plan durchzusetzen. Hippias, der wegen des Schicksals seiner Familie besorgt zu werden anfieng, schickte seine Kinder aus der Stadt, um sich nach einem sichern Zufluchtsorte zu begeben. Diese fielen den Lacedämoniern in die Hände, und Hippias mußte ihre Freyheit durch das Versprechen erkaufen, daß er Athen in Zeit von fünf Tagen

Tagen verlassen wollte. Er wanderte hierauf (509) mit seiner Familie nach Phrygien in Kleinasien, wo ein unehlicher Bruder desselben Besitzungen hatte. Die Athener verfolgten nun die Nachkommen des Pisistratus, der einst ihr Liebling war, mit dem unverföhnlichsten Haffe. Auch war ihre Besorgniß, unter die Herrschaft eines ihrer angesehenen Männer zu gerathen, so lebhaft, daß sie in der Folge diejenigen, die sich um das Vaterland vorzüglich verdient gemacht hatten, oft sehr ungerecht behandelten, und des Landes verwiesen.

Nach der Entfernung des Hippas sriten sich wieder zwey Partheyen um die Oberherrschafft, an deren Spitze Klisthenes, des Megakles Sohn, und Isagoras standen. Klisthenes änderte, um sich bey dem Volke beliebt zu machen, in der solonischen Regierung manches ab. Er vermehrte die Classen bis auf zehn, und die Mitglieder des Senats bis auf fünfhundert. Sein Ansehen stieg dadurch so hoch, daß sich Isagoras entfernen mußte. Er begab sich zu seinem Freunde, dem spartanischen Könige Kleomenes. Dieser drang

drang ihm zu Gefallen in das athenische Ge-
 bieth ein, und er kam sogar nach Athen, wo
 er auf 700 Familien zur Verbannung verur-
 theilte. Als er aber den bisherigen Senat
 aufheben, und von den Anhängern des Ipa-
 goras einen andern zusammensetzen wollte,
 ermanneten sich (504) die Athener, und nöthig-
 ten ihn wieder abzugeben. Klisthenes und
 seine vertriebenen Freunde kehrten jetzt wieder
 nach Athen zurück. Kleomenes both nun
 alles gegen die Athener auf; diese thaten ihm
 aber so tapfern Widerstand, daß er nichts
 gegen sie ausrichten konnte. In dieser Lage
 befand sich Athen, als der persische Krieg
 hereinbrach.

Darius, des Sohns des Hystaspes, wollte
 seine Herrschaft auch in Europa ausbreiten.
 Er beschloß daher, die zwischen dem Don
 und der Donau wohnenden Scythen in ihrem
 Lande anzugreifen. Zum Vorwande diente
 ihm der Einfall, den diese kriegerischen Leute
 zur Zeit des Cyarares in Asien gethan hat-
 ten. Sein Heer, das er (513) über die
 Meerenge bey Constantinopel, vermittelst einer
 Schiffbrücke setzte, war 700000 Mann stark.

Die

Die Flotte, die an der Küste hinfuhr, bestand aus 600 Schiffen. Zum Andenken dieses Zuges ließ Darius, an den beyden Seiten der Meerenge, zwey steinerne Säulen aufrichten, von welchen die eine assyrisch, die andre griechisch die Namen aller der Völker enthielt, die an diesem Zuge Antheil genommen hatten. Darius nahm seinen Weg durch den östlichen Theil von Thracien, bis er nordwärts an die Donau kam. Ueber diesen Strom rückte er in das Land der Scythen. Diese gaben ihm aber gar keine Gelegenheit, von seiner großen Kriegsmacht Gebrauch zu machen. Sie verwüsteten ihr Land, verstopften alle Brunnen und Quellen, und zogen sich in ihre Wälder zurück. Darius konnte ihnen nicht nachfolgen, und ein längerer Aufenthalt in dem dürftigen, verheerten Lande brachte ihn in Gefahr, sein Heer verhungern zu sehen. Er hatte die Bewachung der Schiffbrücke, die ihm den Uebergang über die Donau gewährte, den Fürsten der ionischen Städte anvertraut. Wurde ihm dieses Mittel der Rückkehr entzogen, so war sein Untergang unvermeidlich. Der Athener Miltiades munterte die Fürsten auf, diese Gelegenheit, um
der

der persischen Macht auf einmal ihr Ende zu bestimmen, nicht unbenutzt zu lassen; allein Histiaüs, der Fürst von Milet, stellt den übrigen Fürsten sehr überzeugend vor, daß mit der persischen Herrschaft zugleich auch die ihrige, die sich auf dieselbe stützte, aufhören würde. Die Brücke blieb also stehen, und Darius kehrte wieder nach Asien zurück. Einen Theil seines Heeres ließ er unter dem Megabyzus in Thracien zurück, der die thracischen Völker zur Unterwerfung nöthigte. Dieser forderte auch den König Amyntas von Macedonien auf, den persischen Monarchen für seinen Oberherrn anzuerkennen. Amyntas konnte sich der Erfüllung dieses Versprechens nicht entziehen. Er gab den persischen Gesandten ein herrliches Gastmahl. Als sie der Genuß des Weins schon mehr aufgeheitert hatte, verlangten sie auch die Frauen des Königes von Macedonien zu sehen. Diese erschienen, und die Perser fiengen an, sich allerley Freyheiten gegen sie herauszunehmen. Allein, der Prinz Alexander ließ schon Jünglinge als Mädchen verkleidet in die Gesellschaft kommen, von welchen die muthwilligen persischen Herren nidergestoßen wurden. Zwar ließ Darius wegen
der

der Ermordung seiner Gesandten eine Untersuchung anstellen; diese wurde aber durch macedonische Geschenke bald unterdrückt.

Darius begnügte sich aber nicht mit der Herrschaft über Thracien und Macedonien; er wollte auch Griechenland unter seine Gewalt bringen. Zur Ausführung dieses Gedankens brauchte er den Vorwand, daß die Athener den ionischen Empörern geleistet hätten. Aristagoras, der Schwiegersohn und Neffe des obengedachten Histias, war persischer Statthalter zu Milet. Dieser beschloß aus Rache wegen einer Beleidigung, die ihm Artaphernes, der Bruder des Darius zugesügt hatte, die Jonier, die der persischen Herrschaft ohnedies überdrüssig waren, zur Empörung zu reizen. Histias befand sich zwar damals am Hofe zu Susa; er wurde aber dadurch nicht abgehalten, an dem Plane seines Schwiegersohns Antheil zu nehmen. Aristagoras erklärte hierauf die Stadt Milet für unabhängig, und die übrigen kleinen Fürsten folgten seinem Beispiele. Die ionischen Städte kündigten hierauf den Persern (502) völlig den Gehorsam auf.

Arista:

Kristagoras, den die Jonier zu ihrem Oberhaupte wählten, fühlte es sehr gut, daß diese, ohne fremde und nachdrückliche Hülfe, ihre Unabhängigkeit nicht würden behaupten können. Er reisete nachher nach Griechenland, um die mit den Joniern verwandten Einwohner desselben zum Beystande aufzufordern. Unter andern begab er sich nach Sparta. Als der König Kleomenes seinen Auftrag vernommen hatte, fragte er ihn, wie viel Zeit eine Armee brauche, um von der ionischen Küste nach Susa zu kommen? Drey Monate, antwortete Kristagoras unbedachtsam. Da befahl ihm Kleomenes, sich noch vor Sonnenuntergang von Sparta zu entfernen. Kristagoras folgte ihm demungeachtet in sein Haus. Er schlug jetzt den Weg der Bestechung ein, indem er ihm erst zehn, und hernach fünfzig Talente bot. Dieß hörte eine von den Töchtern des Kleomenes, ein Mädchen von acht bis neun Jahren. „Entferne dich geschwinde,“ rief das Mädchen, „sonst wird dich der Fremde noch bestechen!“ Kleomenes folgte der Ermahnung seiner kleinen Tochter. Kristagoras begab sich hierauf nach Athen. Hier fand er eine günstigere Aufnahme, weil die Athener über die Per-

Perfer unwillig waren. Artaphernes, der Bruder des Darius, hatte nicht nur den Hippias aufgenommen, sondern auch mit Drohungen verlangt, daß man ihn nach Athen zurückkehren lassen sollte. Diese Zumuthung verdroß die Athener. Ohne daher die Gefahr, in die sie sich begaben, lange zu bedenken, schickten sie den Joniern 20 Schiffe, denen die Stadt Eretria 5 zugesellte. Diese halfen (500) den Joniern die lydische Hauptstadt Sardes erobern, die durch Zufall abbrannte. Der eigentlichen Festung aber konnten sich die Jonier nicht bemächtigen; sie wurden vielmehr von den Persern und Lydiern überfallen, und größtentheils getödtet. Die Athener retteten sich auf ihre Schiffe.

Die Jonier waren aber durch das erlittene Unglück noch nicht so sehr geschwächt, daß sie die Empörung nicht hätten fortsetzen können. Sie eroberten vielmehr Byganz, und die meisten griechischen Städte an den Küsten des Helleponts und des Propontis (Mare di Marmora); sie nöthigten die Karier, sich mit ihnen zu vereinigen, und beredeten die Insel Cypem, ihrer Verbindung beyzutreten. Sie brachten da-

dadurch eine Flotte von mehr als 350 Schiffen zusammen. Die Seemacht der Perser, zu welcher die phönizischen Seestädte wahrscheinlich das meiste beygetragen hatten, war aber noch einmahl so stark. Die Perser griffen, nachdem sie die übrigen verbundenen Staaten theils bestochen, theils unterdrückt hatten, Mittel an; sie konnten es jedoch nicht eher, als nach sechs Jahren (496) erobern, und nun rächten sie sich, wegen der großen Anstrengung, die ihnen diese Eroberung verursacht hatte, durch die Zerstörung der herrlichen Stadt. Die schönsten Jünglinge wurden zum Dienste des Harems verstümmelt, wo die reizendsten Mädchen der Wollust ihres Beherrschers sedhnten. Aristagoras, der Urheber dieses Krieges, hatte seinen Tod in demselben gefunden; seinen Schwiegervater Histäus traf aber kein so ehrenvolles Loos. Er wurde von den unbarmerhizigen Persern ans Kreuz geschlagen.

Die Jonier waren nun wieder unter das persische Joch gedrückt, und nun nahm sich Darius vor, auch die Griechen in Europa seiner Herrschaft zu unterwerfen. Daß die Athener sechs Jahre vorher die Stadt Sardes Galetti Weltg. 2r Th. F hatten

hatten erobern helfen, dieß diente ihm zum Vorwande seines Angriffes. Oberbefehlshaber des großen Heeres, das Darius dazu bestimmte, war sein Schwiegersohn Mardonius, unter dessen Aufsicht die ganze Küste von Kleinasien stand. Mardonius rückte (492) durch Thracien nach Macedonien, dessen erschrockene Einwohner die persische Oberherrschaft von neuen anerkennen mußten. Sein Kriegszug hatte aber einen unglücklichen Ausgang. Die Flotte wurde, als sie um das Vorgebirge Athos herumzuschiffen wollte, von einem heftigen Sturme so schrecklich gemißhandelt, daß sie 300 Schiffe und 20000 Mann einbüßte. Die Landarmee ließ sich von den Thraciern überfallen, und Mardonius selbst wurde verwundet. Darius schloß nun aus dem Unglücke, daß seine Kriegsmacht erlitten hatte, daß Mardonius zu jung und unerfahren wäre. Er vertraute daher die Aufsicht über sein Heer dem Meder Datis und seinem Brudersohne Artaphernes, dem Statthalter von Sardes, an. Vorher kamen persische Herolde nach Griechenland, die, nach persischer Sitte, den kleinen griechischen Staaten, im Nahmen ihres Monarchen, Erde und Wasser abforderten. Manche zitter-

ten darüber so sehr, daß sie sogleich vollkommne Unterwerfung versprachen. Athen und Sparta bewiesen aber mehr Unerfrohenheit. Zu Athen wurden die persischen Herolde in einen Graben, und zu Sparta gar in einen Brunnen geworfen. Man wurde wegen dieses Venehmens endlich aber doch besorgt, und schickte Gesandten nach Persien, um den Darius zu besänftigen. Dieser schien seinen Unwillen fahren zu lassen; heimlich aber gab er seinen Feldherrn den Befehl, vornehmlich Athen und Eretria zu plündern und abzubrennen; und die Einwohner nach Susa zu schleppen. Die Perser brachten deswegen auch eine Menge Ketten mit. Ihre Macht belief sich auf 600 Schiffe und 500000 Mann. Alle Inseln im ägäischen Meere huldigten dem großen Monarchen Persiens. An Eretria, das (490) durch Verrätherey in persische Hände gekommen war, wurde der strenge Befehl des Darius pünktlich befolgt. Von Euböa setzten die Perser mit 100000 Mann zu Fuß, und 10000 zu Pferde, nach Attika über. Vergeblich hatten die Athener, als sie das Ungewitter hereinbrechen sahen, die Lacedonier zum Beystande aufgefordert. Es blieb

den bedrängten Athenern also weiter nichts übrig, als alles, was sich wehren konnte, selbst ihre leibeigenen Knechte, zu bewaffnen, und dennoch konnten sie nicht mehr als 9000 Mann zusammen bringen; 1000 Mann schickte ihnen die benachbarte Stadt Plataä. Mit 10000 Mann wagten es also die Griechen (29. Sept.), sich der eilsmahl größern Macht der Perser, bey Marathon, 8 Meilen von Athen, entgegen zu stellen. Allein die Athener fochten für ihr Vaterland, für ihre Familie; sie fochten unter der Anführung vortrefflicher Feldherren, besonders des Miltiades, der die Fehler der persischen Generale glücklich zu benutzen wußte, und einen herrlichen Sieg gewann. Die persische Flotte eilte nun nach Athen, um sich dieser, aller Vertheidigung beraubten Stadt zu bemächtigen; Miltiades marschirte aber mit seinen 9000 Mann so geschwinde, daß er ihr zuvorkam. So war des Darius Unternehmung gegen die Griechen abermals vereitelt! Es scheint in der That sonderbar, daß ein Heer von 500000 Mann, von welchem noch nicht der vierte Theil geschlagen war, allen Muth nun so verlohren hatte, daß es die ganze Unternehmung aufgab.

Denkt

Denkt man sich aber dabey, daß dieses Heer aus mancherley Völkern zusammengesetzt war, daß mancher bey dem Anbruche des Winters nach Hause eilte, und daß der asiatische Krieger zu Winterfeldzügen überhaupt keine Neigung hat, so findet man die anfangs auffallende Erscheinung begreiflicher. Darius hielt nun die Unternehmung gegen das kleine Griechenland für so wichtig, daß er den Entschluß faßte, mit seiner ganzen Kriegsmacht, in eigner Person, gegen dasselbe zu Felde zu ziehen. Zu einem so allgemeinen Aufgeböthe wurden aber mehrere Jahre erfordert. Darüber starb Darius (486), und überließ es seinem Nachfolger Xerxes, den großen Zug gegen die Griechen vorzunehmen.

Xerxes wurde seinen älteren Halbbrüdern vorgezogen, weil er der Sohn der Tochter des großen Cyrus war. Dieser brachte (486) einen Theil seiner Kriegsmacht, um die Aegypter, die sich der persischen Herrschaft entzogen hatten, wieder zu unterjochen, und ihr Joch wurde nun noch drückender. Eben dieser Xerxes aber führte die größte Macht, die vielleicht jemahls beyammen gewesen ist, nach Europa,
um

um die Bewohner des kleinen Griechenlands, und vornehmlich die Athener, zu demüthigen. Es war ihm an der ungeheuern Macht seiner weitläufigen Monarchie noch nicht genug. Auch Karthago wurde mit in das Interesse dieses Krieges gezogen, und dieser Staat spielt jetzt zum erstenmahle auf dem Schauplatze der Weltgeschichte eine nicht unbedeutende Rolle.

Vier-

Viertes Kapitel.

Karthago bis zum persischen Kriege. Rom bis zur Republik. Gabier in Oberitalien. Syrakus.

Karthago, die Colonie der Dido *), war während der vier Jahrhunderte, die es an den großen Welthändeln keinen Antheil nahm, zu einer ansehnlichen Macht gelangt, die es seiner Thätigkeit zu danken hatte. Seine Stifterin Dido nahm ein sehr romanhaftes Ende. Jarbas, der Monarch der Gätulier, eines benachbarten afrikanischen Volkes, fand entweder die phöniciſche Prinzessin ſo liebenswürdig, oder den Mitbeſitz der neuen Pflanzſtadt ſo wichtig, daß er dadurch bewogen wurde, der Dido einen Heyrathsantrag zu thun. Dieser

*) Theil I. S. 288.

Dieser erregte aber bey der Dido so viel Abscheu, daß sie, als sie den Drohungen des ungekrümten Freyers nicht mehr ausweichen konnte, den verzweiflungsvollen Entschluß faßte, sich der drohenden Gefahr durch den Tod zu entziehen. Sie starb auf einem brennenden Scheiterhaufen, während daß sie sich selbst den Dolch durch die Brust stieß. Da sie keine nahen Erben hatte, so scheinen die Karthager diesen Umstand benutzt zu haben, eine völlig republikanische Verfassung einzuführen. Der Umfang ihres Staates erweiterte sich indessen immer mehr; er erweiterte sich theils in, theils außer Afrika. Anfangs mußten die Karthager den afrikanischen Völkern, auf deren Grund und Boden sie sich niedergelassen hatten, einen gewissen Grundzins entrichten. Dieser Obliegenheit suchten sie sich in den folgenden Zeiten mit Gewalt zu entziehen; daher geriethen sie in manchen Krieg, der ihr Gebieth vergrößerte. Der Handelsgeist, den sie aus dem Vaterlande mitgenommen hatten, trieb sie zu Versuchen an, sich in den von Afrika durch das Meer getrennten Ländern niederzulassen. Zuerst setzten sie sich auf den balearischen Inseln bey Spanien fest.

Von

Von hier giengen sie nach den Inseln bey Italien. In Sardinien und Corsica kamen sie mit den Etruskern in Verbindung. Vereinigt mit denselben nöthigten sie die Phocæer, sich von Corsica zu entfernen. Sardinien und Sicilien waren die Inseln, die sie nach ihrem Besitze am meisten lüstern machten, und schon zur Zeit des Cyrus hatten sie einen ansehnlichen Theil von Sicilien in ihrer Gewalt. Cambyses wollte, als er Aegypten bezwungen hatte, auch Karthago zur See angreifen; die Phöniciëer, welche die dazu nöthige Flotte ausrüsten sollten, konnten sich aber nicht entschließen, ihre Abkömmlinge bekriegen zu helfen, und die Karthager konnten unangefochten den Umfang ihrer Macht immer mehr erweitern. Bald (um 500) hatten sie nicht allein einen Theil von Sicilien, sondern auch ganz Sardinien, in ihrer Gewalt. Ja, sie giengen mit dem Plane um, sich auch auf den Küsten des untern Italiens Besitzungen zu verschaffen. Dieß sieht man aus der Verbindung, die sie (509) mit den Römern schlossen.

Rom stand damahls schon fast 250 Jahre. Lange aber blieb dieser Staat unbedeutend.

Seine

Seine älteste Geschichte ist wie gewöhnlich mit Märchen und Sagen verwebt; die Hauptbegebenheiten bleiben aber demungeachtet immer richtig. Romulus, der Urheber Roms, war der Enkel eines Königes von Alba longa *), Namens Numitor, den sein jüngerer Bruder Amulius verdrängt hatte. Da letzterer die ganze Nachkommenschaft seines Bruders vertilgt zu sehen wünschte, so bestimmte er dessen Tochter, Rhea Sylvia, zur Jungfrau der Vesta, wo sie das Gelübde der Keuschheit beobachten sollte. Die pünktliche Erfüllung dieses Gelübdes fiel ihr aber zu schwer. Sie ließ sich mit einem Kriegsmanne in einen so vertrauten Umgang ein, daß sie Mutter von Zwillingen = Söhnen wurde. In der Folge machten die Römer, die ihren Ursprung von einem Gotte abzuleiten wünschten, den Mars zum Vater des Romulus und Remus. Diese hatten einerley Schicksal mit dem Cyrus. Der erzürnte Großonkel Amulius befohl dem Hirten Faustulus, die beyden kleinen Knaben wegzuschaffen; der mitleidige Hirt aber erzog sie als seine Kinder. Aus

den

*) Th. I. S. 339.

den Hirten wurden Jäger, wurden Anführer von Leuten, die, ohne ein sicheres Eigenthum zu haben, in dem noch nicht sehr angebauten Lande herumstreiften, und sich gleichsam von ihrer Faust nährten. Bey einer solchen Streiferey wurde Remus erwischt, und vor den Amulius gebracht. Dieser schickte ihn dem Numitor, dessen Aecker geplündert worden waren, und als nun Numitor den Remus genau ausfragte, entdeckte er zuletzt seinen Enkel. Die Brüder, die ihren Großvater jetzt wieder fanden, brauchten nun die Mannschaft, deren Anführer sie bisher abgegeben hatten, den Numitor wieder zum Beherrscher von Alba longa zu machen.

Nomulus und Remus setzten ihre bisherige Lebensart fort. Sie blieben noch immer Anführer einer Schaar von jungen Leuten, welche Menschen und Thiere bekämpften. Ganz Italien war damahls mit lauter kleinen, meistens republikanischen Staaten angefüllt, deren Verfassung, wegen unaufhörlicher Partheyen und Staatsveränderungen, hin und herschwankte. Ein kleiner Staat von dieser Art war auch der, an dessen Spitze Nomulus

Aus und Remus standen. Zum Sitze diente ihnen anfangs ein Lager, welches sich allmählig in eine Stadt verwandelte, deren Anfang in das Jahr 754 (v. Chr.) gesetzt wird. Remus fiel als ein Opfer der brüderlichen Herrschaft. Auch lief von denen, die hier versammelt gewesen waren, mancher wieder davon, so daß nicht mehr als etwa 3300 Mann übrig blieben. Aus dieser Schaar bildete nun Romulus seinen kleinen Staat, für den er eine ganz kriegerische Verfassung bestimmte. Daher wurde Mars zum Schutgott desselben gewählt; daher theilte Romulus das Ganze auf militärische Art in drey Haufen (gleichsam Batalione) ab, welche Tribus genannt wurden. Jeder Tribus bestand wieder aus 10 Abtheilungen von 100 Mann, die Centurien hießen, und jede Centurie war aus 10 Decurien zusammengesetzt. Hiervon verschieden war eine Schaar Cavallerie von 300 Mann. Das Ganze wurde unter der Benennung der Legion begriffen.

Romulus war zwar das Oberhaupt des kleinen Staates, aber nichts weniger als Monarch. Jeder Bürger nahm an den vornehm-

nehmsten Angelegenheiten Antheil. Die Bürgerversammlung wählte den König und die übrigen obrigkeitlichen Personen; sie gab Gesetze, sie beschloß Krieg und Frieden. Alles dieß durfte sie jedoch nicht ohne Genehmigung des Senates thun, der einen Ausschuß derselben vorstellte. Zu Mitgliedern des Senates, deren hundert waren, hatte man die erfahrensten und einsichtsvollsten Männer gewählt, die man aus Ehrverbiethung Patres (Väter) nannte. Diese berathschlagten sich über die wichtigsten Angelegenheiten des Staates, und sie waren eigentlich diejenigen, in deren Händen sich die Regierung befand. Der König hatte nicht mehr als Eine Stimme; aber er war das Oberhaupt; er war der Oberanführer. Vor ihm giengen 12 Gerichtsdienere, oder Victoren, mit Rutenbündeln her; eine Sitte, die man von den Etruskern entlehnt hatte. Romulus schaffte sich in der Folge noch eine Leibwache von 300 jungen Leuten an, die, so wie die Legionreiterey, ihre Pferde vom Staate bekamen, und durch goldne Ringe sich unterschieden. Dieß war ein Beweis, daß er sich einen größern Antheil der Staatsverwaltung anzumessen wünschte. Die Erreichung

chung

hung dieser Absicht wurde ihm von den Senatoren und deren Nachkommen, den sogenannten Patriciern, sehr erschwert. Diese bildeten frühzeitig einen erblichen Adel, der sich die vornehmsten und einträglichsten Staatsämter, und andre Vorrechte, zueignete. Die gemeinen Bürger hießen zum Unterschiede Plebejer. Romulus wünschte die beyden, durch Rechte und Vorzüge so sehr von einander getrennten Stände, durch das Verhältniß zwischen Patronen und Clienten, wieder in Verbindung zu bringen. Er verordnete daher, daß jeder Plebejer einen Vormund aus dem Stande der Patricier haben sollte, der sich seiner in Rechtshändeln annähme, der überhaupt auch auf sein Wohl bedacht wäre. Der letzte hieß alsdenn Patron, und jener wurde Client genannt. Das Gebieth des kleinen Staates hatte anfangs noch keine bestimmte Gränzen, und der Umfang desselben mochte höchstens 5 bis 6 Meilen betragen. Die Länderey wurde in drey Theile abgesondert; der erste war für den gottesdienstlichen Aufwand, der zweyte für den König und den Staat, und der dritte für die einzelnen Bürger bestimmt. Einer von den letztern erhielt
 aber

aber nicht über 64600 rheinl. Ruthen, welches ungefähr 3 Morgen oder Acker beträgt.

Romulus wünschte die Zahl seiner Staatsbürger zu vermehren. Er machte daher bekannt, daß zu Rom eine allgemeine Freystätte seyn sollte. Nun kamen von allen Seiten Verwiesene, Verbrecher, Leibeigene und andere Leute dieser Art herbey. Aus solchen Leuten bestanden zum Theil auch diejenigen, welche das englische Nordamerika anbauten, und diese Mischung der ersten Colonisten kann also eben so wenig den Römern, als den jetzigen Bewohnern des nordamerikanischen Freystaates, zur Schande gereichen. Zwar wies Romulus denen, welche seine Freystätte herbeylockte, anfangs nur den äußern Bezirk um seine Stadt an. Als die Mäuern derselben sich aber weiter ausdehnten, hörte auch dieser Unterschied auf.

Die neuen Anbömmlinge waren meistens nicht mit Weibern versehen. Diesem Mangel wollte Romulus abhelfen. Er that daher den Sabinern, und andern benachbarten Völkern, den Antrag, ihre Mädchen, die sie ent-

ent:

entbehren könnten, an seine heurathslustigen jungen Männer zu überlassen. Diese verwarfen aber den Antrag, weil sie ihre Töchter zu gut hielten, um die Weiber solcher zusammengelaufenen Leute abzugeben. Doch Romulus wußte sich zu helfen. Er stellte ein großes Fest an, bey welchem allerley feyerliche Leibesübungen vorfielen. Neugierde und Hang zum Vergnügen lockten viele Familien der Nachbarn herbey. Als nun die jungen Mädchen und Weiber dem Spiele mit angestrongter Aufmerksamkeit zusahen, und auf die schönen und rüstigen jungen Männer, die sich jetzt in mancherley Stellungen zeigten, ihre lusternen Blicke hefteten, sprangen eben diese schönen und rüstigen Männer, auf ein verabredetes Zeichen, ganz unvermuthet auf sie zu, faßten sie in ihre Arme, und eilten mit der reizenden Beute ihren Wohnungen zu. Die Zahl der auf diese Art geraubten Frauenzimmer belief sich auf 683. Man gestattete ihnen, wie man behauptet, zu ihrer Erholung einen ganzen Tag. Die über das Schickal ihrer Mädchen und Weiber erskauften Väter und Männer wanderten traurig nach Hause, und wagten es nicht eher, als nach einem Jahre, wegen

wegen des erlittenen Unrechts Rache zu suchen. Ihre Erbitterung befehle sie mit dem größten Muth. Die Sabiner drangen, von ihrem Könige Tatius geführt, bis auf den Versammlungsplatz der Stadt Rom. Schon waren beyde Theile im lebhaftesten Gefechte begriffen, als die geraubten Mädchen, die nun fast alle Mütter waren, sich unter die Fechtenden stürzten, und durch Bitten und Flehen es dahin brachten, daß Verwandte einander nicht mehr tödteten.

Die Römer und Sabiner schlossen hierauf einen Vergleich, der ihre Vereinigung zu Einer Nation bewirkte. Tatius regierte nun neben dem Romulus, und der Senat wurde mit 100 Sabinern vermehrt. Des Tatius Mitregierung dauerte aber nur fünf Jahre. Der sabinische König wurde zu Lavinium vor dem Altare ermordet, und das Gerücht, daß Romulus an dieser Ermordung Schuld sey, war nicht unwahrscheinlich. Hatte er doch bereits den Bruder seiner Herrschsucht aufgeopfert, und Einschränkungen der Regierung waren ihm überhaupt verhaßt. Sein allzusehbares Bestreben, den despotischen Monarchen zu spielen,

Galetti Weltg. 2r Th. G war

war aber auch Ursache, daß sich die Römer von ihm befreyt zu sehen wünschten. Einst (717) war er mit der Musterung des Kriegsvolks beschäftigt. Es entstand ein heftiger Sturm, und als der Sturm nicht mehr wüthete, war Romulus verschwunden. Nun erschien ein ehrwürdiger Senator, und verkündigte den Römern, daß Romulus in die Wohnungen der Götter übergegangen sey, und daß sie ihn unter dem Namen Quirinus verehren sollten. Der kleine Staat, den er gebildet hatte, begriff bey seinem Tode 47000 wehrhafte Leute. Da diese nun gewöhnlich den vierten Theil der Einwohner eines Landes ausmachen, so kann man den damaligen Bestand des ganzen römischen Volks auf 200000 Seelen annehmen. Diese Volkszahl war aber nicht allein durch die Freystätte, und die Vereinigung mit den Sabinern, sondern auch dadurch entstanden, daß Romulus manchen Ort in der Nachbarschaft unter seine Gewalt gebracht hatte. Die Einwohner wurden gewöhnlich nach Rom versetzt, und an die Stelle derselben kamen römische Colonisten.

Die Römer konnten sich, nach dem Tode ihres ersten Königes, nicht sogleich wieder
ent-

entschließen, ein neues Oberhaupt zu wählen. Jeder Senator regierte daher fünf Tage hinter einander, und diese Regierungsart gefiel den Senatoren so wohl, daß sie sie gern noch länger fortgesetzt hätten. Die Bürgerversammlung erklärte sich aber standhaft für die Wahl eines neuen Königes, und diese fiel auf den Sabiner Numa Pompilius, der sich durch die guten Eigenschaften seines Geistes und Herzens ein großes Zutrauen erworben hatte. Auch war er ein König, wie ihn die Römer damahls gerade nöthig hatten; ein König, der nicht auf die Vergrößerung des Staates, sondern auf die zweckmäßige Einrichtung seiner Verfassung, bedacht war. Er widmete besonders dem Gottesdienste, und dem Religionswesen, seine Aufmerksamkeit. Zwar gab es zur Zeit des Romulus schon einige Priester, und vornehmlich Staatswahrer. Allein Numa bildete die gottesdienstliche Verfassung besser aus; er baute Tempel, stiftete Priestercollegien, und ordnete gottesdienstliche Feyerlichkeiten an, welche meistens von den Etruskern entlehnt wurden. Mit diesen Anordnungen standen auch seine Verbesserungen des Kalenders in Verbindung.

Auch in der weltlichen Verfassung suchte Numa manches zu verbessern. Die Gesetze des Romulus, bey welchen auf den damahls noch rohen Charakter der Römer Rücksicht genommen war, wurden milder und zweckmäßiger eingerichtet. Numa stützte sich dabey auf das Ansehen der Nymphe Egeria. Der Ackerbau wurde verbessert, und das Gewerbe durch die Einführung der Handwerksinnungen vergrößert. Solche Verdienste um den römischen Staat erwarb sich Numa während einer Regierung von 43 Jahren. (ft. 673.)

Nach dem Numa wurde wieder ein Römer, Tullus Hostilius, Oberhaupt des römischen Volks. Dieser suchte sich dadurch beliebt zu machen, daß er die für den König bestimmte Länderey unter die Armen austheilte. Er konnte sie entbehren, weil er selbst viele Güther hatte. Rom wurde unter dieser Regierung ansehnlich vergrößert. Das Gebieth von Alba Longa kam jetzt zu dem Umfang des römischen Staates hinzu. Die eifersüchtigen Albaner fiengen mit den Römern Handel an. Schon standen die Heere beyder Theile einander gegenüber, als der albanische Feldherr den Vorschlag that

that, den Streit durch den Kampf von einigen ausgefuchten Leuten entscheiden zu lassen. Tullus billigte diesen Vorschlag, und nun traten die drey römischen Horazier gegen die drey albanischen Curiazier in den Kampf. Die beyderseitigen Heere sahen demselben mit ängstlicher Erwartung zu. Lange schien der Sieg unentschieden, als zwey Horazier zu Boden sanken. Schon erschallte das albanische Lager von Freudengeschrey. Allein der Kampf nahm auf einmahl eine unvermuthete Wendung. Alle drey Curiazier waren verwundet; der noch lebende Horazier befand sich hingegen noch ganz gesund und munter. Auf diesen Umstand gründete der listige Römer seinen Sieg. Er zog sich schnell zurück. Die verwundeten Albaner folgten ihm, nach dem verschiedenen Maaße ihrer noch übrigen Kräfte, und so unterlag einer nach dem andern dem ungleichen Kampfe. Die Albaner weigerten sich nun nicht länger, die Römer für ihre Oberherren zu erkennen. Einer von den getödteten Curiaziern war aber der Bräutigam der Schwester des siegreichen Horaziers. Als dieser nun mit dem Kriegsgewande desselben, das die Schwester selbst verfertigt hatte, trotzig einhertrat, brach das

zärt

zärtliche Mädchen in die wehmüthigsten Klagen, in die lautesten Verwünschungen ihres Bruders, aus. Dieses kränkte den stolzen Sieger so heftig, daß er eben das Schwerdt, womit er den Bräutigam getödtet hatte, auch der Braut, seiner Schwester — durch die Brust stieß. Zwar wurde er wegen dieser That zum Tode verurtheilt; die Bürgerversammlung sprach ihn aber wieder los. Sie glaubten diese Begnadigung seiner Herzhaftigkeit schuldig zu seyn. Doch mußte er sich einer Art von Beschimpfung unterwerfen. Man ließ ihn unter einem Galgen von Spießen, dem Zeichen der Knechtschaft, weggehen.

Rom und Alba waren zwar wieder mit einander ausgeföhnt; allein Alba schien doch einmahl dazu bestimmt, vom Rom unterjocht zu werden. Fuffetius das Oberhaupt der Albaner, machte auf einem gemeinschaftlichen Feldzuge einen verrätherischen Plan. Daher wurde er auf Befehl des Tullus von Pferden zerrissen; die Albaner mußten sich nach Rom versetzen lassen, und ihre Stadt hatte das Schicksal, in einen Steinhaufen verwandelt zu werden. Tullus, der sich bey den benachbarten

barten Völkern überhaupt sehr fürchtbar machte, starb eines gewaltsamen Todes (640). Sein Nachfolger, Ancus Martius, ermordete ihn und seine ganze Familie, während daß sie einem häuslichen Opfer beywohnten, und zündete den Pallast an, um sein Verbrechen zu verbergen. Nun wurde das ganze Unglück einem Blitze zugeschrieben.

Ancus Martius, ein Enkel des Numa, schlug sich mit den kleinen Völkern, die das römische Gebieth umgaben, fleißig herum, und eroberte unter andern die Stadt Fidenaë, die er durch Untergrabung der Mauern in seine Gewalt bekam. Zu seiner Zeit dehnte sich das römische Gebieth bis an die Mündung der Tiber aus, wo Ancus eine Stadt nebst einem Hafen anlegte. (St. 617).

Hierauf wurde ein Fremdling, der Sohn eines Griechen, König von Rom. Damarratus, ein korinthischer Kaufmann, hatte sich in Hetrurien niedergelassen. Sein Sohn Tarquin wurde vom Ancus zum Lehrer und Erzieher seiner Söhne gewählt, und der Hofmeister erwarb sich das Vertrauen des Waters
seiner

seiner Zöglinge in so großem Maaße, daß er ihn bey seinem Tode zum Vormund derselben ernannte. Aber auch bey dem römischen Volke hatte er sich eine solche Achtung erworben, daß es ihm gar nicht schwer wurde, die Königswürde an sich zu reißen. Die schnell emporwachsende Macht der Römer fieng jetzt an, den Völkern Mittelitaliens immer bedenklicher zu werden. Latiner, Sabiner und Etrusker traten daher in ein Bündniß zusammen, um die Römer recht nachdrücklich zu demüthigen; allein die Tapferkeit und das Glück der Römer trugen den Sieg davon. Tarquin vermehrte die Cavallerie bis auf 1800 Mann. Rom wurde unter ihm nicht allein größer, sondern auch schöner. Es bekam Wasserleitungen, welche das wichtige Bedürfniß des Lebens meilenweit herbeiführten; es bekam Cloaken, oder unterirdische Kanäle, durch welche aller Unrath aus der Stadt weggeschafft wurde; den Versammlungsplatz schlossen nun Hallen ein, und mancher neue Tempel stieg empor.

So sehr sich aber Tarquin, den man zum Unterschiede von dem folgenden, den Aeltern nennt,

nennt, um Rom verdient machte, so starb er doch (578) keines natürlichen Todes. Die Söhne des Ancus Martius, die durch ihn verdrängt worden waren, konnten ihre Nachsicht nicht länger unterdrücken. Zwey junge Leute, die seine Ermordung übernommen hatten, fiengen, als Holzhauer verkleidet, vor dem Pallaste des Königes eine Zänkerrey an. Die Könige waren damahls noch nicht so vornehm, daß sich Tarquin hätte schämen dürfen, diese Zänkerrey selbst zu schlichten. So bekamen die Mörder Gelegenheit, ihren Auftrag zur Vollziehung zu bringen. Des Tarquins Gemahlin Tanaquil hielt seinen Tod einige Tage verborgen, bis ihr Schwiegersohn, Servius Tullius, der sich vom leibeigenen Knechte bis zum Senator emporgeschwungen hatte, sich in der Regierung hinlänglich befestigt sah. Servius hatte in dessen doch Mühe, sich auf dem Throne zu behaupten. Unter den Patriciern befand sich eine starke Parthey gegen ihn; er wußte aber das Volk durch allerley Versprechungen auf seine Seite zu ziehen. Er machte sich unter andern verbindlich, dessen Schulden zu bezahlen, und die eroberte Länderey zu vertheilen.

Zur

Zur Erfüllung des letztern Punktes diente ihm ein glücklicher Krieg mit den Etruskern. Wie er sich der Liebe des Volkes versichert sah, stellte er sich, als wenn er die Regierung wieder niederlegen wollte; aber er hatte die Freude, daß ihn die Bürgerversammlung zum Könige wählte. Auch hätte nicht leicht ein andrer dieses Zutrauen mehr verdient.

Servius gab der römischen Verfassung eine sehr verbesserte Gestalt. Da die Einwohner der Stadt Rom, seit den Zeiten des Romulus, sich ausserordentlich vermehrt hatten, so hielt es Servius für nöthig, die vierte Tribus hinzuzufügen. Das römische Volk bestand also nunmehr aus vier Hauptabtheilungen. Jede derselben mußte ihren bestimmten Beitrag zur Bestreitung der Staatsausgaben aufbringen. Dieser hieß daher Tribut. Das Geld, was dadurch zusammen kam, war aber noch nicht hinlänglich. Servius verordnete daher, daß bey dem Tode, bey der Geburth, bey dem Heraustreten aus den Jahren der Kindheit, etwas gewisses bezahlt werden sollte. Dieß verschaffte nebenher dem Könige den Vortheil, von der Zahl der wehrhaften

haften Mannschafft zu jeder Zeit unterrichtet zu seyn. Vor dem Servius hatte sich noch niemand des Schicksals der armen Leibeigenen angenommen. Servius ließ an jeden Kreuzwege der Stadt einen kleinen Tempel für die Schutzgötter der Straßen erbauen, und die Leibeigenen zu Priestern derselben bestellen. Er widmete denselben auch ein jährliches Fest, wo sie, von allen unangenehmen Verhältnissen ihres Standes befreyt, die Freude recht ungestört genießen konnten. Diese Anordnungen der Menschlichkeit erwarben dem Servius allgemeine Liebe. Er schränkte seine Sorgfalt aber nicht allein auf die Hauptstadt ein. Auch die Bewohner des römischen Gebietes wurden in sogenannte Tribus abgetheilt, und jeder bekam seine Freystätte, seinen Tempel, seinen Schutzgott, seine Obrigkeit, und sein jährliches Fest.

Eben dieser Servius, der sich so eifrig um die Liebe des Volkes erwarb, führte eine Staatsverfassung ein, durch die er den Reichen und Vornehmen den größten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten zusicherte. Er gieng dabey von dem Grundsatz aus, daß die Einwirkung

wirkung auf die Angelegenheiten des Staates, im Verhältnisse des Vermögens, zunehmen müsse. In Beziehung auf diesen Grundsatz theilte er alle römische Staatsbürger in sechs Classen. Das Vermögen wurde nach Assen bestimmt. Ein As bedeutete in den ersten Zeiten Roms ein römisches Pfund Kupfer von 24 Lothen *). Wer auf die erste Classe Anspruch machte, mußte ein Vermögen besitzen, das 100000 Assen gleich kam; in die zweyte konnte nur derjenige kommen, der 75000 Assen besaß; 50000 berechtigten zur dritten; mit 25000 kam man in die vierte; bey 11000 konnte man nicht weiter als in die fünfte kommen, und in die sechste und letzte wurden alle diejenigen geworfen, die weniger besaßen. Jede Classe bestand wieder aus einer gewissen Zahl von Unterabtheilungen, die man Centurien nannte, und die auf das Kriegswesen Beziehung hatten. Zur ersten Classe gehörten 80 Centurien Fußvolk, und 18 Centurien Reiter. Von den drey folgenden Classen

*) Eine genauere Vergleichung dieser Summen mit unserm Gelde läßt sich nicht anstellen; wir wollen sie daher lieber gar nicht wagen.

Classen hatte jede 20 Centurien Fußvolk; bey
 der zweyten befanden sich 2 Centurien Ar-
 beitsleute, und bey der vierten 2 Centurien
 Musicanten. Die fünfte Classe bestand aus
 30 Centurien Fußvolk, und die letzte wurde
 nur für 1 Centurie gerechnet. Die Mitglieder
 derselben, die gewöhnlich keine Kriegsdienste
 hatten, hießen Proletarier. Alle sechs Classen
 begriffen zusammen 193 Centurien in sich.
 Davon gehörten 98, also der größere Theil,
 in die erste Classe. Da nun seit dieser Zeit
 die Stimmen in der Bürgerversammlung
 centurienweise abgelegt wurden, und 97, oder
 die größere Hälfte, den Ausschlag gab, so
 hatte die erste Classe das entscheidendste Stimms-
 recht, und selten kam das Stimmen bis zur
 vierten Classe. Je mehr aber einer auf das
 Wohl des Staates Einfluß hatte, um so mehr
 lag ihm auch die Pflicht der Vertheidigung
 des Vaterlandes ob. Nach diesem Verhältnisse
 mußten die Classen die Mannschaft zu den
 Kriegsheeren stellen, und diese bestanden daher
 meistens aus den reichsten Bürgern, die den
 Aufwand des Feldzugs am leichtesten bestreiten
 konnten. Nach diesem Verhältnisse richtete
 man die Geldbeyträge ein, und eben demselben
 war

war

war die Rüstung angemessen, so daß derjenige, der das meiste Vermögen hatte, auch am sorgfältigsten gerüstet war. Man nannte diese ganze Einrichtung Censur. Sie gründete sich auf Tabellen, in welche der Name, das Alter, der Vater, die Gattin und die Kinder pünktlich verzeichnet waren. Alle fünf Jahre wurde eine Untersuchung angestellt, ob jedes Mitglied einer Classe die erforderlichen Eigenschaften hatte. Dieß geschah auf dem sogenannten Marsfelde zwischen der Stadt und der Tiber. Die Centurien waren in Schlachordnung aufgestellt. Ein feyerliches Opfer gieng vorher, und das Ganze wurde mit dem Namen Lustrum belegt. Servius, der auf alles dachte, was seinen Unterthanen zum Vortheile gereichen konnte, wünschte die Verbindung zwischen den Sabinern und Lateinern fester zu knüpfen. Er stiftete daher ein gemeinschaftliches Fest, bey welchem zugleich Landtag und Jahrmart gehalten wurde.

Servius Tullius hatte seine beyden Töchter an die Söhne des ältern Tarquins verheyrahtet, um seiner Nachkommenschaft den Thron zu versichern. Bey dieser Verheyrahtung war jedoch

jedoch auf die Uebereinstimmung des Charakters so wenig Rücksicht genommen, daß gerade Personen von ganz entgegengesetzten Gemüthsarten Ehegatten wurden. Die sanfte und gutherzige ältere Tullia bekam den stolzen, tyrannisch gesinnten Tarquin zum Gemahl, und dem sanftmüthigen und liebenswürdigen Aruns traf das Loos, die boshafte und lasterhafte Tullia die jüngere, zur Gemahlin zu erhalten. Die letztere gerieth mit dem Tarquin sehr bald in ein unmoralisches Einverständnis. Die liebenswürdigen Gatten wurden vergiftet. Dem herrschsüchtigen Tarquin währte es zu lange, ehe ihn sein alter Schwiegervater auf dem Throne Platz machte. Als ein Versuch, dessen Absetzung zu bewirken, nicht gelungen war, faßte er den Entschluß, seine Absicht gewaltsam durchzusetzen. Tarquin begab sich in königlichem Aufzuge nach dem Versammlungstempel des Senats, und überhäufte den Servius Tullius mit Schimpfreden. Der alte König, der eben dazu kam, ließ sich von dem Nerger über dieses Benehmen so hinreißen, daß er den boshaften Schwiegersohn vom Throne herunterwerfen wollte. Dieser faßte ihn aber mit jugendlicher Stärke,

und

and stürzte ihn zur Treppe des Tempels hinunter. So behandelte Tarquin seinen ehrwürdigen Schwiegervater. Noch unmenschlicher aber behandelte ihn seine leibliche Tochter. Sie bewog ihren Gemahl, denselben umbringen zu lassen, und die höchst verabscheuungswürdige Tochter nöthigte den Kutscher, über den Leichnam ihres Vaters hinzufahren (534).

So gelangte Tarquin der Tyrannische auf den Thron. Seine Regierung war so beschaffen, daß sie den Römern die Königswürde völlig verhaßt machen mußte. Eigenmächtig wurde er König, und eigenmächtig war sein ganzes Verfahren. Er schaffte sich eine starke Leibwache von Ausländern an. Die Senatoren, die sich seinen Absichten widersetzten, hatten das Schicksal, hingerichtet oder verbannt zu werden. Verdienste und Reichthum waren in seinen Augen Verbrechen. Selbst sein Verwandter, Marcus Junius, und einer von den Söhnen desselben, mußte sterben, damit sich der habfüchtige Tyrann ihres Vermögens bemächtigen konnte. Der jüngere Sohn des Marcus, Lucius Junius, entgieng dem traurigen Schick:

Schicksale des Vaters und Bruders dadurch, daß er sich taub und blödsinnig stellte. Er wurde daher Brutus (der Blödsinnige) genannt. Ueber das Verfahren des Tarquins höchst unzufrieden, entfernten sich die vornehmsten Senatoren von Rom. Die gemeinen Bürger gönnten den Patriciern diese Demüthigung. Nun kam aber die Reihe, gemißhandelt zu werden, auch an sie. Der argwöhnische Tarquin verboth alle Zusammenkünfte, selbst diejenigen, welche blos das Vergnügen zur Absicht hatten. Auch ließ er die Leute auf das genaueste beobachten. Dieß haben von jeher Regenten gethan, die sich keiner guten Absichten bewußt waren!

Tarquin sah es wohl ein, daß er von den Römern sehr gehaßt wurde. Er suchte daher seinen Thron durch Verbindungen mit benachbarten Völkern zu befestigen. Er verheyrathete seine Tochter an einen der angesehensten Männer unter den Lateinern, und brachte es dadurch dahin, daß ihm die Lateiner die Oberanführung ihrer Kriegsheere überließen. Ihrem Beyspiele folgten die Hernicier, ein zahlreiches und kriegerisches Volk in Unteritalien,

folgte ein Theil der bey den pomptinischen Sümpfen, in Campagna di Roma, wohnenden Volſcer. Hierdurch entſtand eine Verbindung von 47 Städten. Die übrigen Volſcer, ſo wie die Sabiner, die ſich an dieſes Bündniß nicht anſchließen wollten, fühlten die Uebermacht ſehr nachdrücklich, und die Sabiner mußten ſich zum Tribute verbindlich machen. Alle dieſe Verbindungen und Siege ſchützten aber den Tarquin dennoch nicht gegen das Schickſal, aus Rom verbannt zu werden.

Tarquin belagerte die Stadt Ardea im Lande der Rutuler, 18 Meilen von Rom, nach dem Meere zu. Einſt, als die Söhne des Tarquins, und ihr Vetter Collatin, vergnügt beyſammen ſaßen, erinnerten ſie ſich ihrer Gemahlinnen, und jeder konnte nun nicht Worte genug finden, die guten Eigenſchaften der ſeinen herzuzählen. Jeder wollte die vortreflichſte, die liebenswürdigſte Gattin haben. Um den Streit zu ſchlichten, ſchwangen ſie ſich auf ihre Pferde, und eilten, ihre Gemahlinnen zu überrachen. Die Beſchäftigung, bey der man eine jede antreffen würde, ſollte entſcheiden. Sie fanden die Schwier-

ger:

gertöchter des Tarquins bey einem Gastmahle; allein Lucretia, die Gemahlin des Collatins, saß, ob es gleich schon Mitternacht war, von ihren Mädchen umgeben, noch am Spinnrocken. Die Stimmen vereinigten sich nun bald, ihr den Vorzug einzuräumen. Der Anblick der schönen und tugendhaften Lucretia hatte auf die Sinnen des Prinzen Sextus einen unwiderstehlichen Eindruck gemacht. Er kehrte allein wieder um, und Lucretia empfing ihn mit allem Anstande weiblicher Würde. Des Sextus Sinnlichkeit wurde dadurch noch mehr gereizt. Er fand Gelegenheit, sich in das Schlafgemach der Lucretia zu schleichen. Hier bath, hier flehete er nicht etwa um die Erhörung seiner Wünsche; nein, mit bloßem Schwerte drohete er der Schönen, in die er auf das feurigste verliebt war, mit dem Tode, wenn sie den geringsten Lärm machen würde, und nun erst stimmte er sein Liebesklagen an. Aber vergebens waren alle seine Drohungen und Klagen. Die Gefahr, zu sterben, war nicht vermögend, die Tugend der Lucretia wankend zu machen. Doch Sextus besann sich jetzt auf ein andres Mittel. Er wollte, wenn sie seine Wünsche nicht er-

hören würde, ihr erst selbst das Leben nehmen, und hernach einen getödteten Sclaven an ihre Seite legen, um das Vorgeben, als wenn er des Collatins gekränkte Ehre hätte rächen wollen, glaubhaft zu machen. Der Gedanke des Schimpfes besiegte die Lucretia, und Sextus erreichte seine Absicht. Lucretia meldete hierauf ihrem Gemahle, seine Gegenwart zu Hause wäre höchst nöthig. Sie veranstaltete im Hause ihres Vaters eine Zusammenkunft der vornehmsten Römer, unter denen sich auch Junius Brutus befand. Alle erwarteten die Entdeckung einer Sache von großer Wichtigkeit, auf die sie aufmerksam gemacht waren. Lucretia erzählte das, was vorgegangen war, mit wenig Worten, und schloß mit der Erklärung, daß sie nun nicht länger mehr leben könne, und daß die Versammlung ihren Tod nicht ungerächt lassen möchte. Jetzt umarmte sie ihren Vater und ihren Gemahl, während daß häufige Thränen von ihren schönen Wangen herunter rollten; hierauf zog sie einen unter ihrem Gewande verborgenen Doldh hervor, und stieß ihn herzhaft durch ihre Brust, und nun sank sie, ihren Busen sittsam verhüllend, zur Erde nieder.

Des

Betrübniß und Bestürzung überwältigten die zahlreiche Versammlung von Männern, welche die Zuschauer dieses äusserst rührenden Austrittes abgaben. Aber Brutus, der die Rolle des Blödsinnigen nun nicht länger spielte, hob den blutigen Dolch von dem Boden auf, und zeigte ihn der Versammlung mit den Worten „bey diesem vor der Gewaltthätigkeit des Prinzen so reinem Blute schwöre ich und rufe ich euch, ihr Götter, zu Zeugen an, daß ich den L. Tarquinius, den Tyrannen, nebst seiner böshaften Gemahlin und seiner ganzen Familie, mit Eisen, Feuer und mit jedem andern Mittel, das ich in meiner Gewalt habe, verfolgen, daß ich weder die Tarquiner, noch sonst jemand über Rom herrschen lassen will.“ Hierauf überreichte er den Dolch dem Collatin. Die Versammlung erstaunte über die sonderbare Erscheinung, den, der bisher für blödsinnig gehalten worden war, auf einmahl so entschlossen und so beredt zu sehen. Man schwor den Eid, den er vorgefagt hatte, und eilte, von ihm geführt, auf den Versammlungsplatz nach Rom, wo man alles zu einer Revolution schon so vorbereitet fand, daß sie wenig Mühe machte. Der Ce
nat

nat verordnete, daß Tarquin und seine Familie auf ewige Zeiten von Rom verbannt seyn sollte. Das Volk und die Armee freuten sich darüber. Tarquin fand, als er nach Rom zurückkehren wollte, die Thore verschlossen, und alles gegen sich bewaffnet. Unter diesen Umständen blieb ihm nichts weiter übrig, als mit seiner Familie nach Hetrurien zu flüchten. Dieß war das Ende des römischen Königthumes! (509). Das Oberhaupt des Staates stellten seitdem zwey Consules vor, die ihr wichtiges Amt nur ein Jahr lang bekleideten.

Das römische Gebieth war, als die königliche Regierung aufhörte, etwa 12 Meilen lang und 3 $\frac{1}{2}$ Meile breit. Sein Flächeninhalt betrug also 42 Quadratmeilen. Auf diesen wohnten damahls 150000 wehrhafte Leute, und man kann also die ganze Volksmenge zu 600000 Seelen annehmen. Da kommen freylich über 14000 Menschen auf die Quadratmeile; aber ein großer Theil von diesen Leuten war auch in die Hauptstadt eingefropft. Dieser kleine Staat, lange nicht so groß als das Herzogthum Wirtemberg, aber

aber eben so volkreich, bereitete sich allmählig zu der großen Rolle vor, die er im macedonischen Zeitalter spielte. So wie es jedoch wichtig ist, die Herkunft und die Bildung des Mannes zu erfahren, der sich in seinen reifen Jahren durch große Thaten und Verdienste auszeichnet, eben so anziehend ist es, dem Ursprunge und dem ersten Emporkommen eines Staates nachzuforschen, der, so wie der römische, auf das Schicksal des übrigen Menschengeschlechtes einen so entscheidenden Einfluß hatte.

Während daß in Mittelitalien der römische Staat sich auszubilden anfieng, breiteten sich in Oberitalien Gallier, und in Unteritalien, Griechen aus. In dem Lande, das jetzt Frankreich genennt wird, hießen die ältesten Einwohner Celten oder Gallier, die, weil sie meistens noch von der Viehzucht lebten, sehr leicht auf den Gedanken gerathen konnten, in ein benachbartes Land zu wandern. Schon in den frühesten Zeiten hatten sich solche gallische Stämme in Italien niedergelassen *). Die-
sen

*) Th. I. S. 335.

sen mögen sich ganz in der Stille immer mehrere zugesellt haben. Zur Zeit des ältern Tarquins, (um 590) langte aber auf einmal ein großer Schwarm von solchen Galliern, von einem gewissen Belloves geführt, in Oberitalien an. Anfangs breiteten sich diese Gallier nur bis an den Po aus; in der Folge schlugen sie aber auch diesseits dieses Stromes ihre Wohnsitz auf, und traf die Etrusker das Schicksal, manchen Ort, den sie angelegt hatten, räumen zu müssen. Durch eben diese Etrusker wurden sie damahls von den Römern getrennt, mit denen sie erst späterhin in Handel geriethen.

Auch die meisten griechischen Colonien in Unteritalien und Sicilien entstanden später, als Rom. Zankle (Messina) Syrakus, Rhegium, Katana, Sybaris, Tarent, Kroton waren in den ersten 50 Jahren nach Roms Erbauung vorhanden. Lokri, Gela, Agrigent, wurden noch vor dem Cyrus angelegt, und nur Syzela und Thurii stiegen erst in den folgenden Zeiten empor. Diese Städte stellten meistens kleine Republiken vor. Gelang es einem ihrer angesehensten Bürger, sich zum Oberherrn auf-

aufzuwerfen, so belegte man ihn mit dem Nahmen eines Tyrannen, welcher also dahmahl einen unrechtmäßigen Beherrscher bezeichnete. Unter diesen Tyrannen zeichnete sich zur Zeit des persischen Krieges Gelon aus. Dieser bemächtigte sich erst (491) der Herrschaft über seine Vaterstadt Gela. In der Folge (484) war er aber so glücklich, unterstützt von einer syracusanischen Parthey, auch Tyrann von Syrakus zu werden. Nun trat er die Herrschaft über Gela seinem Bruder Hiero ab, um sich mit der Vergrößerung der Macht seines neuen Staates desso mehr beschäftigen zu können. Er zerstörte die beyden Städte Camerina und Megara, und versetzte 1000 von den wohlhabendsten Einwohnern nach Syrakus; die gemeinen Leute ließ er als Leibeigene verkaufen. Die Macht des Gelons wurde nun so bekannt, daß sich Athen und Lacedaemon im persischen Kriege um seinen Beystand bewarben, und dieser zeigte sich auch bereitwillig, ihnen 200 Schiffe und 28000 Mann zu schicken. Seine Macht schien auch dem Perres so ansehnlich, daß er, um den Griechen Gelons Unterstützung zu entziehen, die Karthager durch ein Subsidiensündniß verpflichtete.

pflichtete, die Griechen in Sicilien zu eben der Zeit anzugreifen, da er selbst über die Griechen in dem eigentlichen Griechenland sich herfürzen würde. So wirkte der persische Krieg vom Indus bis nach Sicilien.

Fünftes Kapitel.

Die Griechen widerstehen nicht nur der ungeheuren Macht des Xerxes glücklich, sondern befreien auch ihre Landsteuere in Kleinasien von der persischen Oberherrschaft.

Eine Kriegsmacht, wie sie Xerxes gegen das kleine Griechenland aufstellte, ist vielleicht sonst nie beysammen gewesen, und wird höchstwahrscheinlich nie wieder zusammen kommen. Xerxes, der Beherrscher eines so ungeheuern Staates, der sich vom Indus bis an den Hellespont erstreckte, hatte seit mehreren Jahren an den Truppen gesammelt, mit denen er nach Europa ziehen wollte. Er ließ alle Nationen seines weitläufigen Reiches auffordern, einen bestimmten Beytrag von Mannschaft und Schiffen zu liefern. Die Vorsteher der Völker brachten die Contingente selbst, und übergaben sie den

Ver

Befehlshabern, die lauter gebohrne Perfer seyn mußten. So lange man noch im eignen Lande war, lief alles durch einander, und nicht einmahl die Völker wurden abgesondert. Die Einwohner der Länder, durch die man zog, mußten alle mit fortwandern, und meistens wanderten auch Weiber und Kinder mit. Gewöhnlich überließ man es den Völkern selbst, für ihren Unterhalt zu sorgen; doch trug es Xerxes den Phönicern und Aegyptern auf, in Thracien und Macedonien Magazine anzulegen. Erst, wie sich der ungeheure Schwarm den europäischen Gränzen näherte, wurde er in die besondern Nationen abgetheilt. Es waren aller Völker, die dem Xerxes nach Europa folgten, sechs und funfzig, die ein außerordentlich buntes Gemische ausmachten. Hier kamen Indier in baumwollnen Gewändern und Aethiopier in Löwenhäute eingehüllt; dort marschirten schwarze Menschen aus Gedrosia, und Nomadenstämme aus den mongolischen Steppen, und der großen Bucharey; hierauf erschienen Meder und Bactrier kostbar gekleidet, und nun zogen Jägervölker einher, die, ohne Waffen von Erz oder Eisen, ihre Feinde, gleich den Thieren, in ledernen Schlingen fingen;

da

Da traten endlich Libyer mit Streitwagen, und Araber auf Kameelen, einher. Die Phönicier und die asiatischen Griechen mußten zahlreiche Flotten ausrüsten. Im fünften Jahre der Ausrüstung (481) zogen sich die Truppen der Landmacht bey Sardes zusammen, während daß sich die Flotte längs den Küsten von Kleinasien versammelte. Im Frühling des sechsten Jahres (480) erfolgte der Aufbruch.

Xerxes verrieth im ganzen Plane zur Unternehmung gegen die Griechen eine lächerliche, zuweilen an Naserey gränzende Prahlsucht und Eitelkeit. Seine Flotte konnte von der kleinasiatischen Küste sehr bequem nach Griechenland überfahren. Da aber Xerxes immer nie gesehenes Schauspiele geben wollte, so kam er auf den Einfall, durch die macedonische Erdspeße bey dem Berge Athos einen Kanal graben zu lassen, der drey Jahre hindurch eine außerordentlich große Menge von Arbeitsleuten beschäftigte, und so breit war, daß zwey Schiffe mit drey Ruderreihen durchgehen konnten. Von diesem so hoch gepriesenen Kanale haben jedoch neuere Reisende keine Spur finden können, und schon in alten Zeiten fehlte es
nicht

nicht an wichtigen Köpfen, die über diesen Kanal spotteten, die ihn für ein griechisches Märchen erklärten. Für den Uebergang der Landmacht war eine Schiffbrücke über den Hellespont (die Meerenge bey Gallipoli) bestimmt, welche Phöniciern und Aegypter anlegten. Kaum war die Brücke zur Vollkommenheit gediehen, als sie von einem heftigen Sturme zerstört wurde. Herpes gab jetzt wieder einen Beweis von seinem rasenden Stolze. Er dünkte sich so sehr Herr der Elemente, daß er dem Meere 300 Schläge geben, daß er Fesseln hineinwerfen ließ. Der unglückliche Aufseher über den Bau verlor seinen Kopf. Hierauf wurden auf einmahl zwey Brücken, eine für die Mannschaft, und die andre für die Lastthiere und das Gepäck, gebaut. Die Brücken waren mit Erde bedeckt, und mit Geländern eingefast, damit die Pferde, und Lastthiere nicht scheu werden möchten. Der Uebergang wurde mit großen Feyerlichkeiten eröffnet. Man zündete auf der Brücke allerley Arten von Weihrauch an, und bestreute den Weg mit Myrten. Als die ersten Strahlen der Sonne sich zeigten, goß Herpes aus einer goldnen Schaal ein Frankopfer in die See,
und

und richtete ein Gebeth an die Sonne, worin er den Wunsch vortrug, daß seine siegreichen Waffen bis zu den äußersten Ende von Europa ohne Hinderniß sich ausbreiten möchten. Hierauf warf er die Schaale, nebst einem goldnen Becher, und einem persischen Säbel, ins Meer. Die Armee zog ununterbrochen über die für sie bestimmte Brücke, und dennoch währte es sieben Tage, und eben so viele Nächte, ehe der Uebergang vollendet war.

Xerxes führte hierauf sein Heer, durch die thracische Halbinsel, bis nach Doriscus, einer Stadt am agäischen Meere, wo er ein Lager aufschlug, das, wie man leicht denken kann, einen ungeheuern Umfang einnahm; denn seine ganze Landarmee belief sich damals auf Eine Million und achtmah hunderttausend Mann, von welchen 80000 Reiter, und 20000 Kameelführer waren. Die Flotte, die längs der Küste nachfolgte, bestand aus 1207 Kriegsschiffen, und 3000 Galeeren und Transportschiffen. Auf derselben befanden sich 517610 Mann. Von den Völkern disseits des Hellesponts wurden noch 400000 Mann Landtruppen, ingleichen 220 Schiffe, mit
24000

24000 Mann, geliefert. Die Zahl aller Streiter belief sich also über 2,641,600 Mann und ungefähr eben so groß war der Troß, der dieser ungeheuren Armee nachfolgte. Die Landmacht wurde von sechs persischen Obergeneralen, und die Flotte von vier Admirälen, commandirt.

Des Xerxes Absicht war hauptsächlich auf Athen gerichtet, welches den Zorn seines Vaters Darius so mächtig gereizt hatte. Miltiades, der Sieger bey Marathon, hatte sein Leben in traurigen Umständen beschloffen. Er wollte die Inseln, die sich mit den Persern in ein Einverständniß eingelassen hatten, zur Strafe ziehen; seine Unternehmung wurde aber nicht vom Glücke begünstigt. Als er die Hauptstadt auf der Insel Paros belagerte, empfing er eine gefährliche Wunde. Hierzu kam das Gerücht von der Annäherung der persischen Flotte. Dadurch wurde Miltiades bewogen, die Belagerung aufzuheben. Nun beschuldigte man ihn der Verrätherey, und der eigennützigigen Verwendung der in der Kriegskasse befindlichen Summen. Vergebens bemüheten sich die Freunde des kranken Miltiades,

die

die Verschuldigungen, die man ihm machte, durch die Erinnerung an seine großen Verdienste um den Staat niederzuschlagen. Miltiades wurde verurtheilt, die auf die verunglückte Unternehmung verwendeten Kosten zu ersetzen. Diese beliefen sich auf 30 Talente (40500 Thaler). So viel Geld konnte der Sieger bey Marathon nicht aufstreiben; man warf ihn daher ins Gefängniß, wo er (489) an den Folgen seiner Wunde starb. Sein Sohn Cimon erkaufte sich die Erlaubniß, den Leichnam seines Vaters begraben zu dürfen, durch die Entrichtung der ihm zuerkannten Geldstrafe.

Die Aethener, die sich des Undanks gegen ihren Miltiades so schuldig machten, hatten aber noch mehr große Männer, unter welchen Aristides und Themistokles am meisten hervorstechten. Beyde befanden sich unter den Feldherren bey Marathon, und beyde zeichneten sich durch ihre warme Vaterlandsliebe aus. Und doch waren beyde in Ansehung ihrer Gesinnungen so verschieden! Diese Verschiedenheit zeigte sich schon bey ihren Knabenspielen, schon in ihrer Erziehung. Zum Themistokles sagte

Galletti Weltg. 2r Th. 3 einst

einst sein Lehrer: „aus dir, Knabe wird nichts gemeines, und dein Vaterland wird entweder durch dich glücklich oder unglücklich werden.“ — Themistokles bewies als Staatsbürger viel Entschlossenheit, und Geistesgegenwart, aber auch die Fähigkeit, jede Gestalt anzunehmen, die zur Ausführung seiner Absichten und Entwürfe am zweckmäßigsten paßte. Aristides dachte hingegen so unerschütterlich rechtschaffen, daß er sich den Beynahmen des Gerechten erwarb. Durch das Studium der lykurgischen Gesetze hatte er seine Neigung für die aristokratische Regierungsverfassung gebildet; Themistokles neigte sich eben deswegen zur Demokratie hin. Jeder hatte seine Parthey; ein Umstand, der auf die Angelegenheiten des athenischen Staates zuweilen einen ungünstigen Einfluß äusserte. Aristides war wegen des gefährlichen Ansehns, das sich Themistokles bey dem Volke zu verschaffen suchte, so besorgt, daß er ihm selbst alsdenn entgegen arbeitete, wenn seine Vorschläge dem Staate heilsam gewesen wären. Themistokles fand es endlich ganz unerträglich, in dem Aristides seinen Nebenbuhler zu sehen. Er suchte ihn zu entfernen, und er beschuldigte ihn

ihn daher der Absicht, sich zum Monarchen machen zu wollen. Diese Beschuldigung glaubte er durch den Beynahmen des Aristides, so wie durch den Umstand daß derselbe so oft den Schiedsrichter vorstellte, rechtfertigen zu können. Genug Aristides wurde durch den Ostracismus verbannt. Die Bürger Athens schrieben den Nahmen desjenigen, dessen Entfernung sie für nöthig hielten, auf Muscheln oder Ziegelstücke, die auf einen Haufen geworfen wurden. Die Zahl derer, die auf diese Art ihre Stimme gaben, mußte wenigstens 6000, fast ein Drittel der athenischen Bürger, betragen. Die Verbannung dauerte zehn Jahre. Themistokles war nun, von seinem Nebenbuhler befreyt, derjenige, der die An gelegenheiten seines Vaterlandes vorzüglich leitete. Ein Mann von seiner Entschlossenheit und Klugheit war aber den Athenern damahls, als Xerxes ihren Untergang beschloffen hatte, besonders nöthig.

Xerxes rückte aus Thracien durch Macedonien nach Thessalien. Ueberall, wo er hinkam, fand er einen großen Vorrath von Lebensmitteln aufgehäuft. Jede Stadt, durch die er

zog, mußte ihm ein Mittagsmahl geben, welches ungeheure Summen kostete. Deswegen sagte ein Bürger von Abdera (einer Stadt in Thracien, deren Einwohner wegen ihrer Schildbürgerstreiche bekannt waren) seine Landsleute möchten den Göttern danken, daß Xerxes so mäßig wäre, sich täglich nur mit Einer Mahlzeit zu begnügen.

Da die Athener das Ungewitter, das über sie hereinzubrechen drohete, lange voraus sahen, so hatten sie Zeit genug, sich zu rüsten, und um Beystand zu bewerben. Aber es gieng damahls in Griechenland, wie jetzt in Deutschland. Jeder von den kleinen griechischen Staaten hielt die Gefahr zur Zeit für unbedeutend, weil sie ihm noch nicht nahe war. Ausser den Lacedämoniern wollte anfangs sonst niemand an dem Kriege Antheil nehmen. Nur die böotischen Städte Thespiä und Plataä schickten einige Mannschaft, und die Insel Corcyca gab 60 Schiffe her. Endlich sahen es aber die Vorsteher der griechischen Staaten doch ein, daß eine gemeinschaftliche Vertheidigung höchst nöthig wäre, und sie machten die strenge Verordnung, daß von denen, die sich feigherzig

heweis

Beweisen würden, der zehnte Mann getödtet werden sollte.

Die Thessalier, deren Land Xerxes indessen (480) näher rückte, bathen die übrigen Griechen um Beystand. Es marschirte auch ein kleines Heer von zehn tausend Mann dahin. Mit einer so geringen Mannschafft aber ließ sich, in dem unverwahrten Lande, das ungeheure Heer des persischen Monarchen nicht aufhalten. Man beschloß also, Thessalien seinem Schicksale zu überlassen, und dagegen nur den Paß Thermopila am Fuße des Berges Oeta, zwischen Thessalien und Attika, zu besetzen. Dieses Geschäfte übertrug man dem spartanischen Könige Leonidas, einem Manne von außerordentlicher Entschlossenheit, dem man 4000 Mann, und darunter 300 Spartaner, zugab. Die letztern hatten sich, nebst ihrem Könige, vorgenommen, entweder zu siegen, oder zu sterben, weil ein Orakel dieses Opfer zur Rettung des Vaterlandes verlangte. Xerxes erstaunte, als er die Griechen zur Gegenwehre Anstalten machen sah. Vergeblich bemühet er sich, den Leonidas durch reizende Versprechungen zur Verrätherey zu bewegen. Hierauf be-

fäh!

fahl er ihm durch einen Herold, die Waffen auszuliefern. „Komm, und hole sie,“ war des Leonidas kurze Antwort. Alle Angriffe der Meder und Perser, selbst der sogenannten Unsterblichen, der 10000 Mann starken Leibwache des persischen Monarchen, waren fruchtlos. Vielleicht hätte Xerxes das Vorhaben, nach Attika durchzudringen, aufgeben müssen, wenn sich nicht ein verrätherischer Grieche, Namens Epialtes die schändliche Handlung erlaubt hätte, den Persern einen Weg über die Höhe des Deta zu zeigen.

Leonidas und seine tapfern Griechen sahen jetzt auf einmahl die Perser über sich, und im Rücken; sie sahen, daß aller Widerstand vergeblich war. Es blieb hier weiter nichts übrig, als zu weichen, oder zu sterben. Leonidas hielt es nicht für nöthig, alle seine Leute aufzuopfern. Er schickte daher alle übrigen Griechen fort, und behielt, auffer seinen Spartanern, nur 700 Thespier, und 400 Thebaner, bey sich. Mit 13 bis 1400 Mann wagte er es also, sich der ganzen Macht der Perser entgegen zu stellen. Er besetzte den breitesten Theil des Passes. Die Entschlossenheit und Tapferkeit des kleinen Haufens

Hausens schlug den Muth der Perser so gewaltig
 nieder, und brachte sie so sehr in Verwirrung,
 daß viele ins Meer stürzten, und viele nieder-
 getreten wurden. Ausser vielen andern vorneh-
 men Persern, küßten selbst zwey Brüder des
 Xerxes ihr Leben ein. Doch auch der uner-
 schrockene Leonidas sank von vielen Wunden
 durchbohrt zu Boden. Viermahl versuchten
 es die Perser, dessen Leichnam zu erobern,
 und viermahl wurden sie von den tapfern
 Spartanern zurückgeschlagen. Die Thebaner
 wurden endlich durch die nahe Todesgefahr so
 erschüttert, daß sie ihre Schilde in die Höhe
 hoben, und um Schonung bathen. Die Spar-
 taner setzten aber den ungleichen Kampf so
 lange fort, bis nur ein einziger von ihnen
 noch übrig war, der die Nachricht von dem
 traurigen Schicksale seiner Landsleute nach
 Sparta brachte. Aristodem, so hieß dieser
 Spartaner, wurde zu Hause sehr ungünstig
 aufgenommen. Man schalt ihn einen Feig-
 herzigen, einen Verräther: jedermann vermied
 seine Gesellschaft, und er wurde gewöhnlich
 nur der entlaufene Aristodem genannt. Der
 unsinnige Xerxes war über den Verlust von
 20000 Mann, den ihm der Paß bey Ther-
 mopylä

mopylä gekostet hatte, so zornig, daß er sich nicht schämte, dem Leonidas den Kopf abzuhauen, und den Körper ans Kreuz schlagen zu lassen. Bey den Griechen aber hatte sich Leonidas einen unsterblichen Ruhm erworben. Die Amphictyonen widmeten ihm ein Denkmahl, und es wurden ihm zu Ehren jährlich Reden und Spiele gehalten.

An eben dem Tage, an welchem das blutige Gefecht bey Thermopylä vorfiel (um Johannisstag 480) wurde bey dem eubdischen Vorgebirge Artemisium eine Seeschlacht geliefert. Die Griechen hatten nicht mehr als 171 Schiffe. Die Perser hatten zwar durch einen Sturm auf 400 Schiffe eingebüßt; es blieben ihnen aber doch noch 800 Kriegsschiffe übrig. Sie wollten ihre Uebermacht brauchen, um die Griechen in der Meerenge einzuschließen; ihre Absicht mißlang ihnen aber, und das Treffen blieb unentschieden. Beyde Theile büßten viel, die Perser aber am meisten, ein. Die letztern verlohren durch einen abermahligem Sturm auf 200 Schiffe. Die Griechen waren mit dem Ausgange dieses Seetreffens schon deswegen zufrieden, weil sie durch dasselbe

selbe überzeugt wurden, daß sie es wagen konnten, sich mit den Persern in einen Kampf einzulassen. Bald wäre aber das für die Griechen ehrenvolle Treffen bey Artemisium nicht geliefert worden. Der Oberbefehlshaber der spartanischen Flotte wollte, aus Furcht vor der großen Seemacht der Perser, schon nach dem Peloponnes zurückschiffen; allein der athenische Oberanführer Themistokles wußte ihn durch Geld, welches die Euböer hergaben, dahin zu bringen, daß er seinen Vorsatz aufgab.

Themistocles hatte überhaupt auf die damaligen Angelegenheiten Griechenlands einen wichtigen Einfluß. Auf sein heimliches Anstiften, gab das delphische Orakel den Athenern die Weisung: „sie sollten sich in hölzerne Mauern einschließen.“ Die Vorsteher der athenischen Regierung waren wegen der Bedeutung dieses Ausspruches lange zweifelhaft, bis sie ihnen Themistokles erklärte. Sie sollten, sagte er, sich alle zu Schiffe begeben, und nun wurde alles vorrätliche Geld in Bewegung gesetzt, um recht viele Schiffe auszurüsten zu können. Jetzt wünschten manche patriotische Athener, daß der vortrefliche Aristides wieder zurück-

rück-

rückberufen werden möchte. Selbst Themistokles trug darauf an, und Aristides dachte, als er sich wieder zu Athen befand, edel genug, sich den Planen des Themistokles aufzuschmiegen, und den Ruhm desselben mit beyspielloser Uneigennützigkeit befördern zu helfen. Wie glücklich waren die Athener, die Verwaltung ihrer wichtigsten Angelegenheiten in den Händen eines Aristides, eines Themistokles zu sehen!

Die griechische Flotte, die in der Schlacht bey Artemisium auch nicht wenig gelitten hatte, gieng erst nach Athen, um die Einwohner dieser Stadt wegzuschaffen, und nahm hierauf ihren Stand bey der nicht weit davon liegenden Insel Salamis. Die Stadt Athen selbst blieb, bey der Annäherung der Perser, ihrem Schicksale überlassen, und Xerxes genoß nun das lang gewünschte Vergnügen, die Wohnungen derjenigen zu plündern und zu zerstreuen, welche Sardes verbrennen halfen. Die Festung war zwar besetzt; aber sie wurde von den Persern mit Sturm erobert, und nun hatten Tempel, Altäre und Götzenbilder das traurige Loos, von den Persern schrecklich gemißhandelt zu wer-

werden. Auch dem Apolltempel zu Delphi stand damahls eine Verwüstung bevor. Schon war eine Abtheilung der persischen Truppen auf dem Marsche; ein fürchterlicher Sturm aber verhinderte sie, dahin zu kommen.

Das, was zu Athen und in Attika vorgefallen war, brachte in die griechische Flotte eine solche Befürzung, daß die Schiffe aus dem Peloponnes nach Hause gehen wollten. Als die Vorstellungen des Themistokles gar nichts mehr zu wirken schienen, besann sich der schlaue Athener auf eine List. Er gab dem Xerxes, gleichsam als wenn er freundschaftliche Gesinnungen für ihn hegte, heimlich den Rath, die griechische Flotte, die jetzt noch beisammen wäre, ohne weitem Vorzug anzugreifen, und sich dadurch die große Mühe, die einzelnen Theile derselben zu vernichten, zu ersparen. Xerxes gab jetzt seiner noch aus 2000 Schiffen bestehenden Flotte den Befehl, die griechische, die nur 380 Schiffe zählte, anzugreifen. (480 am 23. Sept.) Die Bay bey Salamis war für die zahlreichen und großen Schiffe der Perser zu enge; diese konnten sich daher nicht genug ausbreiten. Auch wehete ihnen

ihnen

ihnen der Wind nicht günstig. Dadurch gelang es der griechischen Flotte in die persische einzudringen, und sie völlig zu zerstreuen. Die Perser verlohren auf 200 Schiffe, und unter dieser Zahl befanden sich noch nicht einmahl diejenigen, die ihnen weggenommen wurden; die Griechen büßten nicht mehr als 40 Schiffe ein. Die Schiffe von Athen und Megyna zeichneten sich vorzüglich aus. Bey der persischen Flotte waren die jonischen Schiffe die ersten, welche, vom Themistokles aufgemuntert, die Flucht ergriffen. Vermuthlich trug die Abneigung, gegen ihre Landsleute zu fechten, auch etwas dazu bey.

Xerxes, der dem für ihn so wichtigen Schauspiele dieses Seetreffens von einer Anhöhe auf der Küste, auf dem Throne sitzend, zusah, war über den Verlust seiner Flotte so bestürzt, daß er alle Besinnung verlohr, daß er auf seine große Landarmee, die doch noch wenig gelitten hatte, gar kein Vertrauen setzte. Um so mehr erschreckte ihn des Themistokles heimliche Nachricht, daß die Griechen im Begriffe wären, seine Brücke über den Hellespont zu vernichten. Er ließ daher den Mar-

donius

donius mit 300000 Mann seiner ausgesuchtesten Truppen in Griechenland zurück, und eilte mit dem übrigen Schwarme, mit dem ohnedieß nicht viel anzufangen war, nach Thracien, um der Zerstörung seiner Brücke zuvorzukommen. Das große Heer litt während dieses Marsches, der 45 Tage dauerte (in der Mitte des Novembers) sehr viel vom Hunger. Die Magazine waren ausgeleert, und das für die ungeheure Menge Gäste viel zu kleine Thessalien und Macedonien konnte keine Lebensmittel mehr aufbringen. Dieß hatte die schlimme Folge, daß die abmarschirenden Truppen des Xerxes zu Kräutern, Baumblättern, Baumrinden und andern unverdaulichen Speisen, ihre Zuflucht nehmen mußten. Dadurch entstanden ansteckende, tödtliche Krankheiten, dadurch entstand Verwirrung. Jeder suchte, sobald als es ihm möglich war, nach Hause zu kommen, und am Ende lösete sich der große Menschenschwarm beynahе völlig auf. Dieß geschah besonders, seitdem Xerxes, dem die Angst den Marsch zu langweilig machte, allein nach seiner Brücke eilte, und, als er sie vom Sturme zerstört fand, auf einem schlechten Fischerkahne nach Kleinasien hinüber-

Hinüberfuhr. So armselig kehrte der stolze Xerxes, der mit seiner zahlreichen Flotte das griechische Meer bedeckt hatte, in sein Land zurück!

Sonderbar, daß die vornehmsten Treffen in diesem Kriege alle paarweise vorkamen, daß viermahl nach einander allemahl zwey Treffen an Einem Tage geliefert wurden! An eben dem Tage, an dem die Griechen über die Perfer in der Bay bey Salamis siegten, fiel auch in Sicilien eine entscheidende Schlacht vor. Gelon, der Tyrann von Syrakus, hatte den griechischen Staaten 200 Kriegsschiffe und 28000 Mann, unter der Bedingung angebothen, daß sie ihn zum Oberbefehlshaber der vereinigten Kriegsmacht erklären sollten. Die Bedingung wollten aber die griechischen Staaten nicht eingehen. Doch Gelon brauchte nun seine Schiffe und Truppen gegen die Karthager, die, mit persischen Subsidien-geldern, in Afrika, Hispanien, Gallien, Ligurien, Corsica und andern Ländern, eine ungeheure Mannschaft angeworben, und in Zeit von drey Jahren 300000 Mann, 2000 Kriegsschiffe und 3000 Transportschiffe zusammen-

mengebacht hatten. Diese Macht wurde nun, unter dem Befehle des Hamilcars, nach Sicilien übergesetzt. Selon konnte ihr nicht mehr als 50000 Mann Fußvolf, und 5000 Reiter, entgegen stellen. Allein sein wohlgeordnetes, aus lauter tapfern und muthigen Leuten von Einer Nation zusammengesetztes Heer brachte bey Himera den so gemischten Kriegshaufen der Karthager völlig in Unordnung; die Hälfte wurde niedergemacht, und die übrigen mußten, aus Mangel an Lebensmitteln, sich zur Kriegsgefangenschaft bequemen. Das ganze große, karthagische Heer war also auf diese Art vernichtet. Von der zahlreichen Flotte entkamen nicht mehr als 30 Schiffe, und auch diese vernichtete ein Sturm. Die äufferst geschwächten Karthager mußten nun um Frieden bitten, mußten 2000 Talente (einige Millionen Thaler) erlegen, und die Enthaltung von Menschenopfern angeloben. Sie hatten also mit ihrem Bundesgenossen Xerxes einerley Schicksal!

Xerxes setzte zwar den Krieg noch fort, aber sehr unglücklich. Sein Oberfeldherr Mardonius brachte den Winter in Thessalien und Bdotien.

zu. Er schickte (479) den macedonischen König Alexander nach Athen, und ließ der dasigen Regierung, wegen eines besondern Friedens, vortheilhafte Vorschläge thun; ihr Patriotismus aber, den eine spartanische Gesandtschaft anfeuerte, erlaubte es ihnen nicht, dieselbe anzunehmen. Mardonius verheerte hierauf das athenische Gebieth von neuen, und er ließ nicht nur das, was man im Gebieth von Attika wieder aufgebaut hatte, sondern selbst die Trümmer, niederreißen. Die Athener entfernten sich abermahls aus ihrer Stadt, die kaum wieder aufgebaut war, und diese wurde nun von den Persern zum zweytenmahl geplündert und abgebrannt.

Indessen versammelten sich auf der Landenge, welche den Peloponnes mit Hellas verbindet, die gemeinschaftliche Armee der griechischen Staaren, 100000 Mann stark. Mardonius hielt sie für so furchtbar, daß er sich aus Attika nach Bdotien zurückzog. Bey Plataa fochten (479 am 25. Sept.) 110000 Griechen gegen eine dreyimal so starke Zahl von Persern. Gene hatten den Vorthail, daß ihnen der ganze Plan des Mardonius durch den

den macedonischen König Alexander verrathen wurde. Ihre Oberanführer waren der spartanische König Pausanias, und der athenische Feldherr Aristides. Die Tapferkeit der Spartaner entschied zum Vortheile der Griechen, und von dem großen Heere der Perser blieb kaum ein Drittel übrig. Nach einigen Nachrichten sollen sich gar nur 3000 Mann (also etwa der hundertste Theil) gerettet haben. Und eine so schreckliche Niederlage der Perser soll den Spartanern nicht mehr als 91, und den Athenern nur 52 Mann, gekostet haben. Am Nachmittage eben dieses Tages siegten auch die Griechen bey dem kleinasiatischen Vorgebirge Mykale, der Insel Samos gegen über. Sie waren von den Joniern aufgefordert worden, dahin zu kommen. Bey Mykale befand sich der Ueberrest von der großen Landarmee, mit der sich Xerxes so geschwind aus Griechenland herausgezogen hatte. Die Perser brachten, als die griechische Flotte sich näherte, ihre Schiffe an die Küste und umgaben sie mit einer Verpallisadirung; die Griechen drangen, von Samiern und Joniern unterstützt, aber dennoch durch, verbrannten die Schiffe nebst dem Lager, und

Galletti Weltg. 2r Th. R machten

machten erstaunliche Beute. Bey dieser Gelegenheit bewiesen sich die Athener vorzüglich thätig. Xerxes wurde durch dieses abermahlige Unglück seiner Kriegsmacht so in Schrecken gesetzt, daß er von Sardes nach Susa eilte. Vorher ließ er, durch den Obermagier verleitet, alle griechischen Tempel in Kleinasien, den Dianentempel zu Ephesus ausgenommen, plündern und abbrennen. Eben das schlimme Schicksal hatten die Tempel zu Babylon. Zu diesem harten Verfahren mag ihn nicht sowohl der Unwille über die Götter, als die Begierde, sich der Tempelschätze zu bemächtigen, bewogen haben.

Die Griechen hatten sich, durch ihr unerschrocknes, tapferes und kluges Benehmen gegen die Perfer, einen ausserordentlichen Ruhm, und ein großes Ansehn erworben. Diesen Ruhm, und dieses Ansehn, waren sie hauptsächlich den Athenern schuldig, deren vortreffliche Feldherren Themistokles und Aristides eben so viel Klugheit als Thätigkeit bewiesen. Selbst zu Sparta bezeigte man dem Themistokles die größte Hochachtung. Themistokles und Aristides arbeiteten nun

ge²

gemeinschaftlich an der Wiederherstellung der Stadt Athen, und an der bessern Einrichtung ihrer Verfassung. Sie machten unter andern die Anordnung, daß an der Wahl der Archonten alle Bürger gleichen Antheil nehmen sollten. In dem persischen Kriege war Athen zweymahl abgebrannt worden, weil es dem Angriffe eines Feindes gar keine Festungswerke entgegenstellen konnte. Themistokles trug daher (478) darauf an, die Stadt zu besetzen. Die auf Athens Macht eifersüchtigen Spartaner wollten es nicht zugeben. Lacedämon war nicht besetzt, und Athen sollte es deswegen auch nicht seyn. Themistokles wußte es aber mit Schlaueit so einzurichten, daß Athens Mauer, des Widerspruches der Spartaner ungeachtet, zur Vollendung kam. Man versprach den spartanischen Abgeordneten, eine besondere Gesandtschaft nach Lacedämon zu schicken, die wegen dieser Sache die nöthige Auskunft geben sollte. Themistokles selbst übernahm die Stelle eines dieser Gesandten. Auf seinen Rath wurden die übrigen Gesandten einzeln nachgeschickt. Er befand sich nun schon einige Zeit zu Sparta, ohne sich anmelden zu lassen. Zur Entschuldigung diente

ihm der Umstand, daß die übrigen Gesandten noch nicht da wären. Indessen gewannen die Athener Zeit, den Bau ihrer Mauer auszuführen. Weiber, Kinder, Fremde, Leibeigene, alles mußte daran arbeiten; es wurde Tag und Nacht gearbeitet, und man schonte, um geschwind Steine zu bekommen, selbst der Häuser und Grabmähler nicht. Endlich bekamen die Spartaner von dieser eifrigen Fortsetzung des Baues Nachricht, und ihre Regierung beschwerte sich darüber gegen den Themistokles. Dieser läugnete es ihr aber noch geradezu ab, und beredete sie, sich durch eine abermahlige Gesandtschaft von der Lage der Sache zu unterrichten. Diese Gesandtschaft wurde nun von Athen nicht eher wieder weggelassen, als bis Themistokles mit seinen Collegen zurückgekehrt war. Themistokles gestand der spartanischen Regierung vorher alles, und diese konnte jetzt weiter nichts thun, als ihre eigentlichen Gedanken und Empfindungen verbergen. So bekam Athen eine Mauer. Im folgenden Jahre legte Themistokles noch einen zweyten Hafen bey Athen an, den man den piräischen nannte. Er lag in einiger Entfernung von der Stadt, und stand blos
 durch

durch zwey lange Mauern mit derselben in Verbindung.

Alle diese Anstalten des Themistokles hatten die Absicht, dem athenischen Staate ein vorzügliches Ansehn zu verschaffen, und ihn in dem Kriege mit den Persern eine desto wichtigere Rolle spielen zu lassen. Dieser Krieg war noch nicht geendigt. Die Griechen begnügten sich nicht damit, den persischen Monarchen aus Europa vertrieben zu haben; sie wollten ihn noch so sehr schwächen, daß er der Herrschaft über ihre Landsleute in Kleinasien völlig entsagen sollte. Sie setzten daher den Krieg zur See fort. Die Flotte der Athener hatte den Aristides und den Eimon, den Sohn des berühmten Miltiades, zu Oberbefehlshabern. Die ganze griechische Seemacht an der Küste von Kleinasien stand unter der Aufsicht des spartanischen Königes Pausanias. Man eroberte (470) die thracische Seestadt Byzanz, und die wichtige Insel Cypren. Allein Pausanias blieb nicht lange Oberbefehlshaber der griechischen Flotte. Schon hatte er sich durch seine allzustrenge Behandlung der Soldaten, die gegen das liebevolle und menschenfreundliche

See

Benehmen des Aristides und Cimon sehr abstaß, allgemein verhaßt gemacht, und zum Mißvergnügen und zur Uneinigkeit Veranlassung gegeben, als sein Einverständniß mit den Persern, durch welches er sich zum Oberherrn von Griechenland aufwerfen wollte, entdeckt wurde. Seine Nachahmung der persischen Sitten, und des persischen Luxus, hatten ihn auch schon verdächtig gemacht. Genug, die Bundesverwandten verklagten ihn nicht allein zu Sparta, sondern schlossen ihn auch in Byganz ein. Er entfloß nach Lacedämon. Hier ließen ihn aber die Ephoren in Verhaft nehmen; sie fanden jedoch die Beschuldigungen, die man gegen ihn anbrachte, noch so wenig überzeugend, daß sie ihm seine Freyheit wieder gaben. Er setzte hierauf das Einverständniß mit den persischen Ministern fort. Einer seiner Vertrauten verrieth aber seinen mit denselben geführten Briefwechsel, und flüchtete aus Furcht vor dem Zorne desselben, in einen Tempel. Pausanias suchte ihn hier auf. Da er nicht wußte, daß man ihn heimlich beobachtete, so sprach er mit seinem Vertrauten ohne alle Verstellung. Hierdurch verrieth er seine Geheimnisse. Er
suchte,

suchte, als er es merkte, in einem Tempel der Minerva seine Zuflucht, weil er darauf rechnete, daß die Heiligkeit des Ortes ihn schützen würde. Aber sie rettete ihn nicht. Als die Lacedämonier nicht wußten, wie sie sich in diesem Falle verhalten sollten, legte seine Mutter, eine wahre Spartanerin, ganz stillschweigend einen Ziegelstein vor die Thür des Tempels, und entfernte sich wieder. Die Spartaner ahnten nun ihr Beyspiel so eifrig nach, daß Pausanias, in seinem Zufluchtsorte eingeschlossen, den Hungertod sterben mußte.

Seit der Entfernung des Pausanias stellte Aristides den Oberbefehlshaber über die gemeinschaftliche Flotte der Griechen vor, und er verwaltete dieses Amt mit eben so vieler Rechtschaffenheit als Klugheit. Der Krieg gegen die Perser erforderte einen beträchtlichen Aufwand. Zur Bestreitung desselben hatten die griechischen Staaten bisher nicht eher Beyträge geliefert, als wenn es an Gelde fehlte. Jetzt fühlte man aber die Nothwendigkeit, eine beständige Kriegskasse zu unterhalten. Die Einrichtung und Verwaltung derselben vertraute man dem Aristides an, der diesem Geschäfte
zur

zur allgemeinen Zufriedenheit Gnüge leistete. Der ganze Bestand der Kasse betrug auf 650000 Thaler. Das große Zutrauen, das man dem Aristides schenkte, erneuerte im Themistokles die Empfindungen des Neides, und er konnte seine Aeußerungen desselben nicht immer zurückhalten. Diese schadeten jedoch dem Aristides, der damahls der Liebling der Athener war, gar nicht. Vielmehr kam es (469) durch die Bemühungen der Lacedämonier, die sich an dem Themistokles zu rächen wünschten, dahin, daß dieser Feldherr, der sich um Griechenland unsterbliche Verdienste erworben hatte, durch den Ostracismus nun gleichfalls aus dem athenischen Gebieth verbannt wurde. Man beschuldigte ihn, mit dem Pausanias im Einverständnisse gelebt zu haben. Nun mußte man ihn zwar von der Theilnahme an den Anschlägen desselben wieder frey sprechen; er behielt aber dennoch so viele Feinde, daß er sich aus dem Vaterlande entfernen mußte. Themistokles, der Retter der griechischen Freyheit, war nun unstet und flüchtig, bis ihm Admet, der König der Molosser in Epirus, an seinem Hofe einen Zufluchtsort gestattete. Die Spartaner droheten aber dem Admet so lange,

lange, bis er sich (466) entschloß, den Themistokles fortzuschicken. Er versah ihn mit Gelde, um nach Asien gehen zu können. Aber auch hier war es für den Themistokles gefährlich, weil der persische Monarch demjenigen, der ihm den Themistokles ausliefern würde, 200 Talente (27000 Thaler) versprochen hatte.

Damahls war Artaxerxes mit der langen Hand, der Sohn des Xerxes, König von Persien. Xerxes hatte, den unglücklichen Folgen seiner kriegerischen Unternehmungen überdrüssig, die übrige Zeit seines Lebens den Vergnügungen des Harems gewidmet. Seine Liebeshändel machten ihm aber fast eben so viel Verdruß, als seine Kriege. Als er sich noch zu Sardes aufhielt, gefiel ihm die Gemahlin seines Bruders Masistes so außerordentlich, daß er dem dringenden Wunsche, seine Neigung zu ihr zu befriedigen, nicht widerstehen konnte. Vergänglich both er alle Mittel auf, um die tugendhafte Dame zur Untreue gegen ihren Gemahl zu verleiten. Um mit ihr in ein näheres Verhältniß zu kommen, verheyrathete er seinen ältesten Sohn Darius, den er zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, mit der Artaxante,

taynte,

taynte, einer Tochter derselben. Jetzt gefiel ihm auch die Schwiegertochter, und diese war weniger tugendhaft, als ihre Mutter. Eben erhielt Xerxes von seiner Gemahlin Tamestiris, die von seinen Liebeshändeln etwas erfahren hatte, und sich Ueberzeugung verschaffen wollte, ein Geschenk, das ihn an ihre zärtlichen Gesinnungen gegen ihn erinnern sollte. Dieß war ein reich gesticktes und schön gearbeitetes Oberkleid, das sie mit eignen Händen gefertigt hatte. Xerxes gefiel sich in diesem Kleide ganz ausserordentlich, und eben dieses Kleid bath sich die Artaynte aus, als er ihr die Wahl einer Gunstbezeugung freystellte. Xerxes befand sich in der ängstlichsten Verlegenheit. Er konnte sich der Erfüllung seiner Zusage nicht entziehen, und dennoch sah er die schlimmen Folgen derselben voraus. Vergebens both er der geliebten Prinzessin ungeheure Geldsummen, both er ihr ganze Städte, ja eine eigne bloß von ihrem Befehle abhängige Armee an, wenn sie auf das Gewand Verzicht leisten wollte. Allein die launige Artaynte bestand auf demselben, gerade weil ihm Xerxes einen so großen Werth beylegte. Der schwache Monarch gab also endlich

nach,

nach, und nun triumphirte Artaynte in dem Gewande, das die Macht, die ihre Reize über den Xerxes gewonnen hatten, so unwidersprechlich darlegte. Hamestris, die sich darüber äußerst gekränkt fühlte, dachte seit der Zeit auf nichts, als auf die Befriedigung ihrer Rachsucht. Zum Gegenstande derselben bestimmte sie die Mutter ihrer Nebenbuhlerin, die sie als die Urheberin des ganzen Liebeshandels ansah. Jetzt kam es nur auf eine erwünschte Gelegenheit an. Diese erschien auch bald, als Xerxes sein Geburtsfest feyerte. An diesem durfte er, der eingeführten Sitte gemäß, seiner Gemahlin nichts abschlagen und Hamestris benutzte diesen Umstand, um die Auslieferung der Mutter ihrer Nebenbuhlerin von ihm zu erpressen. An dieser unschuldigen Dame übte nun Hamestris, als sie dieselbe in ihrer Gewalt hatte, eine beyspiellose Rache aus. Sie ließ ihr, vor ihren Augen, Brüste, Zunge, Nase, Lippen und Ohren abschneiden, und sie den Hunden vorwerfen. Der über das höchst traurige Schicksal seiner vortrefflichen Gemahlin äußerst erbitterte Maffites eilte nach Bactrien, wo er Statthalter war, mit dem festen Entschlusse, die krieges-

rischen

rischen Bewohner seiner Provinz zur Empörung zu reizen. Allein Xerxes, bey welchem seine schnelle Abreise Verdacht erregte, schickte ihm einen Haufen Reiter nach, die ihn, nebst seiner Familie und seinem Gefolge, niederhielten. Einen so traurigen Ausgang hatte der Liebeshandel des Xerxes!

Doch Xerxes hatte ein seinem Lebenswandel angemessenes Ende. Seine Regierung wurde allmählig so verhaßt, daß man sich nach einer Veränderung sehnte. Artaban, Oberbefehlshaber seiner Leibwache, und ehe dem sein Günstling, verschwor sich nebst andern zu seinem Untergange. Durch Hülfe eines Verschnittenen gelang es ihm, (465) in des Xerxes Schlafzimmer zu kommen, und denselben im Schlafe zu ermorden. Der Mörder hatte die Absicht, sich selbst auf den Thron zu schwingen. Da standen ihm aber noch mehrere Prinzen des königlichen Hauses, alle Söhne des Xerxes, im Wege. Diese mußten erst weggeräumt werden. Artaban fieng die Ausführung seines Planes damit an, daß er den jüngern Sohn des ermordeten Monarchen, den Artaxerxes, gegen seinen ältern

tern Bruder Darius so sehr mit Haß erfüllte, daß der junge unerfahrene Prinz seinem Bruder das Leben nahm. Hystaspes, der zweyte Sohn des Xerxes, war als Statthalter von Bactrien entfernt. Um so eher gelang es dem Artaban, den Artaxerxes auf den Thron zu setzen. Letzterer sollte dieses Glück nur eine kurze Zeit genießen; allein er wurde von dem Plane des Artabans unterrichtet, und dadurch in den Stand gesetzt, demselben zuvorzukommen. Nun hatte er aber mit der zahlreichen Familie des Artabans, und mit seinem eignen Bruder Hystaspes, zu kämpfen. Es glückte ihm (463) jedoch, über beyde zu siegen, und sich auf dem persischen Throne zu besetzen. Man schildert ihn als einen außerordentlich wohlgebildeten und gutdenkenden Fürsten; in Ansehung des Ursprunges seines Beynamens aber ist man nicht einig, und es ist daher zweifelhaft, ob er von zwey besonders langen Armen, oder von einer längern Hand, den Nahmen des Langhändigen bekommen hat.

Zu diesem Artaxerxes kam nun Themistokles, als er in Europa nicht mehr sicher war. Er gab sich, in einer Cänste sitzend, für eine
griech

griechische Dame aus, und so gelang es ihm, bis nach Susa zu kommen. Hier entdeckte er sich dem Artaxerxes, der ihn sehr gnädig aufnahm, und sehr edel behandelte. Er ließ ihm sogar die 200 Talente auszahlen, die auf seine Auslieferung gesetzt waren. Themistokles, dieser so äußerst scharfsinnige und gewandte Mann, nahm sich vor, sein Glück am persischen Hofe weiter zu verfolgen. Er suchte in dieser Absicht die persische Sprache, und in Zeit von einem Jahre war er derselben völlig mächtig. Artaxerxes schenkte ihm sein ganzes Vertrauen, in welchem er sich dadurch befestigte, daß er die persische Religion annahm. Artaxerxes wies ihm die Einkünfte der kleinasiatischen Städte Magnesia, Lampsakus und Myus zu seinem Unterhalte an. Themistokles verlegte seinen Wohnsitz nach Magnesia, und lebte mit aller Pracht eines persischen Satrapen. So wurde Themistokles, für die großen Dienste, die er seinem undankbaren Vaterlande gegen den Xerxes geleistet hatte, von dem Sohne und Nachfolger eben dieses Xerxes belohnt. Lange haben seine Nachkommen in Kleinasien sich im Wohlstande befunden.

Zu Athen wurde Themistokles bald vergessen, weil dieser Staat das Glück hatte, daß eine ansehnliche Reihe der vorzüglichsten Männer an der Erhöhung seiner Macht mit dem rühmlichsten Eifer arbeitete. Jetzt war Cimond derjenige, der auf die Bewunderung seiner Landsleute vorzüglich Anspruch machte, und er war unter allen ihren Feldherren der einzige, der sich in der Liebe und in dem Zutrauen der Athener beständig zu behaupten wußte. Aber mehrere guten Eigenschaften vereinigte auch nicht leicht ein anderer. Er besaß die Unerforschlichkeit seines Vaters, den Scharfblick des Themistokles, und die Rechtschaffenheit des Aristides. Kurz, er machte der Bildung des Aristides, der ihm seine Aufmerksamkeit gewidmet hatte, große Ehre. Seine kriegerischen Unternehmungen, welche hauptsächlich die Befreyung der kleinasiatischen Griechen zur Absicht hatten, begünstigte die träge Unthätigkeit, die die Regierung des Xerxes in den letzten Jahren bezeichnete. Erst (470) züchtigte er die Thracier, weil sie den Persern Beystand geleistet hatten, und legte an ihren Gränzen verschiedene Colonien an. Sodann eroberte er die Insel Scyros. Hierauf
 gieng

gieng er mit einer Flotte von 300 Schiffen nach der Küste von Kleinasien, und erfocht an einem Tage zwey wichtige Siege über die Perfer; einen auf der See, und den andern auf dem Lande. Die unermessliche Beute, die er bey dieser Gelegenheit machte, widmete er der Befestigung und Verschönerung der Stadt Athen. Er brachte es durch seine Siege dahin, daß die Athener vor allen übrigen griechischen Staaten sich die Herrschaft zur See zu eigneten. Diese vernachlässigten, seitdem sie sich nicht mehr vor den Persern fürchten durften, alle Kriegsrüstungen, und bewiesen sich in der Stellung ihres Antheils von Kriegsvolk und Schiffen sehr nachlässig. Die meisten Feldherren der Athener waren der Meynung, daß man sie mit Strenge zur Erfüllung ihrer Obliegenheit anhalten müsse. Der kluge Cimon aber war schon zufrieden, wenn sie für ihr Contingent eine gewisse Geldsumme bezahlten. Durch diese Geldbeiträge wurde die athenische Seemacht zu einer ansehnlichen Größe erhoben, während daß die meisten übrigen griechischen Staaten fast gar keine Kriegsschiffe mehr hatten.

Einer

Einer der vornehmsten unter denselben, Sparta, befand sich um diese Zeit in einer großen Gefahr. Die Hauptstadt wurde (466) durch ein Erdbeben so schrecklich zerstört, daß nicht mehr als 5 Häuser stehen blieben, und auf 20000 Menschen umkamen. Der König Archidamus bewirkte durch seine Klugheit, daß nicht noch mehr Einwohner des einstürzenden Lacedämons ihr Leben einbüßten. Er ließ plötzlich Lärm blasen, und die Spartaner mußten ausrücken. Dieß brachte einen doppelten Vortheil. Denn erstlich durften sich die wehrhaften Leute nicht mit der Rettung ihres Hausgeräthes aufhalten; sodann fanden die Heloten, welche diese Verwirrung benutzen wollten, hinlänglichen Widerstand. Die Heloten verbanden sich aber mit den Messeniern. Dieß war der dritte messenische Krieg, bey dessen Anfang die Lacedämonier sich in ziemlicher Verlegenheit befanden. Allein Cimon eilte ihnen (461) mit einer Schaar athenischer Kriegskräfte zu Hülfe. Man belagerte die Festung Ithome, in welcher sich die Messenier festgesetzt hatten, und die Athener bewiesen sich bey dieser Belagerung besonders sehr thätig. Die Ehre, die sie sich dabey erwarben, erregte aber die Eifer:

Galetti Weltg. 2r Th. 2 sucht

sucht der Spartaner so lebhaft, daß ihnen die fernere Verbindung mit dem athenischen Kriegsvolke zur unerträglichsten Last wurde. Sie schickten es daher unter dem Vorwande, daß sie es nicht mehr nöthig hätten, wieder nach Hause. Die Regierung zu Athen fand sich dadurch so beleidigt, daß sie seit der Zeit den Gelegenheiten, mit Sparta in Feindseligkeiten verwickelt zu werden, gar nicht mehr sorgfältig auswich.

Die Athener leisteten hierauf ihren Beystand einem Volke, das ihn mit größerer Dankbarkeit empfing. Die Aegypter, welche seit den Zeiten des tyrannischen Kambyses auf die persische Herrschaft einen tödtlichen Haß geworfen hatten, benutzten jede Gelegenheit, wo sie sich derselben mit einiger Sicherheit entziehen konnten. Jetzt stellte sich an ihre Spitze ein lybischer Fürst, Nakhmens Inarus. Die Athener zeigten sich sehr bereitwillig, denselben zu unterstützen, weil ihnen diese Gelegenheit, die Macht der Perser zu schwächen, sehr angenehm war. Es glückte (460) dem Eimon die persische Flotte zu schlagen, in den Nil einzudringen, und in Aegypten zu landen. Achämenes, ein Bruder des Xerxes,
 der

der Stadthalter von Aegypten war, verlor die Schlacht und Leben. Der Ueberrest des persischen Kriegsvolks zog sich nach Memphis zurück, und behauptete sich hier so gut, daß ihn Inarus nicht vertreiben konnte.

Die Perser erhielten Verstärkung und einen thätigen Anführer, Namens Megabyz, der in Zeit von einigen Jahren Aegypten wieder unter die persische Herrschaft brachte. Die Athener waren so unglücklich, 250 Schiffe einzubüßen; Inarus wurde (456) als ein Gefangener nach Persien geschleppt, und, des ihm gegebenen Versprechens zuwider, ans Kreuz geschlagen.

Die athenische Seemacht war durch den ägyptischen Krieg sehr geschwächt worden; denn noch hatte Cimon sechs Jahre hernach schon wieder eine Flotte von 200 Schiffen beisammen, mit welchen er (450) die Perser aus der Insel Cypern zu vertreiben suchte. Es glückte ihm auch, sich verschiedener Städte zu bemächtigen. Ja, er wagte es wieder, den Aegyptern, die sich unter der Anführung eines gewissen Amyrtäus von neuen empört hatten,

hatten, 60 Schiffe zu schicken. Als diese wieder zurück kamen, griff er (449) die 300 Schiffe starke Flotte der Perser mit so glücklichem Erfolge an, daß er sie größtentheils vernichtete, daß er nur allein 100 wegnahm. Hierauf landete er in Sicilien, und schlug den Magabyz, der ein Heer von 300000 Mann unter seinem Befehle hatte. Artaxerxes wurde durch diese Siege des Cimons bewogen, den Athenern den Frieden anzutragen. Er entsagte der Oberherrschaft über die griechischen Staaten in Kleinasien, und machte sich verbindlich, daß kein persisches Schiff auf dem ägäischen Meere erscheinen, daß keine persische Armee diesem, und dem schwarzen Meere, bis auf 3 Tagereisen, zu nahe kommen sollte. Dieß war das Ende des persischen Krieges, wo Muth, Entschlossenheit und Klugheit der Griechen über die ungeheure Menge der Perser den Sieg davon trug.

Sechstes Kapitel.

Geschichte des peloponnesischen Krieges. Perikles,
Alcibiades, Sokrates, und andere große Männer
der Griechen.

Der glückliche Ausgang des persischen Krieges kam ganz allein auf die Rechnung der Athener. Nur ihnen hatten es die griechischen Staaten in Kleinasien zu verdanken, das sie das Joch der persischen Herrschaft nicht länger drückte. Dieß machte diese Staaten zu natürlichen Bundesgenossen der Athener, und da diese unter allen Völkern Griechenlands die größte Seemacht unterhielten, so spielten sie die erste Rolle unter denselben. Aber in dem glücklichen, in dem, bey Auswärtigen in so großem Ansehn stehenden, Athen waren beständig Partheyen mit einander im Kampfe. Die

ge

gemeinen Bürger arbeiteten seit einiger Zeit sehr glücklich daran, den Vorrechten ihre Vorrechte allmählig zu entziehen. Die Ausführung ihrer Pläne begünstigten Männer, die durch Hülfe derselben ihre ehrfüchtigen Absichten durchzusetzen suchten. Zu denselben gehörte Perikles, der Sohn des Kantippus, der den Sieg bey Mykale erfocht. Seine Mutter war eine Nichte des berühmten Klischenes, der an der Vertreibung der Nachkommen des Pisistratus so großen Antheil hatte. Den Perikles machte also schon seine Herkunft merkwürdig. Noch merkwürdiger aber machten ihn seine Fähigkeiten, und die Anstrengung, mit welcher er sich der Politik und Philosophie widmete, mit welcher er seine Rednergaben ausbildete. Die Beredsamkeit, die er sich erwarb, war so eindringend, so hinreißend, daß man ihn deswegen den Olympischen, d. i. den Göttlichen, nannte. Er hatte den Plan gemacht, durch die Gunst des Volkes unterstützt, sich zum Oberherrn von Athen aufzuwerfen. Diesen Plan wußte er aber sehr gut zu verbergen. Seines Vermögens, und seiner Verwandtschaft mit den wichtigsten Männern, ungeachtet, verrieth er einige Jahre hindurch gar

gar nicht die Absicht, sich höher zu schwingen. Er mußte vielmehr die hierzu günstige Zeit abzuwarten, und diese blieb nicht lange aus. Die wichtigsten Männer waren entfremdet, oder gar nicht mehr vorhanden. Themistokles lebte, aus seinem Vaterlande verbannt, in Persien; Cimon wurde im auswärtigen Kriege gebraucht, und Aristides war gestorben. Der rechtschaffne Aristides war bey seinem Tode (461) so arm, daß ihn der Staat auf seine Kosten mußte begraben lassen.

Da Cimon an der Spitze der Parthey der Aristokraten stand, so blieb dem Perikles weiter nichts übrig, als sich, wider seine Neigung, zum Oberhaupte der gemeinen Bürgerschaft aufzuwerfen. Aber auch hier stand ihm Cimon's äusserst bescheidenes, leutseliges und großmüthiges Benehmen gar sehr im Wege. Cimon ließ die Zäune seiner Gärten niederreißen, damit der Genuß derselben für jeden ganz ungehindert seyn möchte, und seine Tafel war eben sowohl für den Armen, als für den Reichen, gedeckt. Auf der Straße begleitete ihn jedesmahl eine Schaar wohlgekleideter, junger Leute, welche unter die Armen und
Dürft-

Dürftigen, die ihm begegneten, Geld austheilten. Und doch hatte Cimon nicht einmahl die Absicht, die Liebe des Volkes sich zu erwerben. Zum Glücke für den Perikles war Cimon jetzt entfernt, und gemeinlich bringen, besonders bey dem gemeinen Volke, die neuern Wohlthaten die ältern bald in Vergessenheit. Da Perikles nicht eignes Vermögen genug hatte, um der Gunst der gemeinen Bürger sich zu versichern, so suchte er diese Absicht auf Kosten des Staates zu erreichen. Er brachte es daher dahin, daß die Beyßiger in den Gerichtshöfen für ihre Mühe bezahlt wurden; daß die armen Bürger, welche die Versammlungen und die Schauspiele besuchten, mehr wie sonst erhielten. Er entzog sich den Augen des Publicums so viel er konnte, um die Sehnsucht nach seiner Person desto lebhafter zu machen. Man sah ihn daher bey keinem Schauspiele mehr, und er erschien niemals eher auf der Straße, als wenn er den Versammlungen der Bürger, oder des Senates, beywohnen wollte.

An der Ausführung seines Plans arbeitete er mit vieler Schlaueit. Zuerst wußte er es durch

durch seinen Freund Ephialtes dahin zu bringen, daß die Gewalt des Areopagus, der die Bürgerversammlung in den Schranken zu erhalten diente, eingeschränkt wurde. Dieß hatte die Folge, daß die Willkühr des gemeinen Volkes immer höher stieg. Nun wurde es dem Perikles nicht schwer, durch falsche Beschuldigungen, des rechtschaffenen Cimons Verbannung auf zehn Jahre zu bewirken. Seitdem stellte Perikles das Oberhaupt der Athener vor, und diese waren in den kleinen Kriegen, die sie unter seiner Anführung gegen Korinth, Sparta und andre griechische Staaten führten, fast immer glücklich. Zu einem Hauptsiege, den die Athener (457) bey Tanagra in Bötien über die Spartaner erfochten, trug der in der Verbannung lebende Cimon sehr viel bey. Er stellte sich, nebst seinen Freunden, unter die Fechtenden, und focht mit solcher Entschlossenheit und Standhaftigkeit, daß seine Freunde, hundert an der Zahl, alle den Heldentod starben. Diese edle That des Cimons und seiner Anhänger erneuerte bey den Athenern das Andenken an seine Verdienste auf das lebhafteste, und Perikles selbst hielt es jetzt (451) für klug, dessen

dessen

dessen Zurückberufung zu befördern. Cimon söhnte Athen und Sparta wieder aus, und unternahm hierauf den Seezug gegen die Perfer, ohne die Freude zu genießen, den dadurch bewirkten rühmlichen Frieden völlig abgeschlossen zu sehen. Durch Cimons Tod (450) verlor sein Vaterland Athen einen der vortrefflichsten und verdienstvollsten Männer, die es jemahls gehabt hat. Sein Verlust blieb unersezt.

Nachdem Cimon nicht mehr vorhanden war, gab es so leicht niemand, den zu Athen dem Perikles die erste Stelle im Staate streitig machte. Perikles und seine Aspasia waren jetzt diejenigen, von denen sich die Athener am meisten beherrschen ließen. Aspasia, von Milet, besaß alle Eigenschaften des Geistes und Körpers, welche den Mann entzücken können. Sie vereinigte, mit einem äußerst reizend gebildeten Körper, ein überaus einnehmendes Betragen, einen sehr ansehnlichen Vorrath von Kenntnissen aus der Philosophie und Politik, und eine bezaubernde Beredsamkeit. In ihrem Hause versammelten sich alle Männer von Einsichten und Geschmack,
und

und sie schätzten sich glücklich, aus ihren eben so tief gedachten als glänzenden Unterredungen, zu ihrer eignen Bildung manches benutzen zu können. Ja man schrieb der Aspasia sogar die öffentlichen Vorträge zu, aus welchen das Rednertalent des Perikles am stärksten hervorleuchtete. Dieß war der Fall, als Perikles das Andenken derjenigen pries, die in dem Kriege mit Samos den Tod für das Vaterland gestorben waren. Die Rednerkünste, mit welchen er die Verdienste dieser braven Leute schilderte, entzückten die athenischen Frauen, die ihn hörten, so außerordentlich, daß sie, nach Endigung der Rede, um ihn herumtraten, ihm die Hand gaben, und ihm Kränze aufsetzten. Doch eine dieser Damen, Elwinica, Simons Schwester, war so ungalant, daß sie, in dem Augenblicke, wo jeder dem Perikles seinen Beyfall zu schenken schien, wegen der vielen tapfern Bürger, die er seinem Ehrgeitze und seiner Privatrache aufgeopfert hatte, ihm bittere Vorwürfe machte. Sie stützte sich dabey auf die Meynung, daß Perikles aus Liebe für Milet, die Vaterstadt seiner Aspasia, und aus Rache, weil Samos seinen Streit mit diesem kleinasiatischen Staate dem

dem

dem Ausspruche der Athener nicht unterwerfen wollte, mit den Samiern Krieg angefangen habe. Aspasia hatte den Perikles auf diesem Feldzuge begleitet. Eben diese Aspasia aber stand, wegen ihrer moralischen Denkart, nicht in dem besten Rufe. Als ihre Reize auf die Sinnlichkeit des Perikles nicht mehr stark genug wirkten, machte sie sich ein Geschäft daraus, demselben den Genuß andrer schönen Weiber und Mädchen zu verschaffen. Die Männer und Väter erhoben endlich darüber Klage. Perikles übernahm es selbst, seine Aspasia gegen diese Beschuldigungen vor Gericht zu vertheidigen. Er begleitete seine Rede mit einem Strome von Thränen, und dieß fiel um so mehr auf, da man ihn noch niemahls hatte weinen sehen. Aber diese Thränen waren, vielleicht eben so sehr als seine Beredsamkeit, Ursache, daß Aspasia freygesprochen wurde.

Doch Perikles herrschte um diese Zeit, als das Oberhaupt der gemeinen Bürger, fast eigenmächtig über die Athener. Es war ihm geglückt, den Thucydides, einen Mann von vornehmen Stande, der seinen ehrgeizigen

Ab.

Absichten bisher am meisten entgegenearbeitet
 hatte, durch den Ostracismus zu entfernen.
 Seitdem nahm er die Maske der Verstellung
 ab, und nun spielte er nicht mehr den um
 Beyfall sich bewerbenden Privatmann, sondern
 den herrschenden Fürsten. Die ganze athenische
 Staatsverwaltung hieng jetzt von seiner Leitung
 ab. Jetzt verlohr sich aber auch das Vertrauen,
 das die Athener bisher auf ihn gesetzt hatten.
 Es verwandelte sich allmählig in Haß, der
 sich bey mancher Gelegenheit gegen die Freunde
 und Anhänger des Perikles äußerste. Selbst
 Aspasia war, wie wir eben gesehen haben,
 nicht verschont geblieben. Phidias und Ana-
 xagoras, zwey berühmte Männer, gehörten
 gleichfalls zu den Freunden des Perikles,
 welche von den Athenern verfolgt wurden.
 Phidias, der vornehmste Bildhauer seiner
 Zeit, wurde beschuldigt, einen Theil von dem
 Golde, das man ihm zur Verfertigung der
 berühmten Bildsäule der Minerva anvertraut
 hatte, unterschlagen zu haben. Doch Phidias
 legte den Ungrund dieser Anklage sehr über-
 zeugend dar. Er hatte die Goldblättchen so
 künstlich aufgelegt, daß man sie, ohne der
 Bildsäule zu schaden, wieder abnehmen konnte.

Man

Man fand das ganze Gewicht von dem Golde, das man dem Phidias gegeben hatte. Da man also auf diesem Wege den großen Künstler nicht unglücklich machen konnte, so brachte man eine andere Anklage hervor. Er hätte, sagte man, auf dem Schilde der Minerva den Perikles mit einer Amazone kämpfend vorgestellt, und er ward deswegen ins Gefängniß geworfen, und aus der Stadt verbannt. Anaxagoras, einer der berühmtesten griechischen Philosophen seiner Zeit, und der Lehrer des Perikles, brachte manchen Grundsatz in Umlauf, der mit dem bisherigen Religionsysteme der Athener im Widerspruche stand. Dieß war Ursache genug, ihn der Verachtung der Götter zu beschuldigen, und Perikles getraute sich so wenig, ihn gegen das abergläubische Volk der Athener in Schutz zu nehmen, daß er seine Entfernung beschloß. Er bewies ihm aber, als er wegriefete, seine Hochachtung noch dadurch, daß er ihn selbst begleitete. Die Reihe, vom Volke angeklagt zu werden, traf endlich den Perikles selbst. Man beschuldigte ihn, mit der Staatskasse zu eigenmächtig verfahren zu seyn; diese Anklage widerlegte sich aber bald durch den
 allge:

allgemein bekannten Umstand, daß Perikles die Einkünfte des Staates mit der größten Genauigkeit und Uneigennützigkeit verwaltet hatte.

Perikles hat sich auch als Feldherr rühmlich ausgezeichnet. Er unterwarf den Athenern die Insel Eubda; er demüthigte die Samier; er spielte in den ersten drey Jahren des peloponnesischen Krieges eine Rolle von Bedeutung. Die zwischen den Spartanern und Athenern schon seit langer Zeit obwaltende Eifersucht brach endlich (431) in einen sieben und zwanzigjährigen Krieg aus, an welchem nicht nur ganz Griechenland sondern auch Sicilien, Theil nahm. Die Gelegenheit zu diesem Ausbruche fand sich leicht, weil man sich nach derselben sehnte. Beyde Theile suchten sich durch Bündnisse zu verstärken. Die meisten griechischen Landstaaten traten auf die Seite der Lacedämonier, die sich für die Retter ihrer Freyheit erklärten, indem sie die Athener, die, als die vornehmste Seemacht Griechenlands, die meisten Küstenstädte und Inseln beherrschten, für die Unterdrücker der Griechen ausgaben. Im Peloponnes

Ioponnes schlossen sich blos die neutralen
 Achäer, und die Argiver, von der Theilnahme
 an diesem Kriege aus. Alle übrigen Staaten
 im Peloponnes waren Bundesverwandte der
 Lacedämonier. Außer den Peloponnes ließen
 sich Megara, Phocis, Lokris, Böotien und
 andre kleine Staaten mehr mit ihnen in
 Verbindung ein. Zur Parthey der Athener
 schlugen sich Plataä, Messene, Chios, Lesbos,
 und die meisten Inseln. Die Lacedämonier
 und ihre Bundesgenossen brachten ein Heer
 von 60000 Mann zusammen; die Athener
 hatten, 17000 Mann Besatzungstruppen ab-
 gerechnet, nicht mehr als 13000 schwer be-
 waffnete Fußsoldaten, 1200 Reiter und 4600
 Bogenschützen. Ihre ganze marschfertige
 Landarmee belief sich also nicht höher als auf
 19000 Mann. Dagegen hatten sie eine
 Flotte von 300 Schiffen, und eine Kriegs-
 kasse von 6000 Talenten (8100000 Thaler).
 Diese wußte Perikles sehr gut zu brauchen,
 um die Lacedämonier, die sich der Stadt
 Athen bis auf zwey Meilen genähert hatten,
 durch eine Landung im Peloponnes zum Rück-
 zuge zu bewegen.

Athen,

Athen, welches die Klugheit des Perikles gegen den Angriff der Peloponneser geschützt hatte, kämpfte im folgenden Jahre (430) mit einem noch fürchterlichern Feinde. Eine schreckliche Seuche, die Pest, die in Aethiopien entstand, und sich von da über Aegypten und das übrige Nordafrika, ingleichen über die Länder der persischen Monarchie, ausbreitete, wurde durch Schiffe nach dem athenischen Hafen Piräum gebracht. Die Einwohner dieses Bezirkes, die zuerst angesteckt wurden, bildeten sich ein, die Peloponneser hätten ihre Brunnen vergiftet. Da man dieser ansteckenden Krankheit, mit der man noch gar nicht bekannt war, nicht vorzubeugen wußte, so breitete sie sich auch bald in den übrigen Theilen von Athen aus, und die Verheerung, die sie anrichtete, war schrecklich. Wer von ihr befallen wurde, der mußte gewöhnlich in 7 bis 8 Tagen sterben, nachdem er vorher die empfindlichsten Schmerzen ausgestanden hatte. Ueberlebte er diese Zeit, so brachen an den äussern Theilen Geschwüre aus, die zuweilen den Verlust eines Fingers oder Fußzähens nach sich zogen; aber der Mensch war doch gerettet. Die sorgfältigste

Galletti Weltg. 2r Th. M Bar:

Wartung eines Arztes, die stärkste Leibesbeschaffenheit, bewirkte hier keinen Unterschied. Auch half es nichts, daß man sich vor der Ansteckung zu bewahren suchte; ohne Zweifel deswegen, weil sie bey der allgemeinen Ausbreitung der fürchterlichen Seuche unmöglich verhindert werden konnte. Darüber geriethen die Leute so in Verzweiflung, daß sie gar keine Heilmittel mehr versuchen wollten. Das große Elend in der Hauptstadt wurde aber noch durch die Menge von Landleuten vermehrt, die sich in derselben zusammendrängten, die in Hütten und Buden, und zuletzt gar in den Tempeln, wohnten. Alles starrte von Leichen; Tempel, Straßen, Brunnen und Kanäle waren damit angefüllt. Da der Besitz des Lebens eine so äußerst ungewisse Sache war, so eilten manche, ihr Vermögen noch recht zu genießen, und sie konnten diesen Genuß um so höher treiben, je mehr ihnen öftere Erbschaften die Mittel dazu verschafften. Mancher erlaubte sich jetzt, um einen seiner Lieblingswünsche zu befriedigen, das größte Verbrechen, weil er der Strafe durch den Tod zu entgehen rechnete. Dieß bewirkte, daß die moralische Seuche so gefährlich wurde,

als

als die physische. Der physischen that endlich der berühmte Hippokrates von der Insel Cos (Stingo) Einhalt. Die dankbaren Athener verehrten ihm eine goldne Krone, die nach unserm Gelde über 5000 Thaler werth war, und räumten ihm manchen besondern Vorzug ein.

Perikles bewies bey dieser allgemeinen Noth des Staates eine rühmliche Standhaftigkeit, und einen lobenswürdigen Eifer, seinen Mitbürgern Muth einzusößen. Während der Zeit, daß die Peloponneser das athenische Gebieth obermahls mit einem Einfalle heimsuchten, landete er mit einer Flotte von 150 Schiffen auf der peloponnischen Küste, und bewirkte dadurch, daß die Peloponneser Attika wieder räumten. Freylich befanden sich auch bey diesem Kriege die Bewohner der unverwehrten Oerter in der schlimmsten Lage, weil die Feinde an ihnen, die noch am wenigsten verschuldet hatten, ihre ganze Erbitterung ausließen. Die Athener wurden auch durch die Unglücksfälle, die sie von allen Seiten bestürmten, endlich so muthlos gemacht, daß sie, ohne auf die

Vorstellungen des Perikles zu achten, der spartanischen Regierung den Frieden antrug, und die Athener erlebten die Demüthigung, daß ihr Friede ausgeschlagen wurde. Im Aerger über diese Kränkung schoben sie alle Schuld auf den Perikles. Er wurde aller seiner Aemter entsetzt, und zu einer Geldstrafe verurtheilt. Bald reute aber die wankelmüthigen Athener das, was sie gethan hatten, und sie räumten nun dem Perikles weit mehr Macht ein, als er vorher gehabt hatte.

So sehr aber Perikles seinen Muth aufrecht zu erhalten sich bemühet, so gewaltig wurde er am Ende durch die Unglücksfälle in seiner eignen Familie erschüttert. Die verheerende Seuche raffte viele von seinen Verwandten und Freunden, raffte seine Schwester, und zwey von seinen Söhnen, hinweg. Bey der Beerdigung des zweyten Sohnes wurde der sonst so entschlossene Mann, von dem Gefühle der Betrübniß, ganz überwunden. Als er sich der Leiche näherte, um ihr noch einen Blumenkranz aufzusetzen, brach er in einen mit lauten Klagen vermischten Thränenstrom aus,

aus, und er ließ sich einige Zeit gar nicht öffentlich sehen, um sich seiner Schwermuth desto ungestörter überlassen zu können. So darf zuweilen auch der größte Mann der Natur ihren Tribut nicht schuldig bleiben! Diese Gemüthserschütterung, verbunden mit einer fast ununterbrochenen Anstrengung der Seelenkräfte, hatten endlich die Folge, daß des Perikles Geist und Körper gleichsam hinschwanden. So starb (429) Perikles, einer der größten Männer der Athener, nachdem er sie auf vierzig Jahr beherrscht hatte. Er verstattete den Athenern alle Arten von Ausschweifungen, um ihnen seine Regierung recht angenehm zu machen, und er verschwendete die Einkünfte des Staates, damit die Stadt ein recht schönes Ansehen gewinnen möchte. Einige Jahre nach dem Tode des Perikles (426) wurde Athen schon wieder von der Pest heimgesucht; es starben 4000 gemeine Bürger, 300 vornehme, und sehr viele Landleute.

Die planvollen Athener hatten die Könige von Macedonien und Thracien für ihre Sache gewonnen. Der Schauplatz des Krieges wurde
hierauf

hierauf (424) nach Macedonien verfehrt. Die Lacedämonier griffen die Athenischen Colonien auf der Macedonischen Küste an; die Mannſchaft, welche die Athener daſelbſt unterhielten, ſtand unter dem Befehle des berühmten Geſchichtſchreibers Thucydides. Dieſer war nicht ſtark genug, um die Spartaner von der Eroberung der wichtigen Stadt Amphipolis, und verſchiedener anderer Oerter, abzuhalten. Man beſchuldigte ihn der Nachläſſigkeit, und hielt ſich daher berechtigt, ihn aus dem Vaterlande zu verbannen. Kleon, ein anderer Feldherr der Athener, gieng mit 12000 Mann Fußvolk und 300 Reitern nach Thracien, um die verlorne Oerter wieder zu erobern; er wurde aber (422) vom Brasidas, dem Oberbefehlshaber der Lacedämonier, bey Amphipolis, ſo überfallen, daß Er und 600 von ſeinen Leuten ihr Leben einbüßten. Aber auch Brasidas empfieng eine tödtliche Wunde.

Da Brasidas und Kleon diejenigen geweſen waren, die den Frieden bisher am meiſten widerrathen hatten, ſo wurde man jetzt um ſo leichter einig, an einem Vergleiche zu arbeiten, und man verſprach, daß man inner-

halb

halb funfzig Jahren nicht wieder mit einander Krieg führen wollte. Aber auch dieser Friede wurde, wie so mancher andre, nicht gehalten. Es sollten fast alle weggenommenen Städte an ihre vorigen Besitzer wieder zurückgegeben werden; aber wegen der Vollziehung dieses Punktes zeigten sich große Schwierigkeiten. Die Händel, die darüber entstanden, wurden vom Alcibiades, der nunmehr (425) auf Athens Angelegenheiten großen Einfluß hatte, absichtlich unterhalten. Alcibiades, der Sohn des Clinias, ein Nefse des Perikles, besaß alle Eigenschaften, welche auf die Zuneigung und Bewunderung andrer Menschen Anspruch machen können. Er war so außerordentlich schön gebildet, daß er als Jüngling Liebe, und als Mann Ehrfurcht einflößte. Sein Geist hatte den höchsten Grad von Gewandtheit und Unverdorrenheit, hatte eine über alle Vorurtheile erhabene Stärke. Der mit allen Vorzügen des Körpers und Geistes ausgerüstete Alcibiades ließ sich aber zugleich von allen Leidenschaften beherrschen. Er war zwar prachtliebend und freygebig, aber auch stolz, wollüstig und ausschweifend. Kein Laster schreckte ihn, wenn er durch dasselbe zu einem sinnlich

sinnlich schönen Genüsse gelangen konnte. Bey seiner ungemeynen Biegsamkeit, bey seiner tiefen Menschenkenntniß, bey seinem äusserst feinen und einnehmenden Betragen, wurde es ihm gar nicht schwer, sich eine fast allgemeine Hochachtung zu erwerben. Schon der Umstand, daß der berühmte Socrates ihm seine Zuneigung schenkte, diente gar sehr zu seiner Empfehlung. Die Fortdauer des Frie- dens hintertrieb er blos in der Absicht, um sich an den Lacedämoniern zu rächen. Sie hatten sich bey ihren Unterhandlungen nicht an ihn, sondern an den Nicias, einen andern Feldherrn der Athener, gewendet. Dieß verdroß ihn so gewaltig, daß er nun alle Mähe anwendete, um das Volk zu Athen gegen die Lacedämonier zur Erbitterung zu reizen. Er erreichte auch seine Absicht glücklich, und die Feindseligkeiten fiengen (419) bald wieder an.

Schon waren die Athener mit den Pelos-
ponnesern und dem Könige von Macedonien
in Krieg verwickelt, und dennoch suchten sie
auch ihren alten Plan, in dem herrlichen
Sicilien Eroberungen zu machen, wieder her-
vor. Sie mischten sich daher in die Handel,
die zwischen den beyden sicilischen Städten
Segesia

Segesta und Selinus ausgebrochen waren. Alcibiades, der eine große Rolle zu spielen wünschte, trug zu ihrem Entschlusse, den Segestanern beyzustehen, das meiste bey. Er schmeichelte ihnen mit der Hoffnung, daß sie nicht nur Sicilien, sondern auch Karthago und Afrika, erobern könnten. Der kaltblütigere Nicias widerrieth die Einmischung in die sicilischen Handel; allein Alcibiades drang durch, und es wurden (415) zu dieser Unternehmung 70000 Mann ausgesuchte Leute bestimmt. Ihre Anführer waren Alcibiades, Nicias und Lamachus. Noch befanden sie sich aber gar nicht lange in Sicilien, als Alcibiades, und verschiedene andere Officiere, den Befehl ertheilten, nach Athen zurückzukehren, um wegen gewisser Beschuldigungen zur Verantwortung gezogen zu werden. Die Feinde des Alcibiades hatten nehmlich dessen Entfernung abgewartet, um an seinem Untergange mit desto glücklicherm Erfolge zu arbeiten. Zu ihrer Absicht benutzten sie eine Erscheinung, die sich kurz vor dem Absegeln der Flotte ereignete. An einem Morgen fand man alle Hermes Säulen in und um Athen, deren doch sehr viele waren, verstümmelt. Vergebens

setzte

setzte man auf die Entdeckung des Urhebers eine große Belohnung. Man brachte weiter nichts heraus, als daß Alcibiades und einige andre junge Herren vor einiger Zeit, vom Wein erhitzt, über die Religionsgeheimnisse gespottet hätten. Diese Aussage schien indessen doch hinlänglich, um die Verstümmelung der Hermessäulen dem Alcibiades, und seinen Freunden, Schuld zu geben. Diese begaben sich jetzt auf das Schiff, das sie nach Athen bringen sollte. Als sie aber unterwegs von den Leuten auf dem Schiffe hörten, daß sie zu Athen ein sehr ungünstiges Loos erwartete, so hielten sie es nicht für rathsam, ihr Schicksal dem abergläubischen und wüthenden Pöbel Athens Preis zu geben. Sie bemüheten sich vielmehr zu entziehen, und es gelang ihnen. Alcibiades suchte jetzt bey den Lacedämoniern, gegen die er bisher die feindseligsten Gesinnungen gehegt hatte, seine Zuflucht. Er bewies sich nun eben so beredt, die Lacedämonier gegen Athen zum Kriege zu reizen, als er sonst alle Mühe angewendet hatte, seine Vaterstadt mit Erbitterung gegen Sparta zu erfüllen. So handelte Alcibiades blos seinen Leidenschaften gemäß.

Alcibiades

Alcibiades genoss die Freude, daß die Unternehmungen der Athener in Sicilien einen sehr unglücklichen Ausgang hatten. Anfangs schienen sie eine günstige Wendung zu nehmen. Nicias hatte die Macht der Syrakusaner so geschwächt, daß sie sich in ihre Hauptstadt zurückziehen mußten. Er schloß nun in der Geschwindigkeit Syrakus mit einer Mauer ein. Die Syrakusaner tödteten zwar bey einem Ausfalle den Lamachus und andre Befehlshaber; Nicias betrieb aber demungeachtet die Belagerung so eifrig, daß sich die Stadt beynahе ergeben mußte. Jetzt (414) eilten aber, auf den Rath des Alcibiades, die Lacedämonier den Syrakusanern zu Hülfe, und nun kam ein Unglücksfall nach dem andern über die Athener. Diese verstärkten ihre Kriegsmacht in Sicilien durch 73 Schiffe, und 800 Mann; der vierte Theil der letztern fand aber in einem Sturme seinen Untergang. Nun riß eine ansteckende Krankheit unter der athenischen Armee ein, und verminderte sie so merklich, daß Nicias (413) den Entschluß faßte, Sicilien zu verlassen. Als er sich eben einschiffen wollte, ereignete sich eine Mondfinsterniß. Diese machte auf den abergläubigen

General

General so viel Eindruck, daß er nicht eher abfeegeln wollte, als bis er die Wahrsager um Rath gefragt hatte. Nun mußte er, ihrem Ausspruche gemäß, noch dreymahl 9 Tage in Sicilien bleiben, und fast die ganze Armee und Flotte der Athener wurde ein Opfer dieses Aberglaubens. Erst verlorh Nicias in einem Seetreffen noch 2000 Mann; sodann wurde er in den Hafen von Syracus eingeschlossen, und fast die ganze Flotte vernichtet. Die noch übrigen Landtruppen, die sich also nicht retten konnten, hatten das traurige Schicksal, theils getödtet, theils gefangen zu werden. Ihre Feldherren wurden erst gepeitscht und hernach hingerichtet.

Die Unglücksfälle, welche die Athener bisher erfahren hatten, schlugen den Muth ihrer Bundesgenossen so mächtig nieder, daß viele anfiengen, sich zurück zu ziehen. Die Athener gaben, dieser gefährlichen Lage ungeachtet, ihre Standhaftigkeit aber nicht auf. Sie suchten den schlimmen Folgen des erlittenen Unglücks durch gute Staatsbeamten, und sorgfältige Wirthschaft, vorzubeugen. Alcibiades, der vornehmste Urheber ihres traurigen Schick-

Schicksals, blieb nicht lange mehr zu Sparta. Der König Agis behandelte ihn äusserst freundschaftlich, und dennoch war Alcibiades so undankbar, dessen Gemahlin zur ehelichen Untreue zu verleiten. Da er sich auch bey den gemeinen Bürgern vorzüglich beliebt zu machen suchte, so bewirkte er dadurch, daß die Vornehmern ihm ihre Zuneigung entzogen. Ja, sie fühlten sich endlich so beleidigt vor ihm, daß sie ihn wollten ermorden lassen. Alcibiades flüchtete hierauf nach Jonien, wo er es dahin brachte, daß die Perser an dem poloponnesischen Kriege Antheil nahmen.

Gleich bey dem Anfange dieses Krieges hatten beyde Theile sich um den Beystand des persischen Monarchen beworben. Artaxerxes schien aber auf diese Gelegenheit, die Macht der Griechen zu schwächen, anfangs gar nicht zu achten; erst nach sieben Jahren widmete er diesen Handeln etwas mehr Aufmerksamkeit. Er schickte nun einen Gesandten, Namens Artaphernes, nach Lacedämon, um von der Lage der Sache die nöthige Erkundigung einzuziehen. Dieser wurde von den athenischen Truppen aufgehoben. Die Athener wollten
aber

aber den persischen Monarchen nicht gern beleidigen; sie setzten daher den Gesandten wieder in Freyheit, und ließen ihn durch einige Abgeordnete, die an dem persischen Hofe unterhandeln sollten, begleiten.

Indessen starb aber Artaxerxes (424). Sein einziger rechtmäßiger Sohn, Xerxes II., saß nicht länger als 45 Tage auf dem Throne. Er wurde von seinem unehlichen Halbbruder Sogdian, eben als er einen Hausch ausschließ, ermordet. Sogdian fürchtete sich nun vor seinem Bruder Ochus, dem Statthalter von Hyrkanien. Dieser erschien endlich auch (423) an der Spitze eines zahlreichen Heeres, rückte nach Susa, erklärte sich bereit, den Tod seines Bruders zu rächen, und bekam so viel Anhänger, daß er es wagen durfte, sich zum Könige ausrufen zu lassen. Sogdian starb nun eines schrecklichen Todes; er wurde in heißer Asche erstickt. Ochus, der den Namen Darius annahm, und zum Unterschiede der Unehliche genannt wurde, hatte jetzt noch mit einem dritten Bruder, Arsites, zu kämpfen. Dieser wurde aber von seinem griechischen Soldtruppen endlich verlassen, und hatte (422)

das

das traurige Schicksal seines Bruders Sogdians. Noch immer war die Ruhe in der persischen Monarchie nicht wieder hergestellt; noch immer hörten die Empörungen nicht auf. Eine der gefährlichsten war diejenige, die den lydischen Statthalter Pisuthnes zum Urheber hatte. Er wurde von einem Haufen athenischer Truppen unterstützt. Allein Tissaphernes, dem Darius die Stelle des Pisuthnes anvertraute, bestach die Griechen, und setzte sich dadurch (414) in den Stand, die Empörung zu unterdrücken.

Zu diesem Tissaphernes flüchtete jetzt (411) Alcibiades, der alle seine Talente und allen seinen Fleiß aufboth, um sich in die Sitten der Perser recht bald hineinzustudieren. Er rieth dem Tissaphernes, auf die Seite der Lacedämonier zu treten. Zu eben der Zeit ließ er sich auch mit den Athenern in Unterhandlungen ein, welche die Absicht hatten, ihn wieder nach Athen zurückzubringen. Er schmeichelte den Athenern mit der Hoffnung, vom persischen Monarchen Unterstützung zu bekommen. Dabey machte er es aber zur Bedingung, daß sie die demselben verhasste demokratische Ver-

Verfassung in eine andre, wo sich nur wenige an der Spitze der Regierung befänden, umändern sollten. Als sich die Athener endlich entschlossen, sich über diesen Punkt näher mit ihm einzulassen, zeigte Tissaphern keine Neigung, diesen Plan zu unterstützen. Aus dieser Verlegenheit wußte sich nun der schlaue Alcibiades recht gut herauszuhelfen. Er machte im Nahmen des persischen Monarchen so hohe Forderungen, daß die Athener die Unterhandlungen von selbst abbrachen. Es gab jedoch unter den Athenern schon so viele Feinde der demokratischen Regierung, daß sie dennoch abgeschafft wurde. Man übergab die meisten Rechte der Bürgerversammlung einem Senate von 400. Nun wollte aber die athenische Armee auf der Insel Samos diese Veränderung nicht genehmigen. Sie setzte verschiedene wegen aristokratischer Gesinnungen verdächtige Generäle ab, und wählte unter andern den Thrasylbul zum Befehlshaber. Auf dessen Rath wurde Alcibiades zurückgerufen. Die Vierhundert wollten aber ihre Regierung nicht wieder niederlegen. Darüber entstand zu Athen eine große Verwirrung, welche die Spartaner nicht genug benutzten. Sie ließen
den

den Athenern Zeit, neue Kräfte zu sammeln, und die demokratische Verfassung wieder herzustellen. Ihre Unternehmungen wurden unter der Anführung des Alcibiades vom Glücke begünstigt. Die Spartaner geriethen so sehr ins Gedränge, daß sie (408) schon um Frieden baten. Alcibiades breitete seine Eroberungen am Hellespont so gewaltig aus, daß der persische Satrape Pharnabaz bewogen wurde, den Athenern, durch eine ansehnliche Geldsumme die Einstellung der Feindseligkeiten abzukaufen. Alcibiades kehrte nun (407) mit einer Flotte von 200 Schiffen, und einer großen Beute nach Athen zurück. Er wurde mit den stärksten Beweisen der Freude und Hochachtung empfangen. Man erhob ihn zum Feldherrn mit uneingeschränkter Macht. Bald bereute es aber das wankelmüthige, athenische Volk, dem Alcibiades so viele Macht eingeräumt zu haben. Man beschuldigte ihn des Einverständnisses mit den Lacedämoniern und dem Pharnabaz; man schrieb ihm besonders ein unglückliches Seetreffen zu, welches seine Untergenerale gegen den spartanischen Feldherrn Lysander gewagt hatten, und man glaubte sich dadurch berechtigt, ihm seine Aemter und Würden

Galletti Weltg. 2r Th. N zu

zu nehmen. Alcibiades zog nun nach Thracien, wo ihm der Besitz großer Güther einen herrlichen Lebensgenuß verstattete.

Nach der Entfernung des Alcibiades, ließ sich das athenische Volk von dem Schwächer Kleophon beherrschen. Kleophon, ehemals ein Leibeigener, der sich durch List in das Verzeichniß der Bürger eingeschlichen hatte, brachte es durch seine geschwätzigte Beredsamkeit so weit, daß ihm die gemeinen Bürger Athens ihr ganzes Zutrauen schenkten. Eben dieser Kleophon war Ursache, daß man den von den Spartanern angetragenen Frieden verwarf, und daß man sich zuletzt einen sehr nachtheiligen und schimpflichen gefallen lassen mußte. Die Flotte der Athener hatte (406) bey der Insel Lesbos über die peloponnesische einen wichtigen Sieg erfochten. Die Oberbefehlshaber erwarteten von ihren Mitbürgern Belohnung und Ehre; allein Kleophon brachte es dahin, daß 6 der vornehmsten, unter einem unbedeutenden Vorwande, hingerichtet wurden. Mit der Hinrichtung der braven Officiere endigte sich auch die Verblendung der Athener, und sie warfen nun auf den Urheber ihres unges

ungerechten Verfahrens, den Kleophon, einen solchen Haß, daß sie ihn in einem Aufstande erschlugen.

Indessen näherte sich der peloponnesische Krieg seinem Ende. Der spartanische Admiral Lysander nahm, von den Persern unterstützt, den Athenern Lampsakus, und andre Besitzungen am Hellespont, weg. Die Athener schickten den Kanon und andre Oberbefehlshaber mit einer Flotte von 180 Schiffen ab, um sie wieder zu erobern. Diese bewiesen viele Unvorsichtigkeit, und ließen sich vom Lysander bey Megos Potamos, auf der thracischen Halbinsel, dergestalt überfallen, daß von ihrer ganzen Flotte nicht mehr als 9 Schiffe sich retteten. Dieß hatte für die Athener die traurige Folge, daß ihnen die Spartaner alle ihre Seestädte wegnahmen; daß sie endlich (405) sogar Athen selbst sowohl zu Wasser als zu Lande belagerten. Nun (404) mußte das stolze athenische Volk den Frieden durch sehr harte Bedingungen erkaufen; es mußte sich verbindlich machen, seine Mauern und die Festungswerke des piräischen Hafens niederzureißen; es mußte seine ehemals so furchtbare

Flotte bis auf 12 Schiffe ausliefern; dieß war der Ausgang des berühmten peloponnesischen Krieges. Das ehemals so stolze Athen war jetzt schrecklich gedemüthigt!

Das, was die Athener in ihrem traurigen Zustande aber am härtesten drückte, war ein Collegium von 30 Personen, die, unter dem Schutze einer lacedämonischen Besatzung, eine höchst eigenmächtige und ungerechte Regierung führten, und die Athener sehr tyrannisch behandelten. Man giebt ihnen Schuld, sie hätten in Zeit von acht Monathen mehr Leute hinrichten lassen, als der Krieg in sieben und zwanzig Jahren weggerafft hätte. Selbst die rechtschaffenen Leute, selbst ihre eignen Collegien, wurden nicht geschont. Einer derselben, Namens Thramenes, fand das Verfahren der Dreyßiger so höchst unverantwortlich und tyrannisch, daß er seinen Unwillen darüber nicht länger zurückhalten konnte. Dieß verdros den Kritias, der den athenischen Diobespierre dieser Zeit vorstellte, so gewaltig, daß er nicht eher ruhere, als bis er ihn sterben sah. Er verklagte ihn erst vor dem Senat. Als dieser aber die Verantwortung des Thramenes mit

mit stillschweigenden Beyfalle anzuhören schien, holte Kritias Wache, und erklärte, die Sache des Theramenes gehöre nicht vor dem Senat, weil er ihn jetzt eben im Verzeichnisse der Dreytausend, welche Repräsentanten des Volkes genannt wurden, ausgestrichen hätte. Hierauf sprang Theramenes auf den Altar, und sagte: „ich suche hier nicht etwa deswegen Zuflucht, weil ich dem Tode zu entgehen wünsche und hoffe; nein, es geschieht nur deswegen, damit die Götter über diejenigen, die mich als Mörder vom Altare wegreißen, desto schleuniger ihr Strafgericht verhängen mögen.“ Theramenes wurde wirklich vom Altare auf den Nichtplatz geschleppt, wo er den Giftbecher mit der standhaftesten Gleichmüthigkeit austrank. Eben dieses Schicksal hatte noch mancher andre rechtschaffne Athener. Viele suchten demselben durch die Flucht zu entgehen; die unbarmherzigen Spartaner ließen jedoch den unerhört harten Befehl bekannt machen, daß alle diese Flüchtlinge gefesselt wieder zurückgebracht werden sollten. Die Bürger von Argos und Theben, und vornehmlich die letztern, nahmen aber demungeachtet sehr viele athenische Ausgewanderte auf.

Unter

Unter den letztern befand sich auch Thrasylbul, der den kühnen Gedanken faßte, seine Vaterstadt von dem Joche der 30 Tyrannen zu befreien. Seine kleine Schaar, die anfangs nur aus 30 entschlossenen Leuten bestand, wuchs bald bis auf 700 Mann an, und vermehrte sich endlich so ansehnlich, daß er sich (403) im Stande sah, sich des piräischen Hafens zu bemächtigen. Vergebens versuchten es die Tyrannen, ihn aus demselben wieder zu vertreiben. Selbst Kritias befand sich unter den Getödteten. Hierauf wagten es die Athener, aufgemuntert vom Thrasylbul, die 30 Tyrannen fortzujagen. Lysander faßte aber den Entschluß, sie nicht nur wieder zu unterjochen, sondern auch das Gebieth derselben dem lacedämonischen einzuverleiben. Zum Glück für die Athener war der spartanische König Pausanias auf den Lysander neidisch. Er brachte es daher dahin, daß den Athenern ein günstiger Friede bewilligt wurde, der ihnen die Wiederherstellung ihrer vorigen Verfassung gestattete. Dieß hatten die Athener hauptsächlich den Bemühungen des rechtschaffnen Thrasylbuls zu danken.

Um eben diese Zeit lebte der berühmte Philosoph Sokrates, den das delphische Orakel für den weisesten unter allen damaligen Menschen erklärte, der aber unstreitig einer der weisesten Männer aller Zeiten ist. Seit vielen Jahren hatte er sich durch die Vortrefflichkeit seiner Lehren, durch die Freymüthigkeit, mit der er das Laster rügte, und durch seinen äusserst tugendhaften Lebenswandel, allgemeine Hochachtung erworben. Er diente in verschiedenen Feldzügen als Soldat, wo er sich eben sowohl durch die pünktlichste und standhafteste Erfüllung seiner Pflichten, als durch seine Tapferkeit und Entschlossenheit, auszeichnete. Mit Staatsangelegenheiten beschäftigte er sich nicht eher, als bis er zu reifern Jahren gekommen war, und er bewies nun als Senator die unbestechlichste Rechtschaffenheit. Selbst zur Zeit der 30 Tyrannen blieb er seinem edlen und freymüthigen Charakter treu. Doch schützte ihn die Freundschaft des Kritias. Als Philosoph, als Lehrer, war er einer der größten Männer des Menschengeschlechtes. Er hatte in der Stille den Plan zu einer allgemeinen Menschenbesserung seines Vaterlandes entworfen; aber er durfte es nicht wagen, diesen
Plan

Man durch Schriften bekannt zu machen. Eben daher hielt er auch keine öffentlichen Lehrversammlungen, sondern er theilte seinen vortrefflichen Unterricht nur zufällig, nur bey schicklichen Gelegenheiten, mit. Auf Spaziergängen, auf dem Versammlungsplatze, redete er diejenigen an, mit denen er schon einige Bekanntschaft hatte, oder deren Miene sein Zutrauen zu verdienen schien. Anfangs sprach er mit ihnen von ganz gleichgültigen Sachen; allmählig aber wußte er die Unterredung auf interessantere Gegenstände zu lenken, wußte er durch geschickte Fragen alles, was in ihrer Seele und in ihrem Herzen lag, herauszulocken, wußte er ihnen Aufmerksamkeit auf ihre Verbesserung, und Liebe zur Tugend, einzusößen. Die Sprache, in welcher er redete, war kunstlos und ungeschmückt, aber dennoch eindringend und erhaben. Sein Charakter vereinigte alle Eigenschaften der Liebenswürdigkeit. Nichts weniger als reich, schlug er doch alle Aneerbietungen der Großen aus, die ihn in einen glücklichern Zustand versetzen wollten; doch bewies er in Ansehung seines Aeußern eine musterhafte Sorgfalt. Die Vorschriften der Mäßigkeit beobachtete er, selbst bey einem Gast:

Gastmahle, sehr genau. Sein Witz war eben so munter als angenehm, und sein Geist zeichnete sich eben so sehr durch Standhaftigkeit, als durch Entschlossenheit, aus. Seine Schüler hegten die zärtlichste Ehrfurcht für ihn.

Ein Mann von den vortrefflichen Geistes- und Herzenseigenschaften des Sokrates mußte bald für manchen andern, der durch ihn verdunkelt wurde, ein Gegenstand des Neides werden; seine strenge Moral zog ihm manchmahl Haß zu. Dieser Neid, und dieser Haß, äußerte sich erst in Worten, hernach in Handlungen. Zuerst suchte der Schauspieldichter Aristophanes den Sokrates auf dem Theater lächerlich zu machen, um dadurch die Hochachtung, die das Publikum für ihn hegte, zu vermindern. Aristophanes, sagt man, wäre von einem gewissen Anytus, dem Hauptfeinde des Sokrates, dazu verleitet worden. Eben dieser und der Staatsredner Lykon brachten es in der Folge (400) dahin, daß ein junger kühner Mensch, Namens Melitus, eine förmliche Klage gegen den Sokrates anbrachte, in welcher er denselben beschuldigte, eine neue Religion eingeführt, und der Jugend falsche Grundsätze eingefloßt zu haben. Sobald die Freunde des Sokrates die Gefahr desselben erfuhren, so waren

waren

waren sie eifrig auf seine Vertheidigung bedacht. Lysias, der vorzüglichste Redner seiner Zeit, both alle seine Talente auf, um für den Sokrates eine Schutzrede zu verfertigen. Sokrates fand sie ganz vortrefflich; aber er weigerte sich, von derselben Gebrauch zu machen, weil sie seinen Umständen nicht angemessen wäre. Sokrates vertheidigte sich selbst in einer Rede voll Freymüthigkeit und edler Gesinnungen, in welcher er sich blos der Sprache der Wahrheit und Unschuld bediente. Er unterstützte seinen Vortrag mit der Miene desjenigen, der sich seiner guten Sache völlig bewußt ist. Auch sein Schüler Plato trat zu seiner Vertheidigung auf. Er sieng seine Rede also an: „ob ich gleich, ihr Athener, der jüngste Bin unter denen, die diese Stelle heute betreten,“ „und“ — rief die Versammlung, die ihn nicht weiter reden ließ — „auch unter denen, die wieder abtreten.“ So sehr war das wankelmüthige athenische Volk durch die Feinde des Sokrates schon verblendet! Man schritt zur Sammlung der Stimmen, und Sokrates wurde nur durch eine kleine Mehrheit zum Tode verurtheilt. Er hätte durch Erlegung einer Geldstrafe sein Leben retten können; allein Sokrates glaubte sich, durch die Bitte um Milderung der Strafe,

Strafe, für schuldig zu erklären, und dazu konnte sich der edel denkende Mann unmöglich entschließen. Als man ihn, dem Herkommen gemäß, zuletzt fragte, welche Strafe er sich selbst zuerkenne, so antwortete er: „ich verurtheile mich, wegen meiner großen, dem Vaterlande geleisteten Verdienste, zur lebenslänglichen Unterhaltung auf Kosten des Staates.“ Ueber diese Antwort wurden seine Richter so aufgebracht, daß sie ihm den Schierlingsbecher zuerkannten. Als einer seiner Schüler ihn deswegen beklagte, weil er unschuldig sterben müsse, sagte Sokrates: „möchtest du denn lieber mich schuldig sterben sehen?“ Seine Freunde bothen ihm alle Gelegenheiten zur Flucht an; aber er wies ihre Anerbietungen mit den Worten zurück: „wißt ihr wohl einen Ort ausserhalb Attika, wo der Tod nicht hinkömmt?“ So weigerte sich Sokrates standhaft, sich der ihm durch seine Richter zuerkannten Strafe zu entziehen, und mit eben dieser Standhaftigkeit leerte er, von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt, und zu Gott betend, den Giftbecher aus. Sein Tod brachte die Athener wieder zur Besinnung. Sie fühlten nun das Schändliche, das Ungerechte ihres Verfahrens. Der Ankläger Melitus wurde zum Tode verurtheilt,

theilt,

theilt, und verschiedene andre mußten das Vaterland meiden. Ueberhaupt wurden alle, die zu dem unglücklichen Schicksale des Sokrates etwas beygetragen hatten, von den Athenern so verabscheut, daß ihnen niemand gestatten wollte, in seinem Hause Feuer anzuzünden, daß man ihnen auf keine Frage antwortete, daß man sich nicht mit ihnen zugleich badete, daß man alles Wasser, das sie berührten, für verunreinigt hielt. Manche von diesen Leuten geriethen darüber so in Verzweiflung, daß sie sich das Leben nahmen. Die Athener glaubten aber durch die Bestrafung der Ankläger des Sokrates noch nicht genug gethan zu haben; sie hielten es vielmehr auch für Pflicht, seinem Andenken eine ehernerne Bildsäule zu weihen; ja sie giengen in der Begeisterung ihrer Dankbarkeit und Ehrfurcht so weit, daß sie ihm, als einem Heroen, einen kleinen Tempel, und gottesdienstliche Verehrung, widmeten.

Sie-

Siebentes Kapitel.

Die Lacedämonier greifen die persischen Länder in Asien an; die kleinasiatischen Griechen verlieren aber darüber ihre Unabhängigkeit. Persische Handel bis auf Alexander den Großen.

Während daß die Athener sich von dem traurigen Zustande, in welchen sie der peloponnesische Krieg versetzt hatte, wieder zu erholen anfingen, machten ihre übermüthigen Sieger, die Lacedämonier, manchen Versuch, ihre Herrschaft auf Kosten der persischen Monarchie zu vergrößern; aber eben diese Versuche liefen für dieselben zuletzt so ungünstig ab, daß ihr Ansehn gewaltig vermindert, die Macht der Athener hingegen vermehrt wurde. Die Gelegenheit, sich in die persischen Handel zu mischen, boten den Lacedämoniern die
daß

damahlige Lage der persischen Monarchie dar. Darius *) hatte (407) seinen jüngern Sohn Cyrus, der kaum sechzehn Jahre alt war, aus Liebe für dessen Mutter Parysatis, zum Satrapen über alle Provinzen in Kleinasien erhoben. Dieser bekam nun vom Hofe den Befehl, den Lacedämoniern gegen die Athener beyzusehen, und diesem Beystande hatten jene die Uebermacht, zu der sie gelangten, vorzüglich zu danken. Sie schränkten aber ihre Dankbarkeit auf denjenigen ein, der ihnen unmittelbar Hülfe geleistet hatte, und bekümmerten sich nicht darum, daß es ihm vom persischen Monarchen befohlen worden war. Daher unterstützten sie ihn so bereitwillig, als er sich gegen seinen Bruder empörte. Darius starb nehmlich wenige Jahre nachher (404) und hinterließ den Thron seinem ältesten Sohne Artaxerxes, den man den Beynahmen: Mnemon (der Gedächtnißreiche) gab. Nun hatte Parysatis lange den Plan gemacht, ihren Sohn Cyrus als Beherrscher der persischen Monarchie zu sehen. Auch hatte sie

*) Oben S. 183.

es bey ihrem Gemahle dahin zu bringen gesucht, daß er ihren Sohn zu seinem Nachfolger ernennen möchte; es war ihr aber nicht gelungen. Jetzt wollte sie nun ihren Plan durch eine Verschwörung ausführen. Artaxerxes sollte im Tempel ermordet werden. Dieser erfuhr aber die Verschwörung noch zu rechter Zeit. Cyrus sollte nun hingerichtet werden; seine Mutter brachte es jedoch mit weiblicher Schlaueit dahin, daß ihm sein Bruder nicht nur das Leben, sondern auch seine Statthalterschaft, ließ. Wie sehr hatte er in der Folge Ursache, diese Großmuth zu bereuen!

Parysatis und ihr Sohn Cyrus besaßen so wenig Gefühl der Dankbarkeit, daß sie vielmehr, um ihre Absicht durchzusetzen, den Plan zu einer Empörung entwarfen. Clearch, ein lacedämonischer General, machte sich verbindlich, einen Kriegshaufen von 12000 Mann zu stellen. Er warb in Thracien. Alcibiades, der sich damahls in Bithynien aufhielt, errieth seine Absicht. Er machte sie dem Satrapen Pharnabaz bekannt, und bath ihn zugleich um die Erlaubniß, diese wichtige

wichtige

wichtige Nachricht dem Artaxerxes selbst bringen zu dürfen. Der neidische Pharnabaz schickte aber einen seiner Vertrauten an den Hof, und eignete sich das Verdienst, die große Entdeckung gemacht zu haben, selbst zu. Alcibiades wendete sich hierauf an den Satrapen von Paphlagonien, um ein Schreiben an den Monarchen zu bekommen. Als dieß Pharnabaz erfuhr, schickte er Leute ab, die ihm das Leben nehmen sollten. Diese zündeten das Haus des Alcibiades an. Alcibiades entgieng zwar den Flammen, aber nicht den Pfeilen und Wurffspießen. Eine seiner Geliebten wickelte den Leichnam in ihre Kleider, und brachte ihn nach Melissa, wo sie ihn mit der ihr möglichen Feyerlichkeit begrub.

Artaxerxes war nun zwar von dem Plane seines Bruders unterrichtet worden; aber er ließ sich dennoch von demselben täuschen. Cyrus warb, wie er versicherte, seine Mannschaft bloß deswegen an, weil er mit dem Tissaphernes, dem Satrapen von Lydien, in Krieg verwickelt war. Da es Artaxerxes nicht ungera sah, daß zwey seiner mächtigsten Satrapen durch diese Handel verhindert wurden,

andre

andre Plane auszuführen, so erlaubte er seinem Bruder, die Werbung nach Belieben fortzusetzen. Cyrus benutzte diese Unvorsichtigkeit seines Bruders sehr gut. Er theilte seinen Plan den Lacedämoniern mit, und diese zeigten sich sehr bereitwillig, ihn mit ihrer Flotte zu unterstützen. So brachte Cyrus (401) ein Heer von 13000 Griechen, und 100000 Mann andern Truppen, zusammen. Seine Flotte bestand aus 60 Schiffen, von welchen 35 den Lacedämoniern gehörten. Tissaphernes, der die Absichten des Cyrus schon aus seinen Anstalten errathen hatte, eilte nach Susa, um dem Artaxerxes Bericht abzustatten, und dieser gewann dadurch Zeit, eine große Armee zusammen zu ziehen. Mit dieser rückte er dem Cyrus bis in die Ebene bey Cunaxa, in der Provinz Babylon, entgegen. Ungeachtet die Zahl der Krieger des Artaxerxes sich bis auf 900000 Mann belief, so führten doch die Griechen ihren Angriff mit einem so glüklichen Erfolge aus, daß ein Flügel des Artaxerxes völlig geschlagen, daß Cyrus schon mit großem Freudentuschrey zum Könige angerufen wurde. Cyrus selbst trieb, an der Spitze von 600 Reitern, eine zehnfach stärkere

Galletti Weltg. 2r Th. D Rei-

Reiterschaar, mit der sein Bruder gegen ihn anmarschirte, zurück. Jetzt sprengte er auf den Artaxerxes los, und es erfolgte ein Zweykampf, der für das Schicksal der persischen Monarchie entscheidend werden mußte. Schon hatte Cyrus seines Bruders Pferd getödtet, und ihn drey-mahl verwundet, als er unter der Menge von Pfeilen erlag, welche die ganze Leibwache des Artaxerxes auf ihn abschoss. Sein Bruder durchbohrte ihn noch mit einem Wurfspeeße; er ließ ihm sodann den Kopf, und die rechte Hand, abhauen. Eben griffen die Griechen, welche über den linken Flügel des Artaxerxes gesiegt hatten, auch den rechten an. Artaxerxes rückte ihnen entgegen, und wurde geschlagen. Aber da war niemand, der ihren Sieg benutzte, und die siegreichen Griechen mußten sich also entschließen, den Weg nach dem Vaterlande anzutreten. Sie marschirten, von einem zahlreichen Heere verfolgt, einen Weg von 1000 Meilen, und vollendeten dadurch einen Rückzug, dem in der Geschichte keiner ähnlich ist. Nach Klearchs Tode leitete ihn Xenophon, ein berühmter Geschichtschreiber, und von 13000 Mann fehlten bey der Ankunft am Helle,

Hellespont doch nicht mehr als 3000. So endigte sich die Empörung des jüngern Cyrus. Artaxerxes hielt es für die herrlichste That in seinem Leben, den Bruder mit eigener Hand getödtet zu haben. Er ließ daher diejenigen, die sich des Antheiles an diesem Tode unvorsichtiger Weise rühmten, auf eine schreckliche Art hinrichten.

Die griechischen Städte in Kleinasien hatten den jüngern Cyrus unterstützt. Dafür wurden sie nun vom Tissaphern, dem Nachfolger desselben, gezüchtigt. Dieß gab den Lacedämoniern abermahls Gelegenheit, sich in die persischen Handel zu mischen. Sie schickten (400) einen Haufen von Mannschaft nach Kleinasien, welcher unter andern den Dercyllidas, einen vortreflichen Kriegsbaumeister, zum Anführer hatte. Dieser wußte die zwischen den beyden Satrapen Tissaphern und Pharnabaz obwaltende Uneinigkeit sehr gut zu benutzen, um in Aeolien sich festzusetzen. Pharnabaz begab sich nach Susa, um den Tissaphern zu verklagen. Auf seinen Rath machte Artaxerxes den Athener Konon zum Admiral einer großen Flotte, die er ausrüstete. Hierauf (396)

gieng der spartanische König Agesilaus nach Jonien; ein kleiner, unansehnlich gebauter, aber vortrefflicher Feldherr. Dieser setzte sich nicht nur in Kleinasien immer fester, sondern machte, durch den glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen aufgemuntert, schon Anstalten, in die Mitte der persischen Monarchie einzudringen.

Doch Artaxerxes befreyte sich von der ihm bevorstehenden Gefahr durch Goldstücke. Er schickte (394) einen Gesandten mit 50 Talenten nach Griechenland, um die Athener, und andre griechische Staaten, zum Kriege gegen die Lacedämonier zu bewegen. Der Anschlag gelang vollkommen. Die Athener vereinigten sich mit Argos, Theben und Korinth, die Lacedämonier feindlich zu behandeln. Diese sahen sich dadurch genöthigt, ihren siegreichen Agesilaus aus Kleinasien zurückzurufen. Agesilaus eilte von der Laufbahn seiner Siege freylich mit großer Ueberwindung hinweg; aber er hielt es für seine größte Pflicht, dem Befehle des Staates zu gehorchen. Nach seiner Entfernung wurde Pisander Oberbefehlshaber der spartanischen Flotte. Dieser war

war gegen den Athener Konon, unter dessen Aufsicht die persische Flotte stand, in einem Treffen bey der Insel Knidus so unglücklich, 50 Schiffe, und sein Leben, zu verlieren. Hierdurch erlitt die Macht der Lacedämonier einen sehr empfindlichen Stoß. Konon nahm nun denselben viele asiatische Seestädte und Inseln weg. Er kehrte jetzt (393) mit einer Flotte von 80 Schiffen, die eine unermessliche Beute aufgeladen hatten, nach Athen zurück, dessen Mauern nun bald wieder empor stiegen. Allein Konons Eifer, die Macht seines Vaterlandes wieder herzustellen, verursachte seinen Untergang. Es gelang den Lacedämoniern, ihn bey dem persischen Satrapen Tiribaz in Verdacht zu bringen, als wenn er das Geld des Monarchen blos zum Vortheile des Vaterlandes anwendete. Konon mußte hierauf nach Sardes kommen, wo er ins Gefängniß geworfen wurde. Seit der Zeit tritt der verdienstvolle Mann nicht wieder in der Geschichte auf.

Doch die Athener hatten das Glück, daß es ihnen an großen Männern nicht leicht fehlte. Diese Erscheinung zeigt sich in allen
den

den Freystaaten, wo nicht Geburth, sondern Verdienst, zu den ersten Stellen den Weg bahnt. Um diese Zeit arbeitete Iphikrates mit allem Eifer daran, sein Vaterland wieder empor zu bringen. Er war der Sohn eines Schuhmachers; aber die Natur hatte ihm eine so edle Bildung verliehen, daß sie Ehrfurcht einflößte. In der Kriegswissenschaft, aus der er zuerst ein System bildete, übertraf er alle bisherigen Generale der Athener. Ja man hielt ihn für den besten griechischen Feldherrn seiner Zeit. Er brachte bey dem Fußvolke der Athener manche nützliche Verbesserung an. Er vertauschte die kurzen Spieße mit langen, die großen, schweren Schilde mit leichten, die kleinen, spitzigen Seitengewehre mit größern Schwerdtern. Sein Lager war jedesmahl, selbst im Lande der Bundesverwandten, befestigt. Als ihn einer von seinen Offizieren um die Ursache dieser übertrieben scheinenden Vorsicht fragte, antwortete er; ich suche dadurch zu verhindern, daß ich nicht einmahl die für einen General ganz unschickliche Ausflucht brauchen muß: „das habe ich nicht erwartet!“ Iphikrates führte auch den Landkrieg gegen die Lacedämonier
mit

mit einem so glücklichen Erfolge, daß er die Vortreflichkeit seiner militärischen Kenntnisse augenscheinlich bewies. Manchmahl schlug er mit einer kleinen Schaar seiner geübten Leute einen großen Haufen der Feinde. Selbst der des Sieges so gewohnte Agesilaus fühlte seine Ueberlegenheit. Thrasylbul führte indessen, an Konons Stelle, über die athenische Flotte die Aufsicht, und vermehrte die Besitzungen der Athener durch verschiedene am Hellespont liegende Städte, ingleichen durch die Insel Lesbos. Als aber seine Soldaten (389) die Einwohner der Insel Rhodus, welche bereits eine Contribution erlegt hatten, dennoch plünderten, geriethen diese in solche Erbitterung, daß sie in der Nacht sein Lager überfielen, und ihn nebst sehr vielen andern tödteten.

Die Athener hatten jetzt so viele große Männer theils durch Verbannung, theils im Kriege verlohren, daß sie die Stelle des Thrasylbulus nicht wieder zu besetzen wußten. Sie mußten daher auch ihre Flotte dem Zphikrates anvertrauen, und sie sahen ihr Vertrauen auf den großen Mann vortreflich gerechtfertigt. Zphikrates schlug bey Abydos,
am

am

am Eingange in den Hellespont, die lacedämonische Flotte. Er konnte jedoch nicht verhindern, daß die Insel Megina zur Parthey der Lacedämonier übertrat, wodurch diese ihre Seemacht wieder in eine vortheilhaftere Lage brachten. Jetzt (388) hielt es die lacedämonische Regierung für die rechte Zeit, diesen für sie so gefährlichen Krieg zu endigen. Sie schickte deswegen einen Gesandten, Namens Antalcidas, nach Kleinasien, der (387) die Lacedämonier mit dem persischen Monarchen wieder aussöhnte. Ein Opfer dieser Aussöhnung war die Freyheit der jonischen Staaten, die nunmehr, durch die Lacedämonier, wieder unter die persische Gewalt kamen, von der sie die Athener befreyt hatten. Freylich retteten dadurch die Lacedämonier den gänzlichen Verfall ihres Ansehns.

Der persische Artaxerxes, der jetzt die Freude erlebt hatte, Jonien unter seine Herrschaft zurückkehren zu sehen, wurde bald wieder in einen Empörungskrieg verwickelt. Unter den kleinen Staaten auf der Insel Cypren, die den Persern Tribut entrichteten, hob sich um diese Zeit der von Salamis am meisten empor.

empor. Evagoras, der damalige Beherrscher desselben, der die persische Herrschaft nicht mehr anerkannte, hatte den Plan gemacht, allmählig die ganze Insel zu unterjochen. Die Athener schickten ihm eine Flotte unter dem Chabrias zu Hülfe, die sie jedoch, wegen eines neuen Vergleiches mit dem persischen Monarchen, bald wieder zurückrufen mußten. Allein Evagoras wurde von Aegyptern, Lybiern, Arabern, Syriern, und andern Feinden der persischen Monarchie, so gut unterstützt, daß er ein zahlreiches Heer zusammenbringen konnte. Doch der persische Satrape Tiribaz landete (385) mit 300000 Mann, und des Evagoras Flotte wurde von der persischen geschlagen. Zum Glück für ihn verläumdete Oront, der zweyte Feldherr nach dem Tiribaz, den letztern bey dem Monarchen so glücklich, daß er selbst die Oberbefehlshaberstelle erhielt. Dieser ließ den Evagoras König von Salamis bleiben, und er mußte sich blos zu einem geringen Tribute verbindlich machen. So wurde Evagoras, einer der tugendhaftesten Regenten der alten Welt, durch die Uneinigkeit der persischen Satrapen gerettet. Ein Beyspiel, das in der großen Monarchie der Perfer so oft vorkömmt!

Der

Der abgesetzte Tiribaz fand bald Gelegenheit, sich der Gunst des Artaxerxes von neuem zu versichern. Artaxerxes selbst zog (384) an der Spitze von 300000 Mann zu Fuß und 20000 Mann zu Pferde, gegen die Cadusier, die zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere, und also auf der kaukasischen Landenge, wohnten. In dem gebirgigen, getreidearmen Lande gerieth die Armee des Artaxerxes bald in so große Noth, daß sie ihre Lastthiere schlachten mußte. Aus dieser Verlegenheit riß sie Tiribaz heraus, der dem Hofe als Gefangner hatte folgen müssen. Er hatte erfahren, daß die beyden Könige der Cadusier so uneinig mit einander waren, daß sie in besondern Lagern standen. Diesen Umstand benutzte er zu besondern Unterhandlungen mit jedem derselben, die den Erfolg hatten, daß sich beyde dem persischen Monarchen unterwarfen. Der kluge Tiribaz wurde hierauf in alle seine Aemter und Würden wieder eingesetzt.

Unter den Nationen, die sich an das persische Joch gar nicht gewöhnen konnten, standen die Aegyptier oben an. Sie hatten schon

schon unter dem Darius sich wieder unabhängig gemacht, und wenn auch Amyrtäus, ihr erster König, durch einen Feldzug nach Phönicien, den er in Verbindung mit den Arabern vornahm, sich unglücklich machte, so war doch die Unabhängigkeit der Aegypter schon so befestigt, daß sie 64 Jahre fort dauerte. Es regierten während der Zeit 9 Könige über Aegypten. Artaverxes hatte sich vorgenommen, dieses Land wieder zu unterjochen; er sah jedoch seinen Plan vereitelt. Accoris, der damalige König von Aegypten, verschaffte sich ein Heer von griechischen Soldtruppen, welches der athenische Feldherr Chabrias anführte. Der persische Satrape Pharnabaz, dem der Krieg gegen Aegypten aufgetragen war, brachte es aber nicht nur dahin, daß die Athener den Chabrias wieder zurückriefen, sondern bewog sie auch, ihm den Iphikrates, als Oberbefehlshaber der griechischen Truppen im persischen Solde, zu überlassen. Iphikrates bildete aus den seiner Aufsicht anvertrauten Leuten so vortreffliche Soldaten, daß sie unter dem Namen der iphikratischen allgemein berühmt wurden. Die Perser rüsteten sich zu der Unternehmung gegen Aegypten

Aegypten

zwey Jahre. Hierdurch gewannen die Aegypter Zeit, auf hinlängliche Vertheidigungsmittel zu denken. Auch wurden die weisen Rathschläge des Sphikrates von dem Satrapen Artabaz nicht befolgt. Die Perser richteten daher (374) mit ihren 220000 nichts gegen die Aegypter aus.

Artaxerxes wurde gegen das Ende seiner Regierung in höchst traurige Familienhändel verwickelt, die seine letzten Lebenstage außerordentlich verbitterten. Bey dieser Gelegenheit mag eine ältere Begebenheit dieser Art hier ihre Stelle haben. Artaxerxes hatte eine Gemahlin, die Statira hieß. Diese war so außerordentlich schön, daß Parysatis, die Mutter des jüngern Cyrus, ein Weib von außerordentlich heftigen Leidenschaften, aus Neid einen unverföhulichen Haß auf sie warf. Dieser gieng so weit, daß Parysatis die schöne Königin vergiftete. Sie lud sie zum Abendessen ein. Unter andern Gerichten wurde ein gewisser bey den Persern sehr seltener Vogel aufgesetzt. Diesen theilte Parysatis mit einem Messer, das nur auf der einen Seite vergiftet war, in zwey Hälften. Obgleich
die

die Statira der Parysatis nicht traute, so fand sie doch kein Bedenken, die Hälfte eines Vogels zu essen, von dem Parysatis selbst die andre verzehrte. Der Gift aber wirkte so plötzlich, daß die so liebenswürdige Prinzessin schon nach einigen Stunden eines elenden Todes sterben mußte. Der darüber äußerst betrübte Artaxerxes verhieng über die schrecklich grausame Parysatis doch weiter keine Strafe, als daß er sie nach Babylon verwies. Doch ließ er ihren Vertrauten Sigis, der mit dem Mordplane bekannt gewesen war, auf eine fürchterliche Art bis zum Tode martern. Parysatis selbst brachte es nach einiger Zeit sogar dahin, wieder an den Hof zu kommen, und sie wußte sich bey dem schwachen Artaxerxes so in Gunst zu setzen, daß er ihr viele Gewalt einräumte.

Artaxerxes hatte von der schönen Statira drey Söhne. Man waren aber von seinen Beyschläferinnen noch hundert und fünfzehn Söhne vorhanden. Der alte Vater besorgte daher wegen der Thronfolge viele Händel. Um diesen vorzubeugen, erklärte er seinen ältesten, rechtmäßigen Sohn, Darius, für seinen
Nach:

Nachfolger, und erlaubte ihm, noch bey seinem Leben, die Königsbinde zu tragen, und den Königstitel zu führen. Der Prinz verlangte nun auch eins von den schönsten Mädchen aus dem Harem des Vaters, welches ihm dieser durchaus verweigerte. Da ihm nun der Vater überhaupt zu lange lebte, so verschwor er sich mit funfzig von seinen Brüdern, denselben zu ermorden. In diesem Entschlusse bestärkte ihn unter andern Tiribaz, der gegen den Artaxerxes mit Nachsicht erfüllt war, weil derselbe zwey von seinen Töchtern, die er ihm erst versprochen hatte, in seinen eignen Harem versetzte. Allein der ganze Plan wurde dem Artaxerxes durch einen Verschnittenen entdeckt; die Verschwornen wollten sich eben nach dem königlichen Pallast begeben, als sie in Verhaft genommen und hingerichtet wurden.

Durch den Tod des Darius wurde zu neuen Streitigkeiten in der Familie des Artaxerxes Gelegenheit gegeben. Ariaspes und Ochus, die beyden noch übrigen rechtmäßigen Brüder des Darius, stritten sich mit dem Arfaces, dem Sohne einer Beyschläferin
ihres

ihres Vaters um den Thron. Jene gründeten ihre Ansprüche auf ihre Geburth; dieser stützte sich auf die besondre Gunst des Artaxerxes. Ochus, der ehrgeizigste und listigste unter diesen drey Prinzen, fand Mittel, sich von seinen beyden Nebenbuhlern zu befreyen. Den Ariaspes, der sehr einfältig und leichtgläubig war, brachte er durch Drohungen dahin, daß er sich aus Verzweiflung vergiftete. Arfaces wurde ermordet. Diese Auftritte erschütterten den 94 Jahre alten Artaxerxes bis zu seiner gänzlichen Auflösung (361). Freylich trug er, durch seine allzu große Nachgiebigkeit und Lenksamkeit, zu diesen traurigen Händeln sehr viel bey.

Ochus fühlte, daß ihm seine Handlungen allgemeinen Haß zugezogen hatten. Er wagte es daher nicht sogleich in seinen Nahmen zu regieren. Vielmehr hielt er den Tod des Artaxerxes noch 10 Monathe verborgen, und er ließ sich gleichsam auf Befehl seines Vaters, zum Könige ausrufen. Er nannte sich auch, als er endlich die Regierung in seinem Nahmen begann, nach dem Vater; doch wird er gewöhnlich Ochus genennt. Von seiner grausamen

famen

samen Denkart gab er auch als Monarch schreckliche Beyspiele. Er ließ alle Verwandte des königlichen Hauses ermorden, damit sich niemand mehr finden möchte, der ihm sein Recht auf den Thron streitig machen könnte. Prinzen und Prinzessinnen von jedem Alter wurden jetzt ein Opfer seiner Herrschsucht. Aber niemand wurde doch von ihm auf eine unmenslichere Art behandelt, als seine eigene Schwester Ocha, die er lebendig begraben ließ. Einen von seinen Oheimen, und auf hundert Söhne und Enkel desselben, ließ er, in einen Hof des Pallastes eingeschlossen, von seinen Bogenschützen niederschließen. Mit ähnlicher Grausamkeit behandelte der Bäterich alle diejenigen, die in ihm Verdacht erregten, oder die ihren Unwillen über sein tyrannisches Verfahren nicht genug verbergen konnten.

Dieses tyrannische Verfahren des Ochs hatte die Folgen, die eine solche Regierungsart gewöhnlich zu haben pflegt. Die meisten Provinzen empörten sich. Artabaz, der Satrape in Kleinasien, wollte sich unabhängig machen. Chares, der einen athenischen Kriegshaufen in Jonien anführte, rückte (356)

zu seiner Unterfristung herbey; auf die Drohungen des Dchus riefen ihn aber die Athener zurück. Artabaz bekam hierauf von den Thebanern 5000 Mann, die sich sehr brav hielten, aber durch 300 Talente, die ihnen Dchus gab, sich gleichfalls bewegen ließen, wieder nach Hause zu gehen. Artabaz mußte nun (355) nach Macedonien gehen.

Auch die Phönicier wollten (357) das persische Joch abschütteln. Nektanebus, der König von Aegypten, schickte ihnen 4000 Mann griechische Soldtruppen, und auch die Staaten in Cypren vereinigten sich mit denselben. Dchus übertrug es dem Könige von Karten, diesen Empörungskrieg zu unterdrücken. Dieser schickte den athenischen Feldherrn Phocion mit 8000 Mann griechischen Truppen dahin. Griechen fochten also damahls für beyde Theile! Durch diese Anstalten wurde aber der Krieg so wenig geendigt, daß Dchus (356) noch selbst an der Spitze von 300000 Mann zu Fuß, und 30000 zu Pferde, nach Phönicien marschirte. Mentor von Rhodus, der Oberbefehlshaber der griechischen Truppen, die Nektanebus geschickt hatte, ließ sich vom

Galletti Weltg. 2r Th. P Dchus

Nchus bereden, ihm die Stadt Sidon zu überliefern. Doch selbst Tennes, der König von Sidon, wurde gegen seine Nation zum Verräther. Aus Verzweiflung darüber zündeten die Sidonier ihre Stadt selbst an, und verbrannten sich mit derselben. Es waren 40000 Männer, ohne Weiber und Kinder; also ein Menschenhaufen von 150000! Da so viele Schätze von Gold und Silber in der allgemeinen Gluth zerschmolzen, so verkaufte Nchus die Asche von Sidon sehr theuer. Tennes empfing nun den Lohn für seine Treulosigkeit; Nchus, der ihn nicht weiter brauchte, ließ ihn hinrichten. Durch das Bepspiel von Sidon abgeschreckt, wagten es die übrigen phönicischen Städte nicht, der persischen Oberherrschaft sich ferner zu entziehen. Von Sidon zog Nchus nach Judäa, nahm Jericho weg, schleppte wieder eine große Menge Juden mit fort, und schickte sie meistens nach Syrien.

Nchus unterdrückte aber nicht allein die Empdrung der Provinzen, die sich seiner Herrschaft entziehen wollten; er unterjochte auch wieder Aegypten, welches seit mehr als

60 Jahren seine Unabhängigkeit behauptet hatte. Seine große Armee erhielt durch 10000 Mann griechische Truppen, deren Oberbefehlshaber Mentor von Rhodus war, eine sehr wichtige Verstärkung. Nektanebus, der König von Aegypten, konnte nicht mehr als 100000 Mann zusammen bringen. Daher war es ihm unmöglich, der dreymahl stärkern Macht der Perser Widerstand zu thun, und er mußte (350) nach Aethiopien flüchten. Sesus riß hierauf die Mauern der vornehmsten Städte in Aegypten nieder, plünderte die Tempel, tödtete den Apis, und kehrte mit unermesslicher Beute nach Persien zurück. Den Mentor von Rhodus, der ihm bey der Unterjochung Aegyptens große Dienste gethan hatte, beschenkte er nicht nur mit 300 Talenten, sondern erhob ihn auch zum Oberbefehlshaber über alle kleinasiatische Küstländer.

Sesus brachte nun, wie so mancher andre von seinen Vorgängern, die übrige Zeit seines Lebens im üppigen Genuße der Sinnlichkeit zu. Die Verwaltung der Regierungsgeschäfte überließ er dem Mentor von Rhodus und dem

Haremsaufseher Bagoas. Der letzte, ein Aegypter, konnte die Kränkungen, die Ochus seiner vaterländischen Religion zugesügt hatte, nicht vergessen. Besonders schmerzte ihn das traurige Schicksal des Apis, und seine Neigung, den Tod desselben zu rächen, gieng so weit, daß er (338) den Ochus durch seinen Leibarzt vergiften ließ. Doch seine Nachsicht schonte nicht einmahl den Leichnam desselben. Er schnitt ihn, da er statt seiner eine andre Leiche hatte beerdigen lassen, in kleine Stücke, und warf sie den Käsen vor, weil Ochus das Fleisch des Apis seinen Hofbedienten Preis gegeben hatte. Aus den Knochen des Ochus ließ er Gefäße zu Schwerdtern verfertigen. Hierauf ermordete er alle Söhne des Ochus, bis auf den jüngsten, der Arses hieß. Diesem wollte er den Königstitel so lange gönnen, bis er sich selbst auf dem Throne recht befestigt hätte. Als er aber merkte, daß Arses seinen Absichten zuvorkommen wollte, ließ er (336) auch ihn, nebst seiner ganzen Familie, ermorden. Dennoch dänkte es dem Bagoas noch nicht Zeit, sich die Regierung über die persische Monarchie in seinem eignen Nahmen anzumaßen. Er hob daher den Darius Codoman, einen

einen Krenkel des unehlichen Darius, der bisher Statthalter von Armenien gewesen war, auf den Thron. Dieser wollte sich dem Willen des Vagoas nicht recht unterwerfen. Er sollte daher durch einen Giftrank gleichfalls sein Leben endigen; allein der entschlossene Darius zwang den Vagoas, den Gift selbst hinunter zu schlucken. So rettete sich Darius von dem Untergange, den ihm Vagoas zubereitet hatte; aber nicht so glücklich war er gegen den berühmten Alexander von Macedonien.

Achtes Kapitel.

Schilderung des Privatlebens der vornehmsten
Völker im persischen Zeitalter.

Die persische Monarchie brachte viele, zum Theil noch sehr rohe Völker, in allen Erdtheilen mit einander in Verbindung; sie trug daher zur weitem Ausbildung des Menschengeschlechtes sehr viel bey. In dieser Ausbildung aber machten die Griechen die weitesten Fortschritte. Ihre Cultur wird auf ewige Zeiten ein Muster der Nachahmung bleiben, und noch hat sie im Ganzen genommen kein Volk der Erde völlig erreicht.

Hey allen Nationen muß man die Sitten des Hofes von den Sitten der Privatleute sorgfältig unterscheiden. Dieß ist besonders bey

Bey der Schilderung des persischen Privat-
 lebens nöthig. An dem persischen Hofe schlich
 sich sehr bald der medische Luxus ein, von
 dem zunächst die Familien der Großen ange-
 steckt wurden. Das Sittenverderbniß des
 Hofes, oder vielmehr des Harems, überstieg
 alle Gränzen der Moralität. Wollust, Eitel-
 keit und Nachsicht setzten hier alles in Be-
 wegung. Man denke sich, um dieß lebhaft
 zu fühlen, eine große Menge von Damen
 und Verschnittenen, die, von andern Ge-
 schäften befreyt, dem Spiele ihrer Leidens-
 schaften ihre ganze Zeit widmen können.
 Daher liefert uns auch die persische Geschichte
 so schauerhafte Beyspiele weiblicher Nachsicht.
 Nicht nur der König, sondern auch andre
 Perser hatten, ausser mehreren Gemahlinnen,
 eine Menge Beyschläferinnen; ja selbst Brüder
 und Schwestern brauchten den Empfindungen
 der Liebe, die sie für einander fühlten, keinen
 Zwang anzuthun.

Bey den Griechen war der Ehestand in
 engere Gränzen eingeschlossen. Heyrathen
 zwischen Blutsverwandten waren nur in ältern
 Zeiten erlaubt, und Solon verstattete sie blos
 zwischen

zwischen Halbgeschwistern und zweyerlei Müttern. Bey den Athenern durfte jeder Bürger sich nur Eine Gattin zulegen, und diese mußte eine freye Person, eine Bürgerstochter, seyn. Man betrachtete die Ehe als einen bürgerlichen Vertrag. Die Griechen heyratheten zwar ziemlich früh, aber doch nicht vor dem 19ten oder 20sten Jahre, weil sie die Jahre der Minderjährigkeit nicht eher zurücklegten. Der Staat erwartete von jedem rechtschaffenen Bürger, daß er sich ordentlich verheyrathete. Daher war, wenigstens einige Zeit lang, der Hagesstolze der Verachtung seiner Mitbürger ausgesetzt. Ja es droheten ihm wohl gar Strafen, und er hatte die Ausschließung von Aemtern und Würden zu befürchten. Die ernsthaften Spartaner suchten ihren Hagesstolzen die Lust zum Heyrathen durch Peitschenhiebe bezubringen. Eben diese Spartaner machten bey der Vollziehung des Ehevertrages wenig Umstände; sie wurde durch eine Art von Raub, der vermuthlich an die alten Zeiten erinnern sollte, und mit Hülfe einer Unterhändlerin, bewerkstelligt. Bey den übrigen Griechen, vermuthlich bey den Athenern, war das Verbindungsfest von vielen Feyerlichkeiten bes

begleitet. Man schmückte sowohl das junge Paar, als das Haus der Hochzeitleute, mit Blumenkränzen. Die Braut wurde dem Bräutigam durch den Brautführer zugeführt. Man erleuchtete den Weg (es war Abend) durch Fackeln; man suchte ihn zuweilen durch Tänze und Gesänge zu verkürzen. So wie die Braut ins Haus trat, fiel ein Regen von Feigen und andern Früchten über sie her. Nun folgte das Hochzeitfest von Tanz und Musik begleitet; nun schallte das Haus von Hymnen oder Hochzeitliedern wieder. Vom Tanze führte man das neue Ehepaar, abermahls Fackeln voraus, zu dem schönausgeschnückten Ehebett. Vor der Thür des Schlafgemachs ertönten nun, von einem Chore von Jünglingen und Mädchen, Ehebettsgesänge, welche am folgenden Morgen wiederholt wurden. Gewöhnlich hielt die Hochzeitfeyer einige Tage an. Athenische Bürgerstöchter blieben selten unverheyrathet; wenn die Mädchen keine Eltern mehr hatten, so mußten sie ihre nächsten Verwandten entweder selbst heyrathen, oder mit andern Männern versehen. Die Ehescheidung war bey den Griechen von jeher erlaubt, aber dem

dem

dem Manne leichter als der Frau gemacht. Der Mann, der seiner Gattin überdrüssig war, durfte ihr nur ihr Heyrathsguth wieder herausgeben; aber die Frau, die ihren Mann nicht mehr liebenswürdig fand, und einen andern zu Heyrathen wünschte, mußte ihre Gründe erst dem Archon vorlegen. Auch in Ansehung des Ehebruchs befand sich die Frau in einer gefährlicheren Lage. Hatte sie das Unglück, während der wirklichen Verletzung der ehelichen Treue, ergriffen zu werden, so war der beleidigte Ehemann befugt, sich an ihr, und seinem Nebenbuhler, durch den Tod zu rächen. War seine Rachsucht weniger feurig, so übergab er den Ehebrecher der Obrigkeit, und dieser wurde am Leben gestraft. Die Ehebrecherin verfolgte eine immerwährende Schande; sie war von der Theilnahme an allen öffentlichen Handlungen und Feyerlichkeiten ausgeschlossen, und sie wurde zuweilen als Sclavin verkauft.

Die Damen hatten aber bey den Griechen überhaupt ein ungünstiges Schicksal. Sie waren in ihr Weiberhaus (Gynæceum) eingesperrt, wo sie des Nachts durch wohlverriegelte

riegelte Zimmer verwahrt, oder wohl gar durch molossische Bullenbeißer bewacht wurden. Diesem Weiberhause, das sich im innersten Theile der Wohnung befand, durften sich nur die nächsten Verwandten nähern. In demselben wohnte aber blos die rechtmäßige Gattin mit ihren Kindern; man darf es also nicht mit einem morgenländischen Harem vergleichen. Indessen durften die armen Weiber und Mädchen wohl bey öffentlichen Religionsfeyerlichkeiten, aber bey keinem Gastmahle, erscheinen; auch mußten sie, wenn sie ja bey Tage ausgiengen, sich allemahl in ihren Schleyer verhüllen. Da konnten sie freylich den feinem Ton des geselligen Lebens sich niemahle zueignen: da konnten sie die große Frauenkunst, die Herzen der Männer zu bezähnen, unmöglich zu einer ausgezeichneten Fertigkeit bringen. Um so eher befanden sie sich also in Gefahr, um die Gunst ihres Mannes gebracht zu werden. Dieses Schicksal zogen ihnen die Hetären, die Beyschläferinnen desselben, zu.

Die griechischen Gesetze gestatteten zwar einem Manne nicht mehrere Weiber; aber
 sie

sie erlaubten ihm doch, sich so viele Mädchen zu halten, als seiner Neigung, oder seinen Vermögensumständen, angemessen waren. Die Weiber, sagten die Griechen, hätte man zur Erzeugung rechtmäßiger Kinder, die Mädchen aber zur Pflege des Körpers, nöthig. An Gelegenheit, solche Mädchen zu bekommen, fehlte es zu Athen nicht leicht; da man so viele leibeigene und freigelassene Weibspersonen hatte. Zuweilen suchte man sich Ausländerinnen aus. Solche Mädchen dienten auch den Jünglingen, ihre sinnlichen Triebe zu befriedigen, weil auf den vertraulichen Umgang mit Bürgerstöcktern schwere Strafe gesetzt war. Für die Bequemlichkeit der jungen Herren sorgten Leute, die in dieser Absicht Mädchen in ihrem Hause unterhielten, und von den feurigen Wünschen der Liebhaber zur Befriedigung ihres Eigennuzes Vortheil zogen. Unter den Mädchen, die mit ihren Neizen ein Gewerbe trieben, spielte manches, wie z. B. die Aspasia, eine glänzende Rolle. Die Menge dieser Wollustmädchen wurde aber in Griechenland immer größer. Sie stieg zugleich mit dem Luxus. Die meisten traf man daher in Athen und Korinth an. Von

der

der letztern Stadt beweiset es schon der Ausdruck Korinthisren, mit welchem man die Ausschweifungen in der sinnlichen Liebe bezeichnete. Lange bemühten sich Väter und Obrigkeiten, diesem Unfuge Gränzen zu setzen. Jene enterbten ihre Söhne, wenn sie die Liebesausschweifungen zur Gewohnheit machten, und die Obrigkeiten errichteten Tempel der gemeinen Venus, durch die sie den Begattungstrieb der jungen Leute einiger Ordnung unterwarfen. Bey den Spartanern konnte ein junger Mensch ein artiges Weib von ihrem Manne geliehen bekommen. Niemand schimpfte den gutwilligen Mann einen Hahurey; man sah nicht sowohl auf die Waterschaft, als auf die Gesundheit und Stärke der Kinder.

Die Römer hatten, ausser den Beygeschläferinnen, zwey Arten von Eheweibern; einige befanden sich unter der Gewalt des Mannes, andre nicht. Man konnte zum Besitze einer Gattin auf dreyerley Art gelangen. Manchs mahl war es schon genug, wenn man ein Mädchen heimführte, und es Jahre lang im Besitze hatte; ein andermahl gieng eine Art

von

von Handel voraus, indem man die Braut ihren Eltern oder Verwandten gleichsam abkaufte. Ofters aber wurde die Vollziehung der Ehe durch ein feyerliches Mehlopfer eingeweihet. Ehen, die auf die letzte Art geschlossen waren, gaben der Frau manches Vorrecht, und sie konnten nicht so leicht wieder getrennt werden. Eben dieses war bey einer Ehe von der zweyten Art der Fall. In diesen Zeitraume kamen jedoch noch gar keine Ehescheidungen bey den Römern vor. Ein römischer Bürger durfte der Regel nach nur eine Bürgerstochter, oder eine Freygelassene, zur Gattin wählen. Meistens gieng eine feyerliche Verlobung vorher, und die Braut erhielt von ihrem Bräutigam einen Ring, als ein Symbol der ehelichen Treue. Die Heimführung der Braut war von manchen Feyerlichkeiten begleitet, die sich auf ursprüngliche Sitten und Gebräuche bezogen. Sie geschah des Nachts; die Braut wurde gleichsam entführt; sie verließ das väterliche Haus mit einer Spindel in der Hand, und ihr flüchtiger Fuß durfte weder dieses noch des neuen Hauses Schwelle berühren. Es führten sie zwey Jünglinge, und ein dritter leuchtete ihr mit

mit der Fackel; zuweilen trug ihr ein viertes das weibliche Geräthe nach. Ehe sie in ihre neue Wohnung trat, mußte sie die Thürpfosten desselben mit weißen wollenen Binden behängen, und mit Wolfsfett bestreichen; sodann trat sie auf ein gleich am Eingange ausgebreitetes Schaaffel, und rief ihren Bräutigam, der ihr die Schlüssel des Hauses überreichte. Hierauf berührte sie Feuer und Wasser, die Symbole reiner Sitten, und ehelicher Treue. Nun folgte das Hochzeitmahl, und nun folgten Gesänge und noch mehr Frevellichkeiten, wie sie bey den Griechen und andern Völkern gewöhnlich waren.

In Ansehung der Kinder herrschten bey den verschiedenen Nationen mancherley Grundsätze. Meistens wurden sie für ein Glück des Ehestandes angesehen. Besonders hielten die Perser viele Kinder für Segen und Ruhm. Die Kinder mußten den Eltern zwar die größte Ehrerbietung beweisen; aber das Recht, den Kindern das Leben zu nehmen, hatten die Eltern nur in höchst seltenen Fällen. Bey den Griechen und Römern kannte die natürliche Gewalt fast gar keine Grenzen.

Der

Der Vater hatte das Recht, ein neugebohrnes Kind, welches mit einem schwachen, gebrechlichen Körper zur Welt kam, zu tödten oder wegzuschaffen; doch mußte er dieses in den ersten 5 Tagen nach der Geburth thun. Bey den Spartanern, wo die Kinder dem Staate gehörten, wurde das Schicksal des neugebohrnen Kindes durch eine Besichtigung der Stammältesten entschieden. Weistens traf das traurige Loos, weggeschafft zu werden, Töchter und unehliche Kinder. Bey den Römern wurde das neugebohrne Kind von der Hebamme auf den Fußboden des Zimmers hingelegt, und es hieng nun vom Vater ab, ob er es aufheben, das heißt, für seine Auferziehung sich verbindlich machen, oder wegschaffen lassen wollte. Ueber die erwachsenen Söhne hatte bey den Griechen der Vater weiter keine Gewalt, als daß er sie, wenn sie sich ungehorsam bewiesen, verstoßen und enterben konnte; bey den Römern aber blieben die Kinder, und alles, was sie besaßen, so lange ein Eigenthum des Vaters, bis er seinem Rechte durch eine Art von Verkauf entsagte, oder bis Tod oder Verbannung seinen Vaterrechten ihr Ende bestimmte. Bey den Spartanern

tanern fand gar keine väterliche Gewalt statt, weil alle Kinder dem Staate gehörten.

Hey den Griechen erhielten die Kinder ihren Nahmen am 10ten Tage nach ihrer Geburth. Sie erhielten ihn vom Vater. Bald wurde das Kind nach dem Großvater, oder nach sonst einem merkwürdigen Manne aus der Familie, genannt; bald nahm man auf körperliche Eigenschaften, oder andre zufällige Umstände, Rücksicht. Man legte die neugebohrnen Kinder in Wannen, deren Stelle bey den kriegerischen Spartanern Schilde vertraten. Die Wöchnerin wurde sechs Wochen für unrein gehalten. Nach Verlauf dieser Zeit begab sie sich in den Tempel, um ihr Dankopfer zu bringen. Das junge Weib, das zum erstenmahl Mutter geworden war, weihete den Göttern ihren Jungferngürtel. Die meisten Mütter schämten sich noch nicht, ihrem Kinde die mütterliche Brust zu reichen; nur der einreißende Luxus machte die Sitte, Ammen zu halten, immer allgemeiner.

Auf die Erziehung der Kinder wurde bey den meisten Nationen der damahligen Welt
Galletti Weltg. 2r Th. 2 ziemlich

ziemlich viele Sorgfalt gewendet. Die Söhne der Perser blieben fünf Jahre lang unter der Aufsicht der Weiber. Vom 6ten bis zum 20sten wurden sie zu ihrer künftigen Bestimmung gebildet, und man brauchte für dieselbe weiter nichts, als die Geschicklichkeit, mit dem Pferde und dem Bogen umzugehen, und die Wahrheit zu reden. Die Perser dachten sich nichts Schändlicheres, als eine Lüge. Die Kinder der Vornehmen wurden in allen Künsten und Wissenschaften der Meder unterrichtet. Bey den Griechen hegte man schon den vernünftigen Grundsatz, daß der Staat die Erziehung der Kinder nicht der Willkühr der Eltern überlassen dürfe. Die Spartaner sorgten eigentlich nur für die Bildung des Körpers; bey den Athenern, und andern Griechen, wurde aber auch der Cultur des Geistes viele Sorgfalt gewidmet. Bey den Athenern, welche Solons Verordnungen befolgten, blieb der Knabe gewöhnlich bis ins 7te Jahr in dem Weiberhause. Hierauf bekam er zwey Lehrer, von welchen einer den Körper, und der andre die Seele, bildete. Wohlhabende Eltern hießen ihren Söhnen einen sogenannten Pädagogen, der seinen Hof-

Hofmeister vorstellte. Zu einem solchen Pädagogen wählte man einen feinen Leibeignen von guter Herkunft und Erziehung. Dieser begleitete seinen Zögling in die Schule und auf den Übungsplatz. In der Schule war der Unterricht sehr zweckmäßig. Die Knaben, die Lesen und Schreiben konnten, mußten sich üben, die schönsten poetischen Werke ihrer Nation, z. B. Homers Gedichte, laut und richtig hersagen zu können. Diese Übung bildete eben sowohl ihr Herz als ihren Geist; sie erfüllte sie mit Vaterlandsliebe und mit Heldengesinnungen; sie bahnte zur Entwicklung ihrer Rednertalente den Weg. Aufferdem lehrte man sie Arithmetik, Geometrie, Philosophie, lehrte man sie besonders die Geseze und Verfassung des Vaterlandes, und die vorzüglichsten Männer ihres Zeitalters, kennen. Zur Erwerbung der letztern Kenntnisse hatten sie aber nicht eher die Erlaubniß, als bis sie zur feyerlichen Aufnahme unter die Staatsbürger gelangt waren. Dieß pflegte nach dem 20sten Jahre zu geschehen; aber erst vor dem 30sten Jahre an hatten sie das Recht, öffentlich zu reden. Zur Bildung des Herzens brauchte man, auffer dem Lernen der

vortrefflichsten Gedichte, die Tonkunst, mit der man noch vor den Leibesübungen den Anfang machte.

Die Leibesübungen, oder die Bildung des Körpers, begriff man unter dem Nahmen der Gymnastik. Durch sie suchte man dem jungen Körper Biegsamkeit, Gewandtheit, Stärke und Gesundheit zu geben; durch sie suchte man Knaben und Jünglinge zur Erduldung aller Leiden und Beschwerlichkeiten des Lebens zu gewöhnen, suchte man sie zu den Mühseligkeiten und Geschäften des Krieges vorzubereiten. Man ging von leichtern zu schwerern Uebungen fort, und man brachte es dadurch allmählig zu einer bewunderwürdigen Fertigkeit. Der stärkste Antrieb, sich in den Leibesübungen auszubilden, aber war der Umstand, daß man bey feyerlichen Gelegenheiten sich durch dieselben Ruhm, und Geldbelohnungen, erwerben konnte. Solons Gesetze bestimmten für den Sieger in den olympischen Spielen einen Preis, der dem Werthe von 500 Oeksen gleich kam.

Die gymnastischen Uebungen bestanden aber hauptsächlich aus fünferley Arten. Die erste war

war

war der Wettlauf auf der Rennbahn. Diese war ein so tief mit Sand überschütteter Platz, daß ein Ungeübter auf derselben kaum aufrecht stehen, kaum langsam fortschreiten konnte. Dennoch brachten es die jungen Leute so weit, mit Helm, Schild und Spies bewaffnet, ja wohl gar in schwerer Rüstung, um die Wette laufen zu können. Daher fanden sich unter den Griechen aber auch Leute, die in Einem Tage 20 bis 30 Meilen zurücklegen konnten. Die zweyte Art der Leibesübung war der Sprung. Dieser war entweder vorwärts, oder gerade in die Höhe, gerichtet. Der Springer hielt, um sich einen Schwung zu geben, oder im Gleichgewichte zu erhalten, in jeder Hand ein Stück Bley oder Eisen; auch ließ er sich zuweilen schwere Gewichte an die Füße binden. Das Ringen, die dritte Art der Gymnastik, bestand hauptsächlich in der Geschicklichkeit, den Gegner drey-mahl niederzuwerfen, und auch auf dem Boden den Kampf so lange mit ihm fortzusetzen, bis er alles Widerstandes unfähig war. Die Körper der Ringer wurden ganz mit Oehl überstrichen, und mit feinem Sandstaube bestreut. Man wollte durch diese Vorsichtigkeit

vers

verhüten, daß die Luft in den erhitzten Körper nicht so sehr eindringen, daß er durch allzustarke Ausdünstungen nicht entkräftet werden möchte. Der Kampf gieng unter bedeckten Gängen vor, die mit Ruheplätzen und Oeffnungen versehen waren. Nach geendigtem Kampfe begaben sich die Ringer ins Bad. Bey der vierten Art der Leibesübungen, dem Faustkampfe, war die Faust anfangs unbewaffnet; in der Folge versah man sie aber entweder mit einem großen Ballen, oder man band um den ganzen Vorderarm einen Ochsenriemen, der bey Leuten, die sich mit dieser Art von Kampf sehen ließen, auch wohl mit Bley oder Eisen angefüllt war. Der Angriff war hauptsächlich auf Backen und Ohren gerichtet, und man suchte den empfindlichen Schlägen, die manchen blauen Fleck, und manche derbe Quetschung, verursachten, durch schnelle und geschickte Beugungen und Wendungen auszuweichen. Fühlte sich der eine von beyden Kämpfern des Widerstandes unfähig, so streckte er gegen seinen Sieger beyde Hände aus. Zuweilen wurde der Faustkampf mit dem Ringen verbunden. Man hatte endlich noch eine Leibesübung, die dazu diente, den Armmuskeln die äußerste Beweglichkeit

lichkeit

lichkeit und Stärke zu geben. Man brauchte hierzu ein scheibenförmiges Stück Blei, Eisen oder Stein, das gemeiniglich so schwer war, daß es ein ungeübter Mensch kaum in die Höhe heben konnte. Diese Scheibe, die man nach einer gewissen Weite, oder nach einem bestimmten Ziele warf, hatte in der Mitte ein Loch, durch welches entweder die bloße Hand, oder ein Riemen, durchgesteckt wurde. Mancher brachte es durch lange Übung dahin, daß er die Scheibe mit einigen Fingern fortzuschleudern konnte.

Dies waren nur die vornehmsten Leibesübungen der Griechen; auch das Tanzen, Schwimmen, Bogenschießen, Reiten und Voltigiren gehörte unter die Mittel, dem Körper Stärke und Gewandtheit zu geben. Durch eine solche Bildung und Entwicklung der Körperkräfte wurden die jungen Leute der Griechen in den Stand gesetzt, durch bewundernswürdige Heldenthaten sich auszuzeichnen. Diese Erziehung der Griechen, oder eigentlich der Athener, erstreckte sich aber, Solons Verordnungen gemäß, nicht auf die ganze Jugend, sondern nur auf den edlern Theil
der

derselben. Bey den Handwerkern besuchte der Knabe die Schule und den Uebungsplatz nur so lange, als ihn sein Vater entbehren konnte. Jeder Vater von der niedern Volksklasse war nach einem Gesetze verpflichtet, seinen Sohn eine Kunst oder sonst ein anständiges Gewerbe lernen zu lassen, und der Sohn war, wenn der Vater diese Pflicht beobachtete, verbunden, für den Unterhalt seines alten, dürftigen Vaters zu sorgen. Freye Griechen durften keine gemeine Handwerke treiben. Die Spartaner schämten sich sogar der freyen Künste und des Ackerbaues.

So wurden die Knaben der Griechen erzogen. Die Mädchen erhielten ihre Bildung im Gynäceum, wo sie im Spinnen, Weben, Nähen, Stricken und Fußmachen unterrichtet wurden. Dieß war aber auch alles, was sie bey ihrer nonnenmäßigen Erziehung lernten. An die Bildung ihres Geistes durch Unterricht, oder durch gesellschaftlichen Umgang, wurde gar nicht gedacht. Sie entbehrten dabey aller körperlichen Bewegung in freyer Luft. Dieß mußte auf den Wuchs und die Bildung ihres Körpers den merklichsten Einfluß haben.

Bey

Vey den Römern machte in diesem Zeiträume der Körper noch den Hauptgegenstand der Erziehung aus. Alles kam darauf an, die jungen Leute zu guten Kriegern zu bilden. Wissenschaftlicher Unterricht fand damahls noch fast gar nicht statt.

Der größte Theil der Hausgenossen der Alten bestand aus Leibeigenen, und die Zahl derselben wuchs, besondes bey den Griechen, immer mehr an. Diese Leibeigenen waren meistens Thracier, Scythen, Geten, Dacier und Phrygier; manche Griechen hielten sich auch schon Aethiopier, die bey ihnen die Stelle unserer Mohren vertraten. Die meisten Leibeigenen schafften die thessalischen Sclavenhändler herbey. Ein solcher Sclave kostete gewöhnlich 40 bis 200 Thaler, und es gab reiche Griechen, die mehrere hundert ja tausend Sclaven hatten. Man brauchte diese Leibeigenen aber auch zu allen Verrichtungen des gemeinen Lebens. Bald stellten sie Pagen und Bedienten, bald Hofmeister und Sekretäre, bald Künstler und Handwerker, bald Bauern und Vergleute, vor. Die Leibeigenen aus Phrygien und andern kleinasiatischen Ländern waren oft sehr

ge²

gebildete Leute. Dennoch behandelte man sie zuweilen mit wenig Menschengefühl. Man kaufte meistens nur erwachsene Slaven, denen man das Heyrathen unterfagte. Tausende von solchen unglücklichen Leuten starben daher, ohne ihr Geschlecht fortgepflanzt zu haben. Im Orient schaffte man sich immer mehr verschnittene Slaven an; die Lydier erfanden sogar die unfeltige Kunst, auch die Mädchen zum Zeugungsgeschäfte untüchtig zu machen.

In der Kleidung und Wohnung war, vornehmlich bey Persern und Griechen, ein großer Luxus eingerissen. Die Perser trugen ursprünglich lederne, knapp anliegende Röcke und Beinkleider. Der Kopf war mit einem thurmförmigen Hute bedeckt. In der Folge legten sich aber die vornehmsten Perser die weite und vollständige Kleidung der Meder zu. Dieses weite, bis auf die Füße herabgehende Gewand hüllte den Körper so ein, daß man weder den schönen noch den häßlichen Bau desselben wahrnehmen konnte. Die Bedeckung des Kopfes war von verschiedener Art, doch meistens zuckerhutförmig. Der übrige

übrige Schmuck bestand aus Halsketten, Armbändern, Ohrenringen. In der Hand erblickte man gewöhnlich einen kurzen Stock mit einem runden Knopfe.

Vey den Griechen hatte sich in Ansehung der Form der Kleidung wenig geändert; aber in Ansehung des Zeuges war, seit der Bekanntschaft mit Asien, großer Luxus eingeschlichen. Die Mannspersonen der Athener trugen meistens eine Tunica, die nur bis auf die halbe Wade reichte, und über dieselbe warfen sie einen Mantel, der sie fast ganz bedeckte. Bauern und Handwerker schürzten ihre Kleider bis auf die Knie auf. Die athenischen Damen erschienen in einer weißen Tunica, die, auf der Schulter durch Knöpfe befestigt, und unter der Brust durch einen breiten Gürtel zusammengehalten, in wallenden Falten bis auf die Fersen herabfloß. Ueber den Oberleib warfen sie eine kürzere Tunica, die über den Hüften mit einem breiten Bande festgebunden war, und bisweilen kurze nur den Oberarm bedeckende Ermel hatte. Durch einen leichten Mantel wußten sie ihrem Körperbau noch mehr Grazie zu geben. Ausser
dem

dem Hause ließen sie sich nie ohne Schleyer sehen. Wie entzückt waren daher die athenischen jungen Herren, wenn der gütige Wind den Schleyer eines schönen Mädchens so zurückschlug, daß ihnen die aufblühenden noch unbekanntten Reize desselben auf kurze Augenblicke enthüllt wurden! Die Tunica war anfangs von Leinwand; in den spätern Zeiten gewöhnlich von Kattun. Die gemeinen Leute kleideten sich meistens in Zeug von weißer Wolle; die Vornehmen und Reichen zogen den Zeug vor, der mit Scharlach, Purpur oder röthlich = Violett gefärbt war. Im Winter trug man Kleider von medischem Zeuge, welcher große Wollflocken hatte. Es gab schon Zeuge, die mit Gold durchwirkt waren; es gab Zeuge, die die schönsten Blumen in ihren natürlichen Farben zeigten (also feine Kattune, oder Sise); diese wurden aber nur zu Gewändern für die Bildsäulen der Götter, oder für die Schauspieler auf dem Theater, gebraucht. Ein athenisches Gesetz verordnete, daß sich die Freudenmädchen in solche Zeuge kleiden sollten; dieß war das wirksamste Mittel, die ehrbaren Damen vom Gebrauche derselben abzuhalten.

Auf

Auf die Keintlichkeit des Körpers wendeten die Griechen außerordentliche Sorgfalt. Zu dieser Absicht bedienten sie sich des Badens und Salbens. Sie ließen, wenn sie aus dem Bade kamen, ihren Körper von Leibeigenen mit Oehl recht tüchtig einreiben, und ihn hernach mit kostbaren Salben einschmierem. Hierdurch wurde eben sowohl für die Gesundheit als Schönheit des Körpers gesorgt. Langes Haupthaar sah man als ein Zeichen der Schönheit und Würde an; daher suchte man den Haarwuchs durch allerley Mittel zu befördern. Gelblichblondes Haar liebten die griechischen Mädchen am meisten; doch fanden sie auch krauses, lockiges Haar gar nicht häßlich, und manchmahl bewirkte die Kunst, was die Natur vernachlässigt hatte. Den verweltenden Reizen ihres Gesichtes wußten sie durch schwarzgefärbte Augenbraunen und Schminke aufzuhelfen,

Die Römer trugen, dicht auf ihrem Leibe, ein wollnes, gewöhnlich weißes Kleid ohne Ärmel, welches nur etwas über die Knie reichte, vorn ganz offen war, und über die Hüften mit einem Gürtel befestigt wurde.

Vey

Bey den Senatoren und ihren Söhnen war dieses Gewand, welches Tunica hieß, an dem vordern rechten Saume mit einem Purpurstreife verbrämt; bey den Rittern hatten beyde Säume solche Streifen, die aber schmähler waren. Mannspersonen von niedrigem Stande trugen, ausser dieser Tunica, nur noch ein leinenes Unterkleid oder Hemd; die Vornehmen ließen sich aber ohne Bedeckung der Toga nie öffentlich sehen. Diese Toga war eine Art von Mantel, der vom Halße bis auf die Füße herabgieng, von unten bis auf die Brust zugenähet, von der Brust bis zum Halße offen war, und keine Ärmel hatte. Sie wurde eigentlich nur übergeworfen. Gewöhnlich bestand sie aus weißem wollenen Zeuge; nur bey Leichenbegängnissen war sie schwarz. Die Toga war ein eigenthümliches Gewand der römischen Bürger. Den Jünglingen wurde die Mannstoga erst nach Vollendung des 16ten Jahres feyerlich angelegt. Bey Obrigkeitspersonen, bey Priestern und bey freygebohrnen Kindern, war die Toga mit einem Purpurstreife verbrämt. Die Kleidung der römischen Frauenzimmer war von der männlichen nicht sehr verschieden. Ihre
 Tunica

Tunica reichte bis auf die Füße, und das Obergewand scheint von der Toga hauptsächlich durch den Nahmen Stola unterschieden gewesen zu seyn. Ausserdem trugen die Römer und Römerinnen, besonders in spätern Zeiten, noch manches Kleidungsstück, dessen Gebrauch rauhe und unfreundliche Bitterung ihnen unentbehrlich machte. Sie bedienten sich z. B. noch einer Untertunica, eines dicken, wollnen Oberkleides, eines Regenmantels mit einer Kopfhülle u. s. w. Gewöhnlich trugen die Römer ihren Kopf blos, oder sie zogen einen Theil der Toga über denselben her. Selten, vornehmlich zur Zeit der Saturnalien, bedeckten sie ihr Haupt mit einer wollnen Kappe, welche den Stand eines Freygebohrnen bezeichnete. Ihre Füße hatten mancherley Bedeckung. Bald war nur eine Sohle, oder ein Blech untergebunden; bald war der ganze Fuß bis zur Mitte des Schienbeins bedeckt. Auf die Haare verwendeten die Römer in diesem Zeitraume noch wenig Sorgfalt; sie ließen sowohl die Kopshaare als den Bart frey wachsen, und es kam noch selten ein Messer darüber.

In

In Ansehung der Wohnung herrschte bey den Griechen noch wenig Luxus. Die Privathäuser waren größtentheils mittelmäßig und zum Theil schlecht gebaut. Sie bestanden meistens aus zwey Stockwerken, deren oberes für das Frauenzimmer bestimmt war. Die platten Dächer hatten an den Enden große Vorsprünge. Die Pracht und Schönheit der Privatgebäude war meistens sehr überflüssig, da die Säulengänge, mit welchen die meisten öffentlichen Plätze eingefast waren, die freye Ansicht verhinderten. Eben diese Säulengänge aber waren es, die, in Verbindung mit den herrlichen öffentlichen Gebäuden, den griechischen Städten unter welchen sie vornehmlich Athen und Korinth auszeichneten, ein prächtiges Ansehn gaben. Je weniger aber die Griechen das Aeußere ihrer Privathäuser schmückten, um so sorgfältiger ließen sie sich die innere Verschönerung derselben angelegen seyn. Sie puzten ihre Zimmer, vornehmlich die Speisefäle, mit Statuen Büsten und schönem Geräthe auf. Die Wände waren gewöhnlich durch Gemälde auf nassem Kalk geziert, oder mit Struckaturarbeit, Vergoldung, und masivischer Arbeit, ausgeschmückt. Die
Möbeln

Möbeln und andre Geräthschaften, deren man sich bediente, zeugten von dem geschmackvollsten Luxus. Die Römer standen jetzt noch weit hinter den Griechen. In den ersten dritthalb Hundert Jahren sah Rom nicht viel besser als ein großes Dorf aus, und die schlechtgebauten Häuser waren mit Schindeln gedeckt.

In Ansehung der Tafel herrschte der größte Luxus bey den asiatischen Nationen, vornehmlich aber am Hofe des persischen Monarchen, und der persischen Großen und Satrapen. Die der persischen Regierung unterworfenen Provinzen pflegten ihrem Monarchen die besten Producte ihres Landes als ein Geschenk zu überreichen. Hierdurch wuchs, in den Hofmagazinen zu Susa, der Vorrath von den herrlichsten Lebensmitteln ganz erstaunlich an, und die Tafel des Monarchen konnte daher auf das reichlichste und prächtigste besetzt werden. Für den Monarchen selbst waren nur die ausgesuchtesten und schmackhaftesten Speisen und Getränke bestimmt. Er aß nur Weizenbrod von Assus in Phrygien, und Salz aus Aegypten; er trank keinen andern Wein, als calyonischen aus

Galletti Weltg. 2r Th. N der

der Gegend von Damascus; das Trinkwasser, das man ihm überreichte, mußte aus dem Euläus oder Choaspes geschöpft seyn, und es wurde ihm auf seinen Reisen und Märschen in silbernen Gefäßen nachgeführt. Die Tafel der Satrapen, für deren Zufluß die untergebenen Provinzen sorgen mußten, war gewiß nicht weniger mit ausgesuchten und herrlichen Speisen besetzt.

Bey den Griechen konnte der asiatische Luxus der Tafel nicht recht herrschend werden, weil die Erzeugnisse des griechischen Bodens zur Befriedigung desselben nicht hinreichten. So lebten z. B. die Athener größtentheils sehr mäßig, weil die geringe Ergiebigkeit ihres Landes ihnen zur Tafel wenig Ausgesuchtes lieferte. Die Spartaner behielten ihre strenge Frugalität aus Grundsätzen bey. Aber in Korinth, wo der Handel so manchen Leckerbissen herbeyführte, und in Sicilien, wo die Menge von Producten zur Tafel-schwelgerey einlud, war die Kochkunst eine unentbehrliche Wissenschaft. Gewöhnlich hielten die Griechen ein Frühstück, eine Mittags- und eine Abendmahzeit. Die letztere machte eigent-

eigentlich die Hauptmahlzeit aus. Gastmähler hielt man in ältern Zeiten nur zu Ehren der Götter, und an festlichen Tagen; bald lernte man aber einsehen, daß man auch ohne die Götter schmaußen könnte, und die Griechen hielten schon Piqueniks. Sie beobachteten bey ihren Gastmählern eine musterhafte Sauberkeit, vornehmlich in Ansehung der Hände. Sie setzten sich nicht eher zu Tische, als bis sie dieselben gewaschen und gesalbt hatten; ja sie wuschen sie zuweilen bey dem Austragen eines jeden neuen Gerichtes. Diese Reinlichkeit wurde aber schon durch den Umstand, daß die Griechen mit den Fingern aßen, nothwendig gemacht. Aus dem Oriente war die Sitte, bey Tische auf niedrigen Betten zu liegen, nach Griechenland gekommen. Gewöhnlich lagen 5, zuweilen aber auch mehrere Personen, auf Einem Bette. Diese Ruhebetten, welche die Figur eines Halbzirkels hatten, waren oft von Cedernholze, mit Elfenbein ausgelegt, und mit Gold und Silber ausgeschmückt, auch mit herrlichen Decken belegt. Sie schlossen den meist runden Tisch bis auf den Platz ein, wo die Gerichte aufgetragen wurden. Vor den eigentlichen

N a

Ges

Gerichten giengen Kräuter, die zum Appetite reizen, ingleichen Oliven, Austern, und andere solche Speisen, her. Die größte Schwelgerey zeigte sich bey dem Nachtsche. Von dem Getränke, meistens Wasser mit etwas Wein vermischt, wurde den Göttern ein Theil geopfert. Um sich recht aufzuheitern, trank man den Wein unvermischt, und es war in spätern Zeiten nichts ganz seltenes, auch Weiber und Mädchen berauscht zu sehen. Manchemahl wurde der Wein mit Gerstenmehl vermischt. Die Schläfe der frohen Gäste waren oft mit Kränzen umwunden. Auch die meistens großen und zum Theil sehr prächtigen Trinkgefäße waren mit Blumen umkränzt. Man trank den Göttern, oder abwesenden Freunden, zu Ehren; man wetts eiferte im Trinken, aber doch nicht oft, und suchte Heiterkeit und Fröhlichkeit durch besondere Lieder zu erhalten. Ein Mitglied der Tischgesellschaft hatte jedoch das Geschäfte, darauf zu sehen, daß der Wettkämpfer im Trinken nicht bis zum Uebermaasse, und zur Unanständigkeit, fortschreiten möchte.

Zur Vermehrung des Vergnügens, sowohl bey als auffer der Tafel, gehörte die Tonkunst.

Die

Die perssische Monarchen unterhielten in ihrem Harem mehrere Hundert Sängerinnen, die ihre lieblichen Stimmen nicht nur bey der Tafel hören ließen, sondern auch den Monarchen in einen sanften Schlaf einwiegten, und bey seinem Aufwachen die Laune zur Heiterkeit stimmten. Auch bey den Griechen war Musik, sehr oft mit Tanz verbunden, ein wichtiger Theil des gesellschaftlichen Vergnogens. Sie zogen unter den Saiteninstrumenten die Lyre, und unter den Blasinstrumenten die Flöte, allen übrigen vor. Am meisten brauchte man die Musik bey Religionsfesten, bey den heiligen Spielen, welche den Griechen die angenehmste Unterhaltung gewährten. Auch theatralische Schauspiele mischten sich jetzt immer mehr unter die Freuden des feinern griechischen Publicums. Endlich gehörten auch Spiele zur gesellschaftlichen Unterhaltung. Man spielte mit Astragalen (eine Art von Würfeln), die mit 1, 3, 4, 6 bezeichnet waren, und durch verschiedene Verbindungen 35 Würfe gaben. Diese hatten die Nahmen von Göttern, Fürsten und Helden. Wenn alle 4 Astragalen Zahlen zeigten, so war dieß der glücklichste, der

Venus.

Venuswurf. Die Griechen vertrieben sich auch mit eigentlichen Würfeln die Zeit. Sie spielten mit drey Würfeln, und alle Sechs war der beste Wurf. Der Spieler schwenkte die Würfel in einem Becher, und schüttelte sie hernach in eine Art von Thurm, der auf dem Spielbrette stand. Die Griechen hatten auch schon eine Art von Damen- und Schachspiel. Man setzte, auf einem in Felder abgetheilten Brette, Figuren von allerley Materie und Farbe in Bewegung, um die Figuren des Gegenspielers wegzunehmen, oder einzuschließen. Zuweilen verband man das Würfelspiel damit, und dieß war also ein Spiel wie unser Teccategli.

Wir kommen nun zum letzten Auftritte im menschlichen Leben, zum Tode, und zu den Feyerlichkeiten und Gebräuchen, die denselben zu begleiten pflegten. In Ansehung derselben sind wir, bey diesem Zeitraume, aber blos von denen unterrichtet, die bey den Griechen statt zu finden pflegten. Diese stengen sich damit an, daß der nächste Verwandte dem Todten feyerlich die Augen zudrückte. Darauf wurde der Leichnam gewaschen, gesalbt,

in

in ein weißes, leinenes Tuch gewickelt, und auf eine Bahre gelegt. Freunde und Verwandte bildeten jetzt um die Leiche einen Kreis von lauten Wehklagenden, zu welchem zuweilen ein Leichengesang mit traurigem Flötenspiele mit einstimmt. Man stellte die Leiche, dicht an den Eingang des Hauses, zur Schau aus. Die Leichenbestattung erfolgte vor Sonnenaufgang. Der Leichnam lag auf einer Bahre, oder, wenn der Verstorbene ein Kriegsmann gewesen war, auf einem großen Schilde. Es begleitete sie ein Zug von Anverwandten und Freunden. Die Verbrennung der Leiche war bey den Griechen fast allgemeine Sitte. Neben dem Scheiterhaufen wurde ein Leichenopfer gebracht. Auf den Scheiterhaufen selbst warf man allerley Dinge, die für den Verstorbenen einen besondern Werth gehabt hatten, selbst Thiere, und zuweilen auch erwürgte Menschen. Während des Brandes ertönten Klagelieder. Wenn die Leiche vom Feuer völlig verzehrt war, wurde die Flamme mit Wein geldscht; die nächsten Verwandten sammelten die übrigen Gebeine in eine Urne, die sie in die Erde vergruben, und bezeichneten die Stelle durch

Stein

Steine, oder einen aufgeworfenen Grabhügel, auf welchem sich in der Folge öfters ein Grabmahl emporhob. Die Feyerlichkeit beschloß ein Mahl, oder auch ein Kampffpiel. Ausgemachten Böfewichtern, Landesverräthern, Selbstmördern wurde die Ehre des Leichensbegängnisses, und der Beerdigung, nicht zugestanden. Die Trauer bezeigte man durch schlechte, oder schwarze Kleidung.

Neuntes Kapitel.

Landwirthschaft und Gartenbau. Baukunst. Bildhauerey. Malerey. Tonkunst. Tanzkunst. Theater. Redekunst. Geschichtschreiberkunst.

Die Landwirthschaft breitete sich in diesem Zeitraume, vornehmlich in Europa, immer mehr aus. Die kleinasiatischen Phocäer verpflanzten Weinsidele, und Oelbäume, in den südlichen Theil von Gallien, in die Gegend des jetzigen Marseille. Griechen, Römer und Karthager trieben den Ackerbau mit besonderm Eifer. Auch die Perser zeichneten sich durch ihren Fleiß in der Landwirthschaft aus. Schon Zoroasters Gesetz machte die physische Cultur des Bodens, machte Gärtnercy, Viehzucht und Ackerbau, zu einer der heiligsten Pflichten. Die Monarchen,
und

und ihre Satrapen, widmeten daher der Landwirthschaft die sorgfältigste Aufmerksamkeit. So entstanden die Paradiese oder Parks der Perser, welche die Palläste ihrer Großen umgaben. Als der jüngere Cyrus den spartanischen General Lysander in seinem Parke herumführte, und letzterer über die schönen Anlagen erstaunte, sagte Cyrus: „diese Anlagen habe ich selbst angeordnet und ausgemessen, und manchen dieser Bäume habe ich mit eignen Händen gepflanzt.“ Lysander gab durch die mißtrauischen Blicke, die er auf den kostbaren Anzug des Prinzen warf, seine Zweifel zu erkennen; aber Cyrus versicherte ihm mit dem heiligsten Schwure, daß er nicht eher Speise zu sich nähme, als bis er sich durch Arbeit ermüdet hätte.

Die Perser, oder die unter ihrem Namen versteckten Meder, zeigten auch in manchen Künsten bewundernswürdige Einsicht und Geschicklichkeit. Ihre große Vollkommenheit in der Baukunst beweisen die prächtigen Trümmer von Persepolis, dem einzigen Denkmahl, welches uns aus der blühenden Periode der persischen Monarchie übrig geblieben ist.

Perse

Persopolis war die Hauptstadt des persischen Volkes, war der Ort, wo die Leichen der persischen Monarchen beygesetzt wurden. Aus Religionsgrundsätzen wurden diese mit der größten Sorgfalt aufbewahrt. Daher entstanden die ausserordentlich fest und prächtig gebauten Begräbnißgewölbe der persischen Könige zu Persopolis, deren Trümmern die Nachwelt noch nach zwey tausend Jahren bewundert.

Zu denselben gehören auch die Ueberbleibsel des eigentlichen Pallastes von Persopolis, der gegenwärtig von den Arabern Tschil: Minar (die 40 Säulen) genannt wird. Dieses Denkmahl der persischen Baukunst liegt gerade da, wo das persische Gebirgland in die Ebene übergeht. Die hohe felsige Bergkette, die aus dem schönsten Marmor besteht, zieht sich, in der Gestalt eines halben Mondes, um den hintern Theil des Gebäudes herum. Dieses hat eine amphitheatralische Gestalt, indem es aus drey Terrassen besteht, von welchen sich eine über die andre erhebt. Das Ganze ist aus dem Marmor des nahen Gebirges gebaut, und die ungeheuern Blöcke sind, ohne Kalk und Mörtel, mit einer so

ber

bewundernswürdigen Kunst zusammengefügt, daß man die Fugen oft kaum mit der ange- strengtesten Aufmerksamkeit entdecken kann. Von den untern Terrassen zu den höhern führen Marmortreppen, die so breit und bequem sind, daß zehn Reiter neben einander hinauf- reiten konnten. Zwischen den Terrassen liefen Säulengänge hin, von welchen nur noch einzelne Säulen vorhanden sind. Diese sind gereift, 48 bis 50 Fuß hoch, und so dick, daß drey Männer sie kaum umspannen können. Ihr oberer Theil ist mit den Köpfen fabel- hafter Thiere geziert. An die Säulengänge schließen sich einzeln stehende Gebäude an, die viele Zimmer und Kammern von verschie- dener Größe umfassen, und zu eigentlichen Wohngebäuden bestimmt gewesen zu seyn scheinen. Das Innere derselben ist mit einer Menge bildlicher Vorstellungen ausgeschmückt. In der Felsenwand, aus der dieser Pallast hervorgeht, befinden sich zwey große Be- gräbnißgewölber. Aehnliche Grabstätten findet man eine Meile davon, bey einem Orte, der jetzt Nakschi Rüstam (die Gräber der Könige) genannt wird. Diese Ueberbleibsel der per- sischen Baukunst beweisen übrigens, daß es
die

die Perfer in denselben zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit gebracht haben. Ihr Mauerwerk ist erstaunenswürdig. Die Säulen von Persepolis streben schlank und doch fest empor. Die Perfer haben jedoch diese schönen Denkmähler der Baukunst nicht selbst aufgeführt, sondern sich baktrischer Künstler und Baumeister dazu bedient. Zwar erzählt man, Kambyses hätte ägyptische Baumeister kommen und die Hauptstädte Susa und Persepolis anlegen lassen; die Trümmern von Persepolis verrathen aber so wenig ägyptische Baukunst, daß jene Erzählung höchst wahrscheinlich ein Mißverständnis ist.

Unter allen Völkern der alten Welt beweisen aber doch die Griechen den feinsten Geschmack in der Baukunst. Während dieses Zeitraumes wurden in Griechenland, vornehmlich zu Athen und Korinth, die herrlichsten Tempel, Schauplätze, Gymnasien, Säulengänge aufgeführt. Religion, Politik und Luxus schienen bey den Griechen gleichsam zu wetteifern, um ihren Werken der Baukunst mehr Vollkommenheit zu geben, um sie zum Range einer schönen Kunst zu erheben. Es war Nationalstolz

stolz der Griechen, prächtige und zierliche Staatsgebäude aufzuführen. Ihre vielen Götter gaben ihnen Gelegenheit, manchen schönen Tempel zu bauen. Der Tempel stand gewöhnlich so erhaben, daß man sich demselben durch Stufen nähern mußte. Um denselben lief ein Säulengang herum; wenigstens war die Vorderseite mit Säulen geziert. Das Tageslicht erhielten die griechischen Tempel durch die Thüren. Ihr Inneres war geschmackvoll verziert. Auf dem freyen Platze, der sie umgab, standen Bildsäulen. Die berühmtesten griechischen Tempel waren der Dianentempel zu Ephesus, der Apollotempel zu Milet, und der Tempel des olympischen Jupiters zu Athen. Der ephesische Dianentempel brannte (356) in eben der Nacht ab, in welcher Alexander der Große geboren wurde. Herostatus suchte sich durch die Vernichtung desselben einen unvergeßlichen Namen zu erwerben, und alle obrigkeitlichen Befehle, die ihm diese schändliche Unsterblichkeit zu entziehen suchten, waren natürlich fruchtlos. Die kleinasiatischen Griechen faßten den Vorfaß, den neuen Tempel, den sie auführten, zum Wunder der Baukunst zu erheben.

erheben. Sie künstelten auf 220 Jahre lang an demselben. Man wollte ihn vor der Gefahr bewahren, durch Erdbeben oder durch Erdrisse beschädigt zu werden. Man baute ihn daher auf einem morastigen Grunde, am Fuße eines Berges. Diesem sumpfigen Boden wurde, durch Schichten von zerstoßenen Kohlen und rohen Schaaffellen, Festigkeit gegeben. Um das von dem Berge herabfließende Wasser abzuleiten, baute man Gewölber und Wasserleitungen, durch welche fast alle Steinbrüche des Landes erschöpft wurden. Der Tempel wurde der größte in ganz Jonien; er war 475 Fuß lang und 220 breit. Zu seiner Zierde dienten 127 sechzig Fuß hohe Säulen, von welchen 36 durch halberhobene Figuren verschönert waren. Das Dach war aus Balken von Cedernholz zusammengesetzt. Der Apolltempel zu Milet war mehr seiner geschenkten Reichthümer, als wegen seiner Bauart, berühmt. Der Jupiterstempel zu Athen erhielt erst $5\frac{1}{2}$ Jahrhundert nach dem Pisistratus, der ihn gegründet hatte, durch den Kaiser Adrian seine Vollendung.

Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden der Griechen zeichneten sich ihre Schauplätze,
und

Gymnasien, vorzüglich aus. Es waren große, ansehnliche Gebäude, in der Gestalt eines etwas verlängerten halben Zirkels. Man nannte sie Theater. Stießen zwey solche Theater an einander, so entstand daraus ein Amphitheater, welches ein Oval ausmachte. Die Zuschauer saßen hinter und über einander auf Bänken, die in einem Halbzirkel umherliefen. Dieß war das eigentliche Theater, oder der Schauplatz. Auf dem andern, der Scena (Bühne), wurde das Schauspiel vorgestellt. Zwischen der Scena und dem Theater befand sich das Orchester für die Geberdenspieler, Tänzer, Sänger und Musiker. Hinter dem eigentlichen Theater liefen gewöhnlich Säulengänge hin. Außer diesen Theatern hatte man noch besondere Säle für Concerte, oder musikalische und dichterische Wettstrette, die man Odeen nannte.

Die Gymnasien bestanden aus mehrern mit einander verbundenen Gebäuden, die ihre verschiedene Bestimmung hatten. In dem einen bereiteten sich die Jünglinge zu ihren Uebungen vor; in einem andern kleideten sie sich aus; in einem dritten wurden die Ringer gefalbt.

gefalbt. Diese Gebäude befanden sich hinter dem Säulengänge, der den eigentlichen Kampfplatz einschloß. Säulengänge waren überhaupt bey den Griechen sehr gewöhnlich. In den Zwischenräumen zwischen den Säulen prangten zuweilen Statuen und Büsten, und der innere Theil war mit Gemälden geziert. Meistens waren diesen Säulengänge sehr lang und geräumig, aber nicht immer oben bedeckt. Sie standen entweder einzeln, oder mit andern Gebäuden in Verbindung. Hier dienten sie zur Verschönerung von Tempeln, Theatern, Gymnasten und öffentlichen Plätzen. Zugleich sollten sie zum Zufluchtsorte gegen Regen und Sonnenhitze, zu kühlen Spaziergängen, zu freundschaftlichen Zusammenkünften, gebraucht werden. Unter ihnen wurden von den Philosophen manche Lehren der Weisheit ausgestreut.

Die Säulen, deren sich die Griechen bey ihren Säulengängen und bey andern Gebäuden bedienten, waren hauptsächlich von dreyerley Art; das heißt, es gab dreyerley griechische Säulenordnungen. Die älteste war die dorische, welche von dem griechischen Stamme der

Galletti Weltg. 2r Th. S Dorier

Dorier, ihren Nahmen entlehnt hatte. Das Kapital der kegelförmigen Säule war weder mit Blättern noch Schnörkeln geziert; aber der Fries fiel durch Triglyphen oder Dreyeckliche geschmückt ins Auge. Diese Säulenordnung zeigte sich an den ältesten Tempeln und Pallästen der Griechen. Die kleinasiatischen Jonier, die so mancher Sache mehr Zierlichkeit gaben, bildeten ihre Säulen schlanker und höher als die dorischen, und verzüngten sie nach einer Schneckenlinie. Sie brachten an den Ecken des Knaufs 8 Schnörkel, oder Schnecken, an. Diese sollten die Haarlocken, oder aufgebundenen Zöpfe eines Frauenzimmers vorstellen. Bey der hohlen Streifen des Schaftes dachte man sich die Rockfalten. Das Ganze war überhaupt nach den Verhältnissen eines weiblichen Körpers gemodelt. Das erste Gebäude, wo man diese Säulenordnung anbrachte, war der Dianentempel zu Ephesus. Noch war diese Säulenordnung den üppigen Korinthern nicht zierlich genug. Sie brachten mehrere und zierlichere Schnörkel an; sie schmückten sie mit Theilen des Pflanzenreiches aus. Das Kapital bekam 16 Schnörkel und 3 Reihen Blätter von Vären-

Värenklee. Zur Erfindung dieser Verzierung gab die Zärtlichkeit einer Kindermagd die Veranlassung. Ein korinthisches Mädchen starb in jungfräulicher Blüthe. Seine Kindermagd setzte auf sein Grab einen Korb mit den Geräthschaften, die es bey seinem Leben vorzüglich geliebt hatte. Auf den Korb legte sie eine große, viereckige Mauerziegel. Durch Zufall stand der Korb gerade auf einer Pflanze von Acanthen, oder welschem Värenklee. Die Blätter derselben wuchsen nun bis an den Korb hinan, wo sie sich unter der schweren Mauerziegel schneckenförmig umbogen, und in einer kleiner Blume endigten, die aus der Mitte dieses Schneckengewindes herausproßte. Von ungefähr bemerkte der vorübergehende Baumeister Kallimachus dieses Spiel der Natur, und er fand es so artig, daß er es zur Zierde eines Säulenknaufes bestimmte. Auch zur Erfindung der persischen, oder karyatischen Ordnung gab das Frauengeschlecht die Gelegenheit. Die peloponnesische Stadt Karyä hatte sich gegen ihre Landsleute mit den Persern in ein Bündniß eingelassen. Die darüber äusserst erzürnten Griechen tödteten alle Mannspersonen in der eroberten Stadt,

und führten die Weiber als Gefangne hinweg. Diese waren als persische Sclavinnen gekleidet, und trugen auf ihrem Kopfe manche Last, die ihnen ihr Bedürfniß, oder die Sieger, aufgelegt hatten. Nun bildete man, zum Andenken dieser Begebenheit, eine neue Säulenordnung, die mit der Figur der gefangenen Frauenzimmer von Karyä Aehnlichkeit hatte. Die Athener hatten noch ihre besondere Säulenordnung, die dadurch entstand, daß sie der dorischen ein besseres Verhältniß gaben. Die italienischen Hetrurier bedienten sich der dorischen Säulenordnung, die sie weniger zierlich, aber desto dauerhafter einrichteten. Diese hetruirische Säulenordnung brauchten auch die Römer bey ihren ältesten Gebäuden.

Die Griechen schmückten aber sowohl das Innere, als das Aeußere ihrer Prachtgebäude, auf mancherley Art aus. Auf den Giebeln standen Bildsäulen; die Vorderseite des Giebels selbst war mit erhabener Bildhauerarbeit geziert. Das Säulengebälke, die Thüren, die Bogen und andere Oeffnungen wurden sehr mannigfaltig verziert. An den Decken und Wänden bewunderte man die Kunst des Stuk-

Stuckaturarbeiters, des Vergolders, des
Malers u. s. w.

Die Bildhauerey, die so sehr viel zur
Verschönerung der Gebäude beyträgt, wurde
von den Medern und Bactriern, den Unter-
thanen der persischen Monarchie, mit großem
Fleiß getrieben. Auch dieses verkündigen die
Trümmern von Persopolis, verkündigen die
mannigfaltigen Vorstellungen aus der bactrischen
Mythologie, und die Abbildungen des Hof-
staates der persischen Monarchen. Die fabel-
haften Thiere, die in den mythologischen
Abbildungen vorkommen, sind aus dem Pferde,
dem Löwen, dem Adler und dem Scorpion
zusammengesetzt, und bey den meisten Ver-
zierungen macht der Kopf des Einhorns, und
die Klaue des Greifs, den Haupttheil aus.
Alles dieß ist aus der Natur entlehnt, von
welcher die Perser umgeben waren. Bey
der Abbildung des persischen Hofstaates be-
wundert man die genaue Bekanntschaft mit
der Ansicht und der Tracht der Nationen aus
mehrern Welttheilen, bewundert man aber
auch die vollendete Kunst, die man in den
Gebäudetrümmern entdeckt. In Ansehung
der

der Feinheit des Geschmacks wurde die persische Bildhauerkunst von der griechischen aber gar weit übertroffen. Das blühende Zeitalter derselben fängt sich mit dem Phidias (450 Jahre vor unserer Zeitrechnung) an. So wie das Glück und der Wohlstand der griechischen Staaten zunahm, so verschönerte sich auch die Blüthe ihrer bildenden Künste, vornehmlich die Bildhauerkunst. Es entstanden nun Kunstschulen zu Sicyon, Korinth und Aegina, welche die größere Ausbildung der Kunst mächtig beförderten. Die Gelegenheit, Werke der schönen Künste anzubringen, zeigte sich auch immer häufiger. Die Tempel der Götter wurden mit ihren Bildsäulen, mit den Abbildungen ihrer mythischen Geschichte, ausgeschmückt. Öffentliche Plätze, Gymnasien, ja selbst Privatgebäude, Gärten und Landhäuser, bekamen durch die Kunst des Bildhauers ein schöneres Ansehn. Den berühmtesten Helden und Weisen, den Regenten, wurden, theils aus Dankbarkeit, theils aus Schmeicheley, Bildsäulen gewidmet. So fehlte es dem geschickten Künstler immer weniger an Gelegenheit, sein Talent zu üben, und durch Wetzeifer zu erhöhen. Phidias,

der

der erste große Bildhauer der Griechen, erwarb sich durch seine Statuen der Minerva, und des olympischen Jupiters, einen unsterblichen Ruhm. Doch erstieg die griechische Bildhauerkunst erst zu den Zeiten Alexanders des Großen die höchste Stufe der Vollendung. Der berühmteste Künstler dieser Zeit war Praxiteles, dessen Arbeiten, besonders die marmornen, schon die Kunstkenner der Alten nicht genug bewundern konnten. Er verfertigte unter andern die Venus für den Tempel zu Knidus, die man für die schönste Statue in der Welt hielt. Zu den Nationen, bey welchen die Künste, und besonders die Bildhauerey vorzüglich blühte, gehörten die Etrusker, die Nachahmer der ältern Griechen. Ihre Kunstfertigkeit beweisen die vielen noch jetzt vorhandenen Bildsäulen von Erz und Marmor, die vielen Abbildungen in halb-erhobener Arbeit, die vielen Vasen, die nicht nur wegen ihrer schönen und geschmackvollen Form, sondern auch wegen der darauf befindlichen Gemälde, sehr merkwürdig sind.

Von den Fortschritten, welche besonders die Griechen in der Malerey gemacht haben,

folgt

Können wir weniger aus Denkmählern, als aus Nachrichten, urtheilen. Indessen erweckt schon dieß ein gutes Vorurtheil für die Geschicklichkeit der griechischen Mahler, daß um 380 n. Chr. die Zeichnungskunst unter die freyen Künste aufgenommen, daß sie in den Kunstschulen Griechenlands gelehrt wurde. Wenn Zeuxis durch seine Weintrauben die Vögel, und Parrhasius durch seinen Vorhang den Weintraubenmahler selbst täuschen konnte, so muß die Kunst dieser geschickten Mahler doch einen sehr hohen Grad von Wahrheit erreicht haben. Dieser Stufe der Vollendung näherte sich die griechische Mahlerkunst im gegenwärtigen Zeitraume. Dennoch malten die Griechen, 180 Jahre nach Alexander dem Großen, noch mit vier Farben, nemlich mit Weiß, Gelb, Roth und Schwarz. Ja die gelbe Farbe wurde erst kurz vor den Zeiten des Apelles erfunden. Etwa 120 Jahre vor dem Alexander hatten es die griechischen Mahler so weit gebracht, daß sie die Aehnlichkeit der Gesichter treffen konnten. Panäus, ein Bruder des berühmten Bildhauers Phidias, malte die Schlacht bey Marathon, und man bewunderte an diesem Gemählde hauptsächlich

den

den Umstand, daß die Gesichtszüge der Helden kenntlich waren. Polygnotus von der Insel Thasos, der 50 Jahre später lebte, führte eine richtigere Zeichnung, und den Gebrauch lebhafter Farben, ein. Er war der erste griechische Mahler, der die Gesichter recht nach dem Leben malte, und die Gemüths-
 bewegungen ausdrückte; der die Frauenzimmer zuerst mit offnem Munde vorstellte, so daß die Zähne sichtbar wurden; der ihnen ein schönes, helles Gewand umwarf. Alles dieß hatte man noch ohne Pinsel, nur mit einem Stückchen Schwamm, gemahlt. Denn der athenische Mahler Apollodor, ein Zeitgenosse Alexanders, bediente sich zuerst des Pinsels, der zum Bemahlen der Schiffe erfunden worden war. Eben derselbe brachte überhaupt die griechische Malerey zu größerer Vollkommenheit. Er zeichnete nicht nur sehr richtig, sondern er erfand auch die methodische Farbenmischung, und er brachte es in der Anwendung des Lichtes und Schattens zu einer solchen Vollkommenheit, daß man ihn den Schattenmahler nannte. Auch war er der erste griechische Mahler, der Gegenstände aus der Natur schön und richtig darstellte. Zur
 Zeit

Zeit Alexanders des Großen erstieg die Kunst der griechischen Maler die höchste Stufe der Vollkommenheit. Diejenigen, die sich unter ihnen am meisten auszeichneten, waren Zeuxis, Parrhasius, Apelles und Protogenes. Zeuxis malte für die Stadt Kroton eine Helena. Um sein Ideal aus der Natur zusammenzusetzen, wählte er sich unter den schönsten Mädchen Krotons fünf aus, und nach den reizendsten Theilen derselben stellte er nun seine Helena dar. Einen Herkules, wie er in der Biege die Schlangen zerdrückt, malte er mit solcher Wahrheit, daß sich seine Mutter über das Bild entsetzte. Zwar wußte er auch die Vögel zu täuschen; aber Parrhasius tauschte ihn selbst. Ein andermahl hatte Zeuxis einen Knaben mit Weintrauben gemahlt. Die Vögel flogen nach den Weintrauben. Da hielt Zeuxis sein Gemälde für unvollkommen, und den Knaben für schlecht gemahlt, weil sich die Vögel nicht vor demselben gescheuet hätten. Dem Parrhasius schreibt man das Verdienst zu, die Regeln von dem Verhältnisse zuerst festgesetzt zu haben. Man bewunderte seine äusserst feinen Linien und seine Geschicklichkeit, die Haare, den lächelnden Mund,
und

und vornehmlich die Leidenschaften, sehr gut auszudrücken. Einst mahlte er einen Satyr, der sich an eine Säule lehnte, auf der ein Rebhuhn saß. Das letztere war so natürlich daß zahme Rebhühner bey dem Anblicke desselben ein Geschrey erhoben, und mit den Flügeln schlugen. Jedermann richtete seine Augen blos auf das Rebhuhn, und vergaß darüber die übrigen Schönheiten des Gemäldes. Dieß bewog den Mahler, das so hervorstechende Rebhuhn auszulöschen.

Apelles wagte es zuerst Dinge zu mahlen, deren Darstellung sehr schwer ist; er mahlte Lichtstrahlen, Flammen, Gewitter. Mit einem unnachahmlichen Firniß sicherte er seine Gemälde vor dem Staube, und eben dieser Firniß stellte die Farben glätter, markiger und zarter dar. Alexander wollte von niemand, als vom Apelles, gemahlt seyn. Nach dem Tode desselben wendete sich Apelles zum Ptolemäus nach Aegypten. Verläumdung zog ihm das Unglück zu, sich von Alexandrien, der Residenz des Ptolemäus, entfernen zu müssen. Zu Ephesus, wo er sich jetzt aufhielt, stellte er die Verläumdung so vortreflich dar,

daß

daß sein Gemählde allgemeine Bewunderung erregte. Einst nöthigte ihn ein Sturm, wieder in Alexandrien einzulaufen; ein muthwilliger Höfling benutzte diesen Umstand, um ihn in eine große Verlegenheit zu bringen. Er lud ihn im Nahmen des Ptolemäus zur Tafel ein. Apelles erschien zur bestimmten Stunde. Ptolemäus, der noch immer ungnädig gegen ihn gesinnt war, erstaunte über seine Unverschämtheit, und fragte, wer ihn so dreist gemacht hätte, hierher zu kommen? Apelles berief sich darauf, daß er durch einen königlichen Bedienten eingeladen worden wäre. Ptolemäus verlangte, daß er ihm diesen Bedienten zeigen sollte. Zum Unglück für den Appelles war er eben nicht gegenwärtig. Allein Apelles wußte sich durch seine Kunst aus der Verlegenheit heraus zu helfen. Er ergriff ein Stück Kohle, und zeichnete den Bedienten so deutlich, daß ihn Ptolemäus gleich aus den ersten Zügen erkannte. Man setzte zu seiner Zeit auf das schönste Gemählde von einem Pferde einen Preis. Wirkliche Pferde sollten die Richter abgeben. Bey den Pferden der übrigen Mahler blieben sie ohne Empfindung; aber das Pferd des Apelles

Apelles reiste sie zum Blehern. Einst reisete Apelles nach Rhodus, um den Mahler Protogenes zu besuchen. Er fand ihn nicht zu Hause. Um ihm jedoch von seinem Besuche Nachricht zu geben, zog er auf einer im Zimmer desselben befindliche Tafel aus freyer Hand eine so gerade und zarte Linie, daß Protogenes sogleich den Meister errieth. Der Ehrgeiz des Künstlers erwachte bey diesem Anblicke. Er zog in die Linie des Apelles mit einer andern Farbe eine noch feinere Linie. Apelles kam zum zweytenmahl, und Protogenes war wieder nicht zu Hause; aber die zärtere Linie des Nebenbuhlers setzte ihn in Erstaunen, und um sich nicht wieder übertroffen zu sehen, zog er mit einer dritten Farbe eine noch zärtere Linie, welche die beyden vorigen in der Mitte durchschnitt. Nun erklärte sich Protogenes für überwunden. Für das größte Meisterstück des Apelles hielt man eine dem Meere entsteigende Venus. Apelles war aber auch in der Theorie der Mahlerkunst so stark, daß er eine vollständige Abhandlung über dieselbe schreiben konnte, die aber nicht bis auf unsere Zeiten gekommen ist.

Des

Des Apelles Zeitgenosse Protogenes war anfangs so arm, daß er, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, Schiffe anstreichen mußte. In der Folge malte er Bildnisse sehr glücklich. Die großen Fortschritte, welche die Griechen in der Malerkunst machten, rührten aber hauptsächlich von den Kunstschulen, und von dem Wettstreit bey den heiligen Spielen, her. Man hatte drey berühmte Malerschulen; zwey im eigentlichen Griechenland, in Athen und in Sicyon, und eine in Jonien. Die Schule zu Sicyon stiftete Pamphilus, ein Schüler des vortreflichen Malers Eupompus. Pamphilus, ein Zeitgenosse Alexanders des Großen, war Ursache, daß die Griechen die Malerkunst, die sie bisher unter die gemeinen Künste gerechnet hatten, zu dem Range einer freyen Kunst erhoben. Er zeigte, um dieß durchzusetzen, daß man die Malerkunst ohne mathematische Kenntnisse nicht gründlich lernen könne; auch brachte er es dahin, daß nur Freygebohrne diese Kunst lernen durften. Ein Schüler des Pamphilus, Pausias, war der erste griechische Frescomaler. In Asien hatte man schon lange auf nassem Kalk gemahlt.

Aristi

Aristides von Theben, der in den letzten Jahren des Apelles lebte, erfand die Kunst, Gemälde auf Glas einzubrennen. Auch hatte noch kein Maler, so wie dieser Aristides, die Leidenschaften und Gemüthsbewegungen auf den Gesichtern so richtig ausgedrückt.

In der schweren Kunst des Steinschneiders hatten die Griechen im persischen Zeitalter große Fortschritte gemacht; doch erreichte sie erst zur Zeit Alexanders des Großen die höchste Stufe der Vollkommenheit. Die Griechen waren die ersten, welche die Figuren auf Steinen erhaben auschnitten, oder sogenannte Cameen verfertigten. Sie bedienten sich in dieser Absicht solcher Steine, die Streifen von verschiedener Farbe hatten. Der älteste griechische Steinschneider, von dem man Nachricht hat, nemlich Theodor von Samos, war ein Zeitgenosse des Cyrus. Er verfertigte, wie man erzählt, für den König von Samos einen Camee mit einer Lyre, der durch den Zufall ins Meer fiel, und den ein Fisch wieder brachte. Der berühmteste griechische Künstler dieser Art war Pyrgoteles, der einzige, dem es Alexander erlaubte, sein Bildniß in Stein zu schneiden.

In

In den Künsten, die der feinern Sinnlichkeit der Menschen das größte Vergnügen gewähren in der Tanzkunst, Tonkunst, Dichtkunst und Schauspielkunst, hatten die Griechen eine hohe Stufe der Vollendung erstiegen. Die Tanzkunst entwickelte sich schon in den frühern Zeiten des Alterthumes. Tänze machten schon bey den Aegyptern einen wichtigen Theil ihres Gottesdienstes aus. Bey den Festen des Apis, des Isis und der Osiris wurde getanzt. Bey den Aegyptern, wo so vieles auf die Sternkunde Beziehung hatte, gab es auch einen astronomischen Tanz, durch dessen künstliche Figuren die Priester die Bewegungen der Himmelskörper darzustellen suchten. Auch die ägyptischen Tänze wurden, wie so viele Beyspiele in der Geschichte der Hebräer beweisen, von dieser Nation nachgeahmt. Es waren religiöse Tänze; doch läßt sich nicht behaupten, daß die freylich sehr ernsthaften Aegypter nicht auch im gemeinen Leben sollten getanzt haben.

Keine Nation des Alterthums tanzte aber leidenschaftlicher und reizender, als die Griechen, die durch ihren milden Himmelsstrich,
die

die durch ihre feurige Einbildungskraft, zum körperlichen Ausdruck ihrer Empfindungen so mächtig aufgefordert wurden. Die Griechen tanzten bey gottesdienstlichen Feyerlichkeiten; sie tanzten, um dem Körper Biegsamkeit und Anstand zu geben, um den Geist zum Kriege aufzumuntern; sie tanzten bey Familien- und Ortsfesten; sie tanzten endlich auf dem Theater.

Bei dem Gottesdienste tanzten die Priester um den Altar herum, während daß ein heiliges Lied gesungen wurde. Zu den berühmtesten gottesdienstlichen Tänzen gehörte der der Diana geweihte Tanz der Unschuld, gehörte die Gymnopädie, die dem Apoll zu Ehren getanzte wurde. Dort tanzten Mädchen mit unverhüllten Reizen in langsamen Reihen, mit sanften, züchtigen Bewegungen, um den Altar der keuschen Göttin, die Ideale der schönsten Weiblichkeit personificirend. Hier tanzten zwey Chöre nackter Knaben und Mädchen vor der Bildsäule des Gottes, während daß sie zu seinem Lobe Hymnen absangen, mit langsamernschaften Bewegungen. Auch mit den eleusinischen und andern geheimen Feyer-

Galletti Weltg. 2r Th. E lich

lichkeiten waren Tänze verbunden. Von diesen sind die Tänze der Bacchanten, welche die Geheimnisse der Menschenerzeugung ausdrückten, vorzüglich berühmt geworden.

Der Tanz war bey den Griechen ein wesentliches Stück ihrer Erziehung, welches selbst vom Sokrates geschätzt wurde. Man tanzte aber nicht allein bey dem Gottesdienste, sondern auch bey Hochzeiten, Erntefesten, Weinlesen, Gastmählern. Der Tanz war fast in alle Feyerlichkeiten der Hochzeit verwebt. Bey dem Zuge der Braut aus dem väterlichen Hause, bey dem Gastmahle, bey dem Eingange in das Brautgemach, ja selbst während der Besteigung des Brautbettes, wurden von Jünglingen und Mädchen Hymens-tänze getanzt.

Die Griechen hatten auch schon Touren-tänze, als den Geranos, der die Irrgänge eines Labyrinth's vorstellte, und den Hormos, wo zwey Reihen tanzender Jünglinge und Mädchen die Vereinigung der Stärke und Sanftheit andeuteten. Der Tanz drückt immer den Charakter der Nation aus. Daher gab

gab es bey den Lacedämoniern, und andern kriegerischen Völkern, Kriegstänze, Schlachtkhalladen. Besonders wichtig war die Tanzkunst für das Theater der Griechen. Ihre theatralischen Tänze erreichten einen hohen Grad von Vollendung, indem ihre Bewegungen, in der Verbindung mit der Musik, und mit den Worten des dazu declamirenden Schauspielers, die vorzustellenden Charaktere vollkommen ausdrückten. Den vorzüglichen Hang der Griechen zum Tanzen beweiset die große Mannigfaltigkeit ihrer Tänze, indem jede Gottheit, jedes Geschlecht, jedes Alter, jede Beschäftigung ihren eignen Tanz hatte. Der Tanz war bey den Griechen überhaupt die Schule der Grazien und der Stärke.

Bey den Griechen bildete sich auch die Tonkunst, welche bey Aegyptern, Hebräern und andern orientalischen Nationen noch in großer Unvollkommenheit ausgeübt wurde, schon sehr glücklich aus. Die Zahl der musikalischen Instrumente hatte sich außerordentlich vermehrt, und die Instrumente selbst hatten mehr Vollkommenheit bekommen. Die ältesten Instrumente waren die Lyre, und die Flöte.

Die älteste Lyre der Aegypter hatte drey Saiten. Aegypter und Assyrer spielten auch ein Instrument, das, dem jetzigen Colascione der Italiäner ähnlich, einen Hals, und zwey Saiten, hatte. Die einfache Flöte, noch älter als die Lyre, hatte ursprünglich die Gestalt eines Kuhhorns, und wahrscheinlich mag ein Kuhhorn die erste Idee dazu gegeben haben. Diese Flöte, oder dieses Horn wurde, um ihm einen stärkerklingenden Ton zu geben, von Metall gemacht, und gerade gebogen. So entstand die Trompete daraus. Die Aegypter bedienten sich sehr häufig des Sistrs, welches für eins der ältesten musikalischen Werkzeuge gehalten wurde. Unter dieselben gehört auch die Pauke, die anfangs blos aus einem mit einem Felle überspannten Reif bestand. Der Reif verwandelte sich allmählig in einen hohlen hölzernen Körper, und die Pauke wurde im ganzen Morgenlande, vornehmlich vom Frauenzimmer, sowohl zum Tanzen als Singen gebraucht. Jede Nation fügte zu den musikalischen Werkzeugen, die sie von andern empfieng, entweder neue hinzu, oder nahm mit denselben mancherley Veränderungen vor, die mit ihrem Charakter,

oder

oder ihren Einsichten, im Verhältnisse standen. Die asiatischen Völker hatten schon weit mehrere und vollkommnere Instrumente, als die Aegypter. Die Hebräer sollen schon zu Davids und Salomos Zeiten sechs und dreyßig Instrumente gehabt haben; doch kommen in den Schriften derselben nicht mehr als sechzehn vor. Sie hatten mehrere Saiteninstrumente, z. B. eine Art von Harfe, die eine dreyeckige Gestalt hatte; sie hatten eine Lyre, die man nicht mit unserer Leyer verwechseln darf; sie brauchten allerley Arten von Trompeten, Flöten und Pfeifen; ihre Hörner, unsern Zinken ähnlich, waren nicht gewunden, sondern bestanden aus einem einzelnen, geraden Stücke mit einer Trompetenstürze. Ihre theils größern, theils kleinern Flöten waren mit 4, 5, 6 Löchern versehen. Durch die Löcher bewirkte man, daß eine und eben dieselbe Flöte mehr als einen Ton gab. Diese Absicht, mehrere Töne auf einmahl hervorbringen zu können, erreichte man auch dadurch, daß man mehrere Flöten von verschiedener Größe so neben einander stellte, daß der blasende Mund an denselben bequem hin und herfahren konnte. Dieß war die

Pans.

Pansflöte der Griechen, die schon bey den Hebräern vorkömmt. Letztere bedienten sich auch bereits der Sackpfeifen.

Hey keinem Volke der alten Welt erscheinen aber die musikalischen Werkzeuge in größerer Vollkommenheit, als bey den Griechen. Diese hatten eine Menge verschiedener Blasinstrumente. Sie hatten einfache und Doppelflöten; sie bliesen dorische, phrygische und lydische Flöten, deren Ton, dem Nationalcharakter gemäß, bald rauher und stärker, bald sanfter und lieblicher war; sie brauchten höhere und tiefere, oder Discant: Alt: Tenor: und Bassflöten, die sie Mädchen: Knaben: und Männerflöten nannten; sie hatten endlich auch solche Flöten, die nur bey gewissen Gelegenheiten gebraucht wurden, als Hochzeit: und Trauer: Chor: und Stimmflöten. Die letztern hatten die Bestimmung, den theatralischen Gesang zu unterstützen. Auch die Hörner, Trompeten und Schallmeyen der Griechen unterschieden sich durch mancherley Gestalt und Form, und die Flöten und Pfeifen waren theils ohne, theils mit Löchern und Klappen. Aus der großen Mannigfaltigkeit
der

der Blasinstrumente bey den Griechen zeigt sich aber offenbar, daß sie in der Kunst, dieselben zu blasen, von der Vollkommenheit noch ziemlich weit entfernt waren; weil sie zu demjenigen, was man in unsern Zeiten auf einem Instrumente hervorbringt, mehrere Werkzeuge nöthig hatten. Auch von Saiteninstrumenten hatten die Griechen eine große Anzahl. Ihre Lyre war gewöhnlich mit 7 Saiten bezogen. Sie wurde in den ältesten Zeiten mit einem kleinen Trommelstöppel gespielt, und man hielt es für unanständig, die Saiten mit den Fingern zu berühren. In Ansehung des Bezuges stimmte sie mit der Cithar überein; aber in Ansehung des Körpers war sie von derselben verschieden. Bey der Lyre glich der Boden einer Schildkröte; bey der Cithar aber waren die zwey Saiten, die den Körper des Instruments ausmachten, so gekrümmt, daß sie gleichsam zwey Ochsenhörner bildeten. Die Griechen hatten jedoch auch Instrumente mit 20, 35, 40 Saiten. Diese waren an den beyden Seiten offen und frey, und hatten daher mit unsern Harfen Aehnlichkeit. Bey andern Saiteninstrumenten der Griechen waren die Saiten auf einen hohlen

hohlen Boden gezogen, wie z. B. bey einem Hackbrette. Von allen den vielen Saiteninstrumenten der Griechen war aber doch keines unserer höchst einfachen, und doch so äufferst brauchbaren, Geige ähnlich.

Dieser musikalischen Instrumente bediente man sich anfangs meistens nur bey Opfern, und andern gottesdienstlichen Feyerlichkeiten. In dieser Rücksicht waren selbst die ernsthaften Aegypter keine Verächter der Tonkunst; sie blieben aber ihren ursprünglichen Musikarten immer treu. Bey den Hebräern und andern asiatischen Völkern wurde die Musik auch schon im Privatleben gebraucht. Die Propheten der Hebräer vereinigten sie mit der Kunst zu weissagen. Ihre Ermahnungen und Prophezeeyungen klangen um so erhabener und nachdrücklicher, wenn sie mit männlicher Stimme in Tone unserer Recitative abgesungen wurden. Am vollkommensten war die hebräische Musik zu den Zeiten Davids und Salomos. Ein stärkeres Orchester, als sich bey der feyerlichen Einweihung des Tempels zu Jerusalem hören ließ, kömmt in der Geschichte nicht wieder vor. Der jüdische Ge-

schicht-

schichtschreiber Josephus erzählt, es wären bey dieser Gelegenheit 40000 Harfen, eben so viel goldne Siftern, und 200000 silberne Trompeten in Bewegung gesetzt worden. Dazu kamen noch 200000 Kehlen levitischer Sänger. Das wäre ein Chor von beynah 500000 Mann gewesen. Man kann jedoch füglich eine Null wegstreichen, und das Orchester wird, zumahl für den kleinen Tempel zu Jerusalem, noch immer groß genug bleiben. Salomo war, so viel man weiß, der erste Monarch, der eine Hofkapelle unterhielt, und die Hebräer machten nicht nur den Gottesdienst, sondern auch Gastmahle, Erntefeste und Leichenbegängnisse durch die Tonkunst feyerlicher.

 Bey keiner Nation der alten Welt aber war die Anwendung der Musik mannigfaltiger, als bey den Griechen. Durch sie verherrlichten sie ihre heiligen Spiele und ihre theatralischen Vorstellungen, besonders ihre Trauerspiele; durch sie heiterten sie ihr Privatleben bey allen möglichen Gelegenheiten auf. Bey der Tafel, bey dem Becher, auf dem Felde, bey der Heerde ertönten unzählige Arten von
Lies

Liedern. Eben dieser häufige Genuß des Vergnügens der Tonkunst bey den Griechen war Ursache, daß sie sich bey dieser Nation mehr, als bey irgend einem andern Volke des Alterthums, ausbildete. Diese Ausbildung war größtentheils eine Folge der Kunst, die musikalischen Töne durch Zeichen vorzustellen.

Anfangs war die Musik blos eine Begleiterin der Dichtkunst. Alle Verse wurden gesungen, und diese Musik hatte mit unserm Kirchengesange viele Aehnlichkeit. Die einzelnen Töne bezeichnete man durch Accente. Dieß thaten die Hebräer, und noch manche andere Nationen. Die Griechen gehörten gleichfalls anfangs zu den Völkern, welche die Töne durch Accente angaben. Die Aegypter brauchten aber schon die 7 Vocale ihrer Buchstabentafel, um die Töne zu bezeichnen. Die Griechen bildeten diese Erfindung weiter aus. Sie setzten sie entweder gerade, oder umgekehrt, oder links über die Sylben, die gesungen werden sollten. Der berühmte Philosoph Pythagoras brachte diese Erfindung aus Aegypten nach Griechenland. Andere Nachrichten schreiben sie einem gewissen

Zerz

Terpander von der Insel Lesbos zu, der 150 Jahre früher lebte. Die Griechen gaben jedem Tone so oft ein anderes Zeichen, als er in einer andern Verbindung vorkam. Sie hatten daher besondere Zeichen für die Singstimme, für die Instrumente, für jede Tonart, für jedes Klanggeschlecht. Dieß gab auf 1000 verschiedene Zeichen, die alle blos aus den 24 Buchstaben des griechischen Alphabets genommen wurden.

Indessen machten durch eben diese Tonschrift, so weitläufig sie auch war, die Griechen weit größere Fortschritte in der Tonkunst, als jede Nation der alten Welt. Sie hatten 18 Haupttöne und 3 Klanggeschlechter, jede von 15 Tonarten. Diejenigen Griechen, die sich in der Musik am meisten hervorthaten, waren die Arkadier, die ihr Hirtenleben dazu einlud. Unter den Böotiern, in deren sumpfigen Lande Rohr und Schilf in Menge wuchs, gab es vorzügliche Meister auf der Flöte. Schon zu Anfange des persischen Zeitalters lebte Lasus von Hermione, der erste Grieche, der über die musikalische Theorie schrieb, die Pythagoras noch mehr entwickelte.

Des

Das Studium der Musik wurde in der pythagoräischen Schule so eifrig getrieben, daß fast alle Schüler derselben Abhandlungen darüber schrieben. Die vollkommnere Ausbildung der griechischen Musik fieng aber besonders von der Zeit an, da man den Gesang von dem Tanze und der Instrumentalbegleitung trennte. Der Künstler, der jetzt blos entweder mit seiner Stimme, oder mit einem Instrumente, beschäftigt war, konnte eine höhere Stufe der Vollendung erreichen. Hierzu trugen die Wettstreite bey den heiligen Spielen außerordentlich viel bey. Es erschienen bey diesen Spielen große Virtuosen auf der Trompete, auf der Flöte, und auf der Cithar. Zu Alexanders Zeit zeichnete sich Herodor von Megara unter den Trompetern aus, welche die meisten Preise gewannen. Dieser riesenmäßige Mann, der mit einer Löwenhaut bekleidet war, und auf einer Bärenhaut schlief, hatte eine so außerordentlich starke Lunge, daß man den Ton seiner Trompete kaum in einiger Entfernung aushalten konnte. Auch blies er auf zwey Trompeten zugleich. Der berühmteste griechische Flötenspieler dieses Zeitalter war Midas von Agrigent, den
Pindar,

Pindar, selbst ein geschickter Flötenspieler, sehr würdig hielt, einen Gegenstand seiner erhabenen Poesie abzugeben. Dieser Midas legte einst, als er bey einem feyerlichen Spiele um den Preis kämpfte, einen außersordentlichen Beweis von seiner Kunstfertigkeit ab. Mitten im Blasen hatte er das Unglück, daß ihm das Mundstück oder Flötenrohr zerbrach, und am Gaumen hängen blieb; er blies aber demungeachtet fort, und die Neuheit des Tones gefiel dem Publikum so sehr, daß man ihm den Preis zuerkannte. Tyrtaeus, den die Athener den Spartanern schickten, als diese einen Feldherrn von ihnen verlangten, brachte eine von ihm selbst erfundene Kriegstrompete mit, deren lermender Ton die Messenier in großen Schrecken versetzte. Eben der Terpander, der die Tonschrift einführte, setzte Homers Verse in Musik. Simonides vermehrte (um 500) die zwey Saiten der Lyre noch mit der dritten. Antigenides, der Lehrer des berühmten Alcibiades, fügte zu den Löchern der Flöte noch so viele hinzu, daß er alle Tonarten herausbringen konnte. Zu Athen war damahls die Flöte das Lieblings- und Modeinstrument. Die Flöten wurden daher

daher sehr theuer bezahlt. Ismenias, ein berühmter Flötenspieler aus Theben, gab zu Korinth drey Talente (über 4000 Thaler) für eine Flöte, und der Vater des berühmten Redners Isokrates, ein Flötenmacher, hatte ein sehr reichliches Auskommen. Die Flöte vertrat in jenen Zeiten die Stelle unsers Klavieres. Aber nicht allein die Flöten, sondern auch die Flötenspieler, wurden gut bezahlt. Die Virtuosen erschienen daher sehr prächtig gekleidet und in einem Gefolge von vielen Bedienten. Doch auch andre vorzügliche Tonkünstler standen sich sehr gut. Ammbäus, ein berühmter Cithrist, erhiet jedesmahl, wenn er auf dem Theater sang, und dazu spielte, ein attisches Talent (auf 1350 Thaler). Auch Anakreon war ein geschickter Tonkünstler. Man schreibt ihm die Erfindung des Barbitons zu. Die besten griechischen Tonkünstler reichen nicht weit über Alexanders Zeiten hinaus. So sehr die Griechen andre Nationen in Ansehung der Kenntnisse und Fertigkeiten in der Musik übertrafen, so waren sie von der Vollkommenheit doch noch weit entfernt. Ihre Kunst reichte z. B. nicht dahin, auf einerley Instrumente allerley Tonarten herauszubringen.

Sie

Sie mußten daher mehrere Lyren oder Flöten zugleich bey der Hand haben, oder eine Lyre mit der erforderlichen Saitenzahl versehen. Die Griechen blieben mit der entzückenden Wirkung der Harmonie unbekannt, und wenn sie auch dieses Wort hatten, so bedeutete es weiter nichts als Melodie. Die große Wirkung, welche die Griechen ihrer Tonkunst zuschrieben, war eine Folge ihrer Verbindung mit der Dichtkunst, und die griechische Musik, eigentlich eine allgemeine Volksmusik, wirkte nicht sowohl wegen ihrer Vortrefflichkeit, als wegen ihrer Einfachheit, und wegen der allgemeinen Theilnahme an derselben.

Weit vollkommner als die Tonkunst bildete sich die Dichtkunst aus, die so oft mit ihr in Gesellschaft erschien. Dieß war besonders in Griechenland der Fall, dessen vorzüglichste Dichter in dem persischen Zeitalter lebten. Die Griechen bekamen jetzt große Meister in jedem Fache der Dichtkunst. Anakreon, aus Tejos in Jonien, besang die Liebe und den Wein in den lieblichsten Liedern. Zu seiner Zeit lebte die Dichterin Sappho von Mitylene auf der Insel Lesbos, die nicht nur zärtlich dichtete,

son

sondern auch so zärtlich liebte, daß sie sich aus Verzweiflung über einen Liebhaber ins Meer stürzte. Einen Gegenstand von ganz entgegengesetzter Art, die Sieger bey den heiligen Spielen, wählte Pindar, aus Theben in Bdotien, zum Gegenstande seiner erhabenen Poesie. In seinen Siegesoden bewundert man den kühnsten Schwung der Einbildungskraft, die außerordentlichste Stärke der Gedanken, die reichlichste Fülle des Ausdrucks. Die übrigen vorzüglichsten Dichter dieses Zeitalters beschäftigten sich mit der vollkommnern Ausbildung des Schauspieles. Dieß leitet uns auf die Geschichte des griechischen Theaters, welches zu Alexanders Zeit die höchste Stufe der Vollendung erreicht hatte.

Das griechische Schauspiel entfernte sich von seinem ursprünglich rohen Zustande immer weiter. Phrynichus, ein Schüler des Thespis, fieng die Ausbildung des Trauerspiels an, die Aeschylus vollendete; auch führte er die Weiberrollen ein. Die Alceste des Phrynichus erschien zuerst 536 vor Chr., ein Jahr früher als Aeschylus geboren wurde, auf der Bühne. Die Regierung zu Athen hielt sie für würdig,

in

in der Marmorchronik des Staates, neben dem Ueberwinder der Perser, zu sehen. Dennoch war das griechische Trauerspiel von der feinern und zweckmäßigeren Ausbildung noch so weit entfernt, daß diese dem Aeschylus, dem eigentlichen Vater der Tragödie, noch viele Mühe machte. Aeschylus, aus Eleusis, besaß einen starken, feurigen Geist, der sich durch sein Schweigen, und seine Ernsthaftigkeit deutlich ankündigte. In den Schlachten bey Marathon, bey Salamis und bey Plataa, zeichnete er sich unter den tapfersten Athenern aus. Von seiner Kindheit an beschäftigte er sich mit den Dichtern der Heldenzeit, studirte er in ihnen die Kunst, große Thaten und Leidenschaften, recht anschaulich und eindringend vorzustellen. Diese Vorstellung sollte auf der Bühne recht lebendig werden. Durch einen einzigen Schauspieler ließ sich diese Wirkung nicht hervorbringen. Aeschylus nahm daher noch einen zweyten Schauspieler auf. Diesen gefellte er den dritten, und zuweilen auch den vierten, hinzu. Hieraus entstand die natürliche Folge, daß einer der Schauspieler den Helden des Stückes vorstellte, daß er die Aufmerksamkeit der Zuschauer

Galletti Weltg. 2r Th. 11 haupte

hauptsächlich auf sich ziehen mußte. Auch mit dem Aeußern des Trauerspiels nahm Aeschylus allerley Veränderungen vor, welche desser Wirkung auf das Volk vermehrten. Das schlechte, ehemahls in Eile aufgeschlagene, Bretergerüste verwandelte sich in ein mit Maschinen versehenes, und mit Decorationen geziertes, Theater. Die Schauspieler bekamen, um recht groß in die Augen zu fallen, Cothurnen, (eine hohe Fußbekleidung) bekamen prachtvolle, schleppende Gewänder, bekamen Larven, welche den Charakter ihrer Rollen im Allgemeinen ausdrückten. Die Athener erstaunten über die Täuschung, die Aeschylus hervorzubringen wußte; sie bewunderten das einsichtsvolle Spiel seiner Acteurs. Diese bildete Aeschylus meistens selbst; theils durch seine Lehren, theils durch sein Beyspiel. Die glänzenden Verdienste, die sich Aeschylus um das griechische Schauspiel erwarb, zogen ihm Neid und Verfolgung zu. Man klagte ihn an, in einem seiner Stücke die eleusinischen Geheimnisse bekannt gemacht zu haben, und kaum war er so glücklich, der Wuth eines schwarmerischen Volkes zu entgehen. Dennoch verzieh Aeschylus den Athenern dieses ungerechte Ver-

Verfahren, weil es ihm nur mit dem Tode gedrohet hatte. Als aber die Athener den Schauspielen seiner Nebenbuhler vor den seinigen den Preis zuerkannten, da konnte er seinen Unwillen nicht länger unterdrücken; da verließ er sein Vaterland, und begab sich nach Sicilien, zu dem König Hiero, bey dem er, mit Ehre und Wohlthaten überhäuft, 70 Jahre alt, sein Leben endigte. Die Athener ehrten nun sein Andenken, und mehr als einer von ihren Schauspieldichtern wallfahrte zu seinem Grabe.

Der nächste große Dichter, der sich um das griechische Trauerspiel verdient machte, war Sophokles, ein Athener, ungefähr 27 Jahre jünger als Aeschylus, der mit einem ausserordentlich wohlgebildeten Körper einen schöndenkenden Geist und ein sanftfühlendes Herz vereinigte. Anfangs dichtete er im Iyrischen Fache; aber bald betrat er die Laufbahn, auf welcher er sich einen so glänzenden Ruhm erwarb. Er wurde, acht und zwanzig Jahre alt, ein Nebenbuhler des Aeschylus, der damahls gleichsam im Besitze der athenischen Bühne war. Als die Stücke,

durch welche beyde um den Preis kämpften, aufgeführt worden waren, erschallte das Theater so ununterbrochen von dem Geschrey der getheilten Zuschauer, daß der erste Archon, der die Aussicht führte, nicht vermögend war, die Richter, welche über den Preis erkennen sollten, durch das Loos wählen zu lassen. Eben traten die zehn Feldherren Athens, den Cimon an ihrer Spitze, dem seine Siege und seine Vaterlandsliebe damahls den glänzendsten Ruhm erworben hatten, auf die Bühne, und näherten sich dem Altare des Bacchus, um, ehe sie sich entfernten, dem Gotte das gewöhnliche Trankopfer zu bringen. Diesen übertrug es der in Verlegenheit sich befindende Archon, den Preis auszutheilen, und die meisten Stimmen erkannten ihn dem Sophokles zu. Der gekränkte Aeschylus fand den fernern Aufenthalt in seinem Vaterlande nun unerträglich. Sophokles, dem sein Staat manches wichtige Amt sowohl im Kriege als Frieden anvertraute, und der den Einladungen mehrerer Könige widerstand, die ihn an ihren Hof zu ziehen suchten, erlebte ein Alter von 91 Jahren, und überlebte selbst seinen jungen Nebenbuhler Euripides.

Dieser

Dieser war durch den Sieg, den Sophokles über den Aeschylus erhielt, so angefeuert worden, daß er schon im achtzehnten Jahre sich zum Nebenbuhler des Sophokles aufwarf. So groß die Anmuth seines Geistes war, so viel strenge, alle Grazien des Lächelns ver-
 scheinende, Ernsthaftigkeit herrschte doch in seinen Gesichtszügen. Er, und sein Freund Perikles, folgten hierin dem Beispiele ihres gemeinschaftlichen Lehrers, des Philosophen Anaxagoras. Des Euripides Unwille ergoß sich eben daher sehr oft über die Zügellosigkeit der Komödienschreiber, die, um sich zu rächen, alles aufbothen, seinen Charakter und seine Aufführung verdächtig zu machen. Gegen ihre Anfälle schützte ihn aber nichts nachdrücklicher, als die Freundschaft des Sokrates, welcher dem Schauspieler nicht eher beywohnte, als wenn ein Stück vom Euripides aufgeführt wurde. Euripides fand indessen den Aufenthalt in Athen zuletzt so unangenehm, daß er sich zum Könige Archelaus von Macedonien begab, an dessen Hofe verschiedene von den vornehmsten Gelehrten und Künstlern dieses Zeitalters ein angenehmes Leben führten. Hier starb Euripides 76 Jahre alt. Die Athener bathen sich
 seinen

seinen Leichnam vom Archelaus aus; allein dieser König glaubte seinem Staate die Ehre, die Gebeine des großen Mannes aufzubewahren, nicht entziehen zu dürfen. Er widmete ihm, nahe bey seiner Hauptstadt, in einer der besuchtesten Gegenden, ein herrliches Grabmahl. Auch die Athener errichteten ihm ein Denkmahl, und sie sprachen seinen Nahmen niemahls ohne Ehrfurcht, ja zuweilen mit Begeisterung, aus. Dieß waren die drey großen Männer, die dem griechischen Trauerspiele seine Vollendung gaben.

Das Lustspiel gelangte, nach einer langen Kindheit, in Griechenland plötzlich zu einer vorzüglichen Blüthe. Lange bestand es aus einer Reihe von einzelnen Aufsitzen, unter denen kein Zusammenhang statt fand. Der Philosoph Epicharmus erwarb sich das Verdienst, die einzelnen Theile zu einem Ganzen zu verbinden, das durch Einheit der Handlung anziehend wurde. Seine Stärke, bey welcher er die Geseze des Trauerspiels zur Nichtschnur machte, fanden in Griechenland so viel Beyfall, daß man sie als Muster betrachtete. Vornehmlich nahmen sie die Athener mit begeisterter Vor-

Vorliebe auf. Viele fähige Köpfe, Zeitgenossen des Perikles, wagten es nun, Lustspiele zu verfertigen. Diese verriethen jedoch noch wenig Geschmack und Feinheit der Denkart. Den Verfassern, die blos der Menge gefallen wollten, waren alle Mittel, diese Absicht zu erreichen, gleichgültig. Parodie, Allegorie, Satyre waren bunt durch einander gemischt, und mit den schmutzigsten Bildern, und den pöbelhaftesten Ausdrücken, verwebt. Die Komödienschreiber bearbeiteten eben die Gegenstände komisch, über welche man bey den Trauerspieldichtern Thränen vergießen mußte. Man lachte bey der Niobe des Aristophanes, während daß man bey der Niobe des Euripides weinte. Götter und Helden wurden durch unschickliche Kleidung, und andre Mißverhältnisse, dem Gelächter preisgegeben. Einige Komödiendichter erlaubten es sich fogar, die Fehler und Schwachheiten ihrer Zeitgenossen, ihrer Mitbürger, auf die Bühne zu bringen, und selbst der rechtschaffenste, verdienstvollste Mann (z. B. Sokrates) war vor ihren Angriffen nicht sicher. Zuweilen bezeichnete man ihn blos durch eine leicht zu enträthselnde Anspielung; noch öfter aber hatte er das

Un-

Unglück, bey seinem Nahmen genennt, oder durch die ähnliche Larve des Schauspielers, kenntlich gemacht zu werden. Die Komödienschreiber, welche das Publicum, auf Kosten der Ehre und des guten Rufes seiner Mitbürger, zu unterhalten suchten, schlichen sich in die Privathäuser ein, um für ihre Absicht hinlänglichen Stoff zu sammeln. Ein andermal machten sie die Philosophen, die Trauerspieldichter, ja selbst ihre Kunstgenossen, zum Gegenstande ihres beißenden und plumphen Wises. Lange waren obrigkeitliche Befehle nicht vermögend, der Ausgelassenheit der Komödienschreiber engere Gränzen zu bestimmen. Als aber gegen das Ende des peloponnesischen Krieges einige Männer von großer Wichtigkeit der athenischen Regierung sich bemächtigten, da mußten die Verfasser der Lustspiele ihren Ton anders stimmen, und die Regeln der Anständigkeit sorgfältiger beobachten. Unter diejenigen, die sich jetzt mehr Zwang anthaten, gehörte auch Aristophanes, der berühmteste unter den griechischen Komödiendichtern, der, mit seinem sehr fruchtbaren Genie, lebhaften Wis, komische Stärke und attische Eleganz, in ausserordentlichem Maße, vereinigte.

Ausser

Ausser den Tragödien und Komödien hatten die Griechen noch das satyrische Schauspiel, welches zwischen beyden gleichsam die Mitte hielt, indem die ernsthaftesten Gegenstände zugleich bald auf eine rührende, bald auf eine komische Weise darstellte. Unter allen denen, die diese Gattung des Schauspiels bearbeiteten, war Aeschylus der glücklichste.

Das Gebäude, wo diese Schauspiele zu Athen aufgeführt wurden, war anfangs von Holz gebaut, und es wurde endlich so baufällig, daß es während der Aufführung eines Stückes einstürzte. An die Stelle desselben kam ein steinernes Gebäude, welches mit Decorationen von der Hand der geschicktesten Meister geziert wurde. An dasselbe schloß sich ein sehr weitläufiges Amphitheater an, dessen Spitzbänke sich stufenweise bis zu einer ungewöhnlichen Höhe erhoben, und durch Absätze und Treppen in verschiedene Abtheilungen abge sondert waren. Dieses Amphitheater faßte auf 30000 Zuschauer. Da es nicht bedeckt war, so ereignete sich zuweilen der Fall, daß ein plötzlicher Regen die Zuschauer nöthigte, unter den benachbarten Säulengängen, oder in nahe
 lies

liegenden öffentlichen Gebäuden, ihre Zuflucht zu suchen. Das eigentliche Theater war in zwey Theile getrennt; auf einem höhern deklamirten die Schauspieler, und auf einem niedrigeren stellte sich der Chor gewöhnlich dar. Das Schauspielhaus diente aber nicht blos zur Vorstellung von eigentlichen Schauspielen; vielmehr kämpften hier Dichter, Tonkünstler und Tänzer sehr oft um den Preis. Komödien und Tragödien wurden nur an den drey Festen des Bacchus gegeben. Die neuen Stücke mußten dem ersten Archon zur Beurtheilung überreicht werden. Das Schauspiel der Griechen hatte vier Theile; den Prolog, die Erzählung, den Ausgang und den Chor. Der letzte, der das Volk vorstellte, bewirkte, daß die Bühne niemals leer war. Er bestand, den Umständen gemäß, aus Personen von allerley Altern, und von allerley Ständen. Im Trauerspiele war der Chor meistens 15, und im Lustspiele aus 24 Personen, zusammengesetzt. Vor demselben gieng ein Flötenspieler her, nach dessen Spiele die Schritte abgemessen wurden. Der Chor nahm an der Handlung des Stückes entweder Antheil, oder er bildete ein Zwischenspiel. Das Trauerspiel selbst

selbst hatte drey Hauptrollen, für welche eben so viel Schauspieler da seyn mußten. Die Wahl derselben hieng gewöhnlich vom ersten Archon ab, und der Dichter hatte das Recht, die Schauspieler auszusuchen, nicht eher, als wenn ihm ein Preis zuerkannt worden war. Schauspieler von vorzüglichen Talenten wurden sehr gut bezahlt. Man hatte Beyspiele, daß Schauspieler in zwey Tagen 7 — 800 Thaler verdienten. Der Schauspieler, der die erste Rolle spielte, hatte große Vorzüge. Da er schlechterdings hervorstechen sollte, so durften die beyden folgenden ihre Stimme, und wenn sie auch besonders schön war, gar nicht recht hören lassen; am meisten mußte der dritte, der von den ersten bezahlt wurde, sein Talent zurückhalten.

Alle Verse wurden bey den Griechen gesungen; noch war dieß auch mit den Versen im Trauerspiele der Fall. Diese wurden ganz gesungen. Diese theatralischen Gesänge, welche Instrumentalmusik, meistens die Lyre, unterstützte, lagen zwischen der gewöhnlichen Rede und dem Gesange in der Mitte, und mußte also mit unserm jetzigen
Re:

Recitative viele Aehnlichkeit haben. Den Gesang des Chores begleitete die Flöte. Der Chor führte auch zweyerley Arten von Tänzen auf, einen gewöhnlichen und einen pantomimischen, der in spätern Zeiten bey Trauerspielen zur Sitte wurde.

Die Kleidung und das übrige Costum der Schauspieler war dem Charakter ihrer Stelle angemessen. Den letztern drückte besonders eine Maske, oder Larve, aus. Diese bestand aus einer helmförmigen Kopfbedeckung, die einen sehr verschiedenen Anblick gewährte. Bald zog sich aus derselben ein längerer, oder kürzerer, ein dichterer, oder dünnerer, Bart heraus; bald waren auf dieser Maske alle Reize der Jugend gemahlt; bald schreckte sie durch ein ungeheures Maul, aus welchem die Stimme von Metallkörpern zurückprallte, um sie desto eindringender und fürchterlicher ertönen zu lassen. Bey dem Trauerspieler wurde die Larve gleich vom Anfange gebraucht, und Aeschylus machte sich um ihre zweckmäßige Einrichtung vorzüglich verdient. Er erhob sie zum treuesten Gemählde des Charakteristischen, was jede Rolle eigen hatte. Freylich behielt sie

sie

sie immer den Fehler, daß sie die verschiedenen
 Schattirungen im Ausdrucke der Leidenschaften
 nicht darzustellen vermochte. Diese Darstellung
 wäre aber bey der großen Menge von Zu-
 schauern, welche die griechischen Theater
 füllten, ohnedieß vergeblich, und bey dem
 Verboth, Frauenzimmer spielen zu lassen,
 unschicklich gewesen. Es war schon genug,
 wenn die deklamirten Worte von allen deutlich
 gehört wurden. Um auch den entfernten
 Zuschauern die Figur des Helden nicht zu
 unansehnlich erscheinen zu lassen, und überhaupt
 der Idee, die man sich von der hohen Lei-
 besgestalt der Heroen machte, treu zu bleiben,
 gab man dem Schauspieler Cothurnen, gab
 man ihm Kampfhandschuhe, die seine Arme
 verlängerten. Wenn nun die in ein prach-
 volles, schleppendes Gewand gekleidete Nie-
 fengestalt mit einer starken, volltönenden
 Stimme deklamirte, so mußte der Eindruck,
 den das Ganze auf die Zuschauer machte,
 sehr erschütternd seyn. Dieser Eindruck wurde
 durch die mannigfaltigen, und häufigen Ver-
 änderungen der Decorationen, deren Maschiner-
 werk sehr künstlich eingerichtet war, außer-
 ordentlich erhöht.

Die

Die Vorstellung eines griechischen Trauerspietles war im Ganzen einer italienischen Oper ähnlich. Einen Theil der Kosten, welche die Aufführung der Stücke verursachte, mußten diejenigen tragen, die sie veranstalteten, und anfangs wurde, wenigstens zu Athen, bey dem Eingange nicht das geringste bezahlt. Als aber das hölzerne Schauspielhaus sich in ein steinernes verwandelt hatte; als wegen der guten Plätze häufige Streitigkeiten entstanden, da verordnete die athenische Regierung, daß jede Person ein Drachme (5 Gr. u. 6 Pf.) bezahlen sollte. Dieser Preis war zu hoch; weil nun das Schauspielhaus blos mit vermögenden Leuten besetzt war, so brachte es Perikles, zum Vortheile der ärmern Bürger, dahin, daß sie das wenige Geld, das der Eintritt in das Theater kostete, als ein Geschenk erhielten. Die Griechen waren übrigens leidenschaftliche Liebhaber des Theaters, aber auch sehr strenge Richter der Schauspieler, und diejenigen unter denselben, die ihr Mißfallen erregten, hatten das Unglück, durch Murren, durch Gelächter, durch Pfeifen und Stampfen, gezüchtigt zu werden. Ja zuweilen ließ das unwillige Publicum dem Schauspieler,

mit

mit dem es unzufrieden war, die Maske abnehmen, um ihn der Beschämung noch mehr auszusetzen. Weder Alter, noch Ruhm, noch vieljähriger Dienst konnte ihn gegen eine so strenge Behandlung schützen. Dagegen war das athenische Publicum mit Hände klatschen und Beyfallrufen auch wieder äußerst freygebig. Der Schauspieler genoß alle Vorrechte eines Bürgers, und er konnte zu den ehrenvollsten Staatsämtern gelangen.

Von dem Schauspieler entlehnte der griechische Redner Declamation und Geberdenspiel. Bey einer Nation, wo die wichtigsten Angelegenheiten durch Reden entschieden werden, wo es so viel darauf ankömmt, die Zuhörer für eine gewisse Sache einzunehmen und hinzureißen; bey einer solchen Nation müssen sich nothwendig gute Redner bilden, und dieß war der Fall bey den Griechen. Die Redekunst blühte aber zuerst in Sicilien, wo sich frühzeitig Schriftsteller damit beschäftigten, dem angehenden Redner durch Regeln zu Hülfe zu kommen. Von Sicilien kam die Redekunst nach Athen. Die Einwohner der Stadt Leontium wünschten, daß ihnen die
Athe

Athener bestehen möchten. Sie schickten daher ihren Staatsredner Gorgias nach Athen, der die Bürger dieser Stadt durch seine kühnen Bilder und pomphaften Ausdrücke, die er in wohlklingende Perioden einkleidete, dergestalt hinriß, daß sie seinen Leontinern die verlangte Hülfe sogleich zusagten. Doch sie hatten den Redner selbst so lieb gewonnen, daß sie ihn bey sich behielten, daß sie sich haufenweise von ihm unterrichten ließen. Ja ihre Ehrfurcht für den Redner gieng so weit, daß sie ihm im Tempel des Apolls eine Bildsäule errichteten. Unter diesen Umständen fiel es dem Gorgias freylich nicht schwer, sich ein großes Vermögen zu erwerben, und dennoch waren seine Rednervalente mit der ächten Kunst der Beredsamkeit, welche die vortrefflichen Redner der Athener entwickelten, gar nicht zu vergleichen. Die aus Sicilien nach Athen verpflanzte Redekunst blühere hier weit vollkommner und schöner auf. Der vorzüglichste athenische Schüler des Gorgias war Isokrates, der Sohn eines Verfertigers musikalischer Instrumente, der im peloponnesischen Kriege alles verlohren hatte. Der junge Isokrates fühlte nun einen um so größern Antrieb,

Antrieb, seine Fähigkeiten auszubilden, weil sie die Quelle seines Unterhaltes abgaben. Die Natur hatte ihm eine schwache Stimme, und ein großes Maaß von Schüchternheit, verliehen. Daher spielte er als Staatsredner keine große Rolle, und die Stärke der athenischen Sophisten blieb ihm unbesiegbar. Um so höher schätzte man seinen Unterricht in der Redekunst, den er den Athenern umsonst, den Fremden aber für tausend Drachmen, d. i. für etwa 200 Thaler, erteilte. Eine Rede, die er dem König Nikokles von Cypern zueignete, brachte ihm 20 Talente (26000 Thaler) ein. Der berühmteste Staatsredner der Griechen war unkreitig der Athener Demosthenes, gleichfalls der Sohn eines Fabrikanten. Auch ihn hatte die Natur eigentlich nicht zum Redner bestimmt. Brust und Stimme desselben waren schwach, und die Aussprache unangenehm; aber sein fester Charakter, sein ausdauernder Fleiß überwand alle Schwierigkeiten. Demosthenes deklamirte am Gestade des Meeres, um seine Stimme vernehmlich und volltönend zu machen; er schrieb achtmahl des Thucydides Geschichtsbuch ab, um seinen Styl zu bilden. Einen

Brennenden Eifer für das Vaterland bewies kein anderer Redner der Athener. Sein vornehmster Nebenbuhler war Aeschines, gleichfalls ein Athener. Dieser wurde von seiner armen Mutter zu einer Art von Bettelley gebraucht. Wegen seiner volltönenden und angenehmen Stimme nahm man ihn auf das Theater, wo man ihn aber nur Nebenrollen spielen ließ. Bald machte er sich durch seine witzigen Einfälle, durch seine Verse, bekannt. Er stieg vom Schreiber in einem Untergerichte bis zum Staatsminister empor. Geschmack, feine Weltkenntniß, glückliche Wahl der Wörter, Reichthum und Klarheit der Gedanken waren die vorzüglichsten Eigenschaften seiner öffentlichen Vorträge; an Kraft und Nachdruck aber standen sie den Reden des Demosthenes nach. Seine Eitelkeit war so groß, daß er sich seiner Jugend schämte. Auf dem Versammlungsplatze suchte er sich ein besonderes Ansehn zu geben, indem er mit emporgeworfenem Kopfe, aufgeblasenen Backen, abgemessenen Schritten, und schlep-pendem Gewande einhergieng. Der Verdruß, sich vom Demosthenes übertroffen zu sehen, tränkte

kränkte ihn so lebhaft, daß er sich nach Rhodus begab.

Auch die Kunst des Geschichtschreibers wurde unter den Griechen ganz vorzüglich ausgebildet und veredelt. Zwar hatten auch Hebräer, Perser, und andre asiatische Nationen ihre Geschichtschreiber; die erstern hörten aber in dem persischen Zeitalter völlig auf, Geschichte zu schreiben, und die übrigen bearbeiteten sie bey weitem nicht mit dem Scharfsinne und dem Geschmacke, den die Griechen in die Erzählung der Begebenheiten verwebten. Der schöne und unterhaltende Ton der griechischen Geschichtsbücher dieses Zeitalters war eine Folge der glücklichen Einrichtung, nach welcher die Geschichtsbücher bey den heiligen Spielen, und in den Nationalversammlungen, vorgelesen wurden. Von welchem Gefühle mußte der Geschichtschreiber, der die Ehre genoß, den edelsten Theil seiner Mitbürger als Zuhörer um sich zu sehen, begeistert werden! Wie sehr mußte ihn sein Ehrgeiz antreiben, zur Befriedigung eines solchen Publicums alle seine Talente aufzubieten! Herodot, der erste gute Geschichtschreiber

der Griechen, zu Halikarnas in Karien gebohren, erwarb sich auf seinen mannigfaltigen Reisen eine ausgebreitete Kenntniß von Ländern und Völkern, und beschloß, durch Partheyen aus seinem Vaterlande vertrieben, sein Leben in Großgriechenland. Sein Geschichtsbuch beschäftigt sich vorzüglich mit den persischen Kriegen, die in sein Zeitalter fielen, und er webt in dieselben die Geschichte der Aegypter, Assyrer und anderer vorkommenden Nationen, ein. Sein Werk ist gleichsam eine Weltgeschichte von einem Zeitraume von beynahе dritthalb hundert Jahren. Durch Herodots Geschichtsbuch wurde der Athener Thucydides so begeistert, daß er den Entschluß faßte, seine Talente so lange auszubilden, bis er ihn erreicht haben würde. Mit der Ausarbeitung seiner Geschichte des peloponnesischen Krieges konnte er sich aber nicht eher beschäftigen, als bis er auf zwanzig Jahre aus seinem Vaterlande verbannt war. Als Befehlshaber war er von vielen Begebenheiten Augenzeuge gewesen; die Nachrichten von demjenigen, was er nicht gesehen, oder gehört hatte, sammelte er mit der größten Sorgfalt, mit der Aufopferung ansehnlicher

Sum:

Summen. Er zog seine Nachrichten bey den verschiedenen Nationen, die in diesen Krieg verwickelt waren, selbst ein; er fragte Regenten, er fragte Generale und Soldaten, um die wahren Ursachen und Triebfedern der Begebenheiten zu erfahren. Dadurch bewirkte er, daß sein Geschichtsbuch für den Staatsmann, und für den Feldherrn, gleich unterrichtend wurde. Zu den vorzüglichern Geschichtsschreibern dieses Zeitalters müssen auch Xenophon von Athen, und Ktesias von Knidus, gerechnet werden; dieser, der persischer Leibarzt war, erzählte die Geschichte der Assyrer und Perser, und jener beschäftigte sich meistens mit der Geschichte des Vaterlandes.

Zehntes Kapitel.

Wissenschaften. Zustand derselben bey den Griechen. Philosophie. Plato, Pythagoras. Pythagoräischer Orden. Astronomie und Mathematik. Arzneywissenschaft. Erdkunde. Handel.

Die Griechen, die in den schönen Künsten eine so hohe Stufe der Vollendung erstiegen hatten, zeichneten sich, auch in den ernsthaftesten Wissenschaften, unter allen Völkern des Alterthums, am meisten aus. Erst Schüler der Aegyptier, der Babylonier und anderer Asiaten, wurden sie Lehrer der übrigen Europäer, verschafften sie unserm Erdtheile die Ehre, der Hauptsitz der Wissenschaften zu werden. Auch waren über 200 Jahre lang die Griechen fast die einzigen, die sich mit Bücherschreiben abgaben. Zu Anfang dieses
Zeits

Zeitraumes bildete sich ihr Alphabet aus. Man schrieb auf Papier von der ägyptischen Papierstaude, und schon Pisistratus legte zu Athen eine öffentliche Büchersammlung an. Eben daselbst aber wurden die Wissenschaften mit ganz ausserordentlichem Eifer getrieben. Die Akademie, die von einem gewissen Akademikus ihren Namen hatte, war der Ort, wo die Weisen der Athener ihre Lehren ausstreteten. Diese Akademie gewährte aber einen ganz andern Anblick, als unsere Akademien und Gymnasien gewöhnlich zeigen. Es war ursprünglich ein griechisches Gymnasium mit einem Garten, den Säulengänge und angenehme Spaziergänge verschönerten. Neben einem kleinen den Musen geweihten Tempel hatte Plato seinen Sitz aufgeschlagen. Plato, der vorzüglichste Schüler des Sokrates, aus Solons Familie, beschäftigte sich in seiner Jugend ganz mit Malerey, Musik und gymnastischen Übungen. Hierauf machte er Verse; als er sie aber mit den homerischen verglich, war er mit denselben so unzufrieden, daß er sie verbrannte. Nun schrieb er Schauspiele. Schon machte man zur Aufführung derselben Anstalten, als er den Sokrates

lebte

kennen lernte. Seitdem widmete er sich dem Studium der Philosophie mit dem standhaftesten Eifer. Sein lebhaftester Wunsch war, als Staatsmann um sein Vaterland sich verdient machen zu können; aber alle seine Bemühungen, diesen Wunsch erfüllt zu sehen, waren vergeblich. Der zu übler Laune umgestimmte Philosoph begab sich nun auf Reisen, die er bis nach Aegypten fortsetzte. Unter andern reisete er nach Sicilien, um den Aetna zu sehen. Der Tyrann von Syrakus, Dionys der Aeltere, wünschte ihn zu sprechen. Plato lenkte das Gespräch auf das Glück, auf die Gerechtigkeitsliebe, auf die wahre Größe. Er wollte dem Dionys, der mit tyrannischer Willkühr regierte, bey dieser Gelegenheit einige gute Lehren sagen. Daher behauptete er, daß ein ungerechter Fürst der verächtlichste, der unglücklichste Mensch auf der Erde sey. „Du redest,“ sagte der darüber aufgebrachte Dionys, „wie ein kindischer Alter,“ und du „wie ein Tyrann,“ versetzte Plato. Diese freymüthige Antwort hätte ihm jedoch bald das Leben gekostet. Dionys befahl dem Capitain des Schiffes, der den Plato nach Griechenland zurückbringen sollte, ihn

ihn

ihn entweder ins Meer zu werfen, oder als einen Sklaven zu verkaufen. Plato wurde verkauft; er kam aber bald wieder in Freyheit, und in sein Vaterland zurück. Einige Zeit hernach schrieb Dionys, dem die Meynung, welche die Griechen von ihm hatten, doch nicht gleichgültig war, an den Plato, und bath ihn, nichts böses von ihm zu sagen. Die ganze Antwort war; ich habe keine Zeit, an den Dionys zu denken. Plato beschäftigte sich, seit seiner Rückkehr nach Athen, blos mit der Philosophie. Er sammelte die Kenntnisse, die er sich auf seinen Reisen erworben hatte, und brachte die Meynungen der ältern Philosophen in ein System, das er in seinen Schriften und Unterredungen näher entwickelte. Er legte seine Lehren gewöhnlich dem Sokrates in dem Mund; aber der beißende Spott, mit dem er selbst manchen berühmten Schriftsteller nicht verschonte, vermehrte die Zahl seiner Feinde. Durch diese wurde jedoch seine Seelenruhe nicht im geringsten gestört. Einen glänzenden Ruhm zu erwerben, war sein höchstes Bestreben, seine einzige Leidenschaft. Die Achtung, die seine Schüler für ihn hatten, gränzte

an

an Schwärmerey. (Plato und Kant haben also einerley Schicksal!) Der griechische Philosoph ernsthaft und sanft, mit großer Würde und Anstand in seinen Mienen und seinem ganzen Benehmen, hatte seine durch viele Reisen geschwächte Gesundheit so glücklich wieder hergestellt, daß er ein Alter von 82 Jahren erreichte. Er starb gerade an seinem Gebuthstage, und bey einem Hochzeitmahle; 50 Jahre später als Sokrates.

Hundert Jahre vor dem letztern lebte Pythagoras, von der Insel Samos, ein äußerst wichtiger Mann, und ein Schüler des Thales. Er reisete, nach dem Beyspiele seines Lehrers, nach Aegypten, ingleichen nach Asien, und der Tiefinn der ägyptischen Mysterien, so wie die anhaltenden Betrachtungen der morgenländischen Weisen, und ihre strenge Lebensart, rissen ihn ganz zur Nachahmung hin. Als er von seinen Reisen zurückkam, begab er sich um dem Joche eines Tyrannen, unter welchem sein Vaterland schmachtete, zu entgehen, nach Kroton in Unteritalien, wo seine Philosophie unter den ganz von der Sinnlichkeit beherrschten Einwohnern eine große Veränderung hervorbrachte.

brachte. Seine Lehren und sein Beyspiel wirkten so mächtig auf die Frauen und Mädchen zu Kroton, daß sie ihren Schmuck als Weihgeschenk in den Tempel brachten. Pythagoras wollte aber nicht allein aus den damaligen Einwohnern von Kroton gute, sittliche Menschen machen, sondern auch die Erziehung ihrer Kinder so einrichten, daß sie seiner Absicht entsprechen möchte. Er gieng von dem Grundsatz aus, daß der Mensch von seiner Sinnlichkeit ganz unabhängig seyn müsse. So wurde er der Stifter einer der berühmtesten philosophischen Schulen des Alterthums. Am Ende seiner Tage, in hohem Alter, erlebte der vortrefliche Mann das Mißvergnügen, durch die Eifersucht der Krotoner alle seine guten Absichten vereitelt zu sehen. Unstet und flüchtig irrte er nun so lange umher, bis der Tod aus diesem mühseligen Leben ihn abrief. Er glaubte an Wahrsagungen, und behauptete, wie Lykurg, daß seine Gesetze durch Apolls Orakel genehmigt wären; auch glaubte er keine Seelenwanderung. Den Genuß der Bohnen verbot er nicht; doch untersagte er unmaßiges Weintrinken und Fleischessen.

Py:

Pythagoras errichtete unter seinen Schülern einen Orden. Die zahlreichen Mitglieder desselben lebten in einem gemeinschaftlichen Gebäude, aber in Classen abgesondert. Einige derselben brachten ihre Zeit mit Nachdenken über himmlische Dinge zu; andre widmeten sich den Wissenschaften, vornehmlich der Messkunst und der Sternkunde, und wieder andre studirten die Haus- Land- und Staatswirthschaft. Derjenige, der in diesen Orden aufgenommen seyn wollte, wurde vom Pythagoras, in Rücksicht seiner Denkungsart und seines Betragens, erst genau geprüft. Sobald er aufgenommen war, übergab er dem Orden sein ganzes Vermögen. Dieser hatte seine Grade, und die Prüfungszeit in dem ersten dauerte der Regel nach drey Jahre. Während der folgenden 5 Jahre war das neue Mitglied zum Stillschweigen verurtheilt, und es durfte sich mit weiter nichts, als mit Reinigungen und andern Uebungen der Frömmigkeit, beschäftigen. Das Glück, des Pythagoras Stimme zu hören, hatte es nur von Zeit zu Zeit, und ein dichter Vorhang entzog ihm noch das Vergnügen, den ehrwürdigen Mann zu sehen. Biel die Prüfungszeit zur Zufriedenheit

denheit der Vorgesetzten aus, so erfolgte die feyerliche Aufnahme; wurde der Schüler aber nicht tüchtig befunden, so schickte man ihn, mit seinem Vermögen, wieder fort. Man errichtete ihm, gleichsam als wenn er gestorben wäre, ein Grabmahl, und niemand kannte ihn mehr. Eben das Schicksal hatten diejenigen, welche den Ungeweihten die heilige Lehre entdeckten. Die ordentlichen Mitglieder durften in die Welt zurückkehren, und sich dem Staate, oder ihrer Familie, widmen. Die Lebensart der heysammen wohnenden Ordensglieder war ganz darauf eingerichtet, um sie in der Sittlichkeit und Tugend recht fest zu machen. Zugleich wurde sowohl ihr Körper, als ihr Geist, auf das sorgfältigste ausgebildet. Ihre Lebensart war äusserst einfach, und von aller Ueppigkeit entfernt; denn Herrschaft über die Sinnlichkeit machte den Hauptgrundsatz der Pythagoräer aus. Hätten sie alles, was man von ihnen erzählt, wirklich erfüllt, oder erfüllen können, so würden sie Muster menschlicher Vollkommenheit abgegeben haben. Auf alle Fälle hatte dieser Orden manches Gute; nur sollte er nicht den Plan haben, alle Staatsämter und andere

Des

Bedienungen mit Ordensbrüdern zu besetzen, und überhaupt Staaten und Staatsdiener vom Orden abhängig zu machen.

Eine der vorzüglichsten Wissenschaften, welcher die griechischen Philosophen ihren Fleiß widmeten, war die Sternkunde. Pythagoras, Plato und andre mehr lernten noch von den Aegyptern und Babyloniern, und erst im macedonischen Zeitalter machten die Griechen in der Astronomie recht merkliche Fortschritte. Die Griechen theilten den Tag auch noch immer in zwölf Stunden ein; auch kannten sie das eigentliche Sonnenjahr noch nicht. Um das Jahr 450 führten die Römer die noch jetzt gebräuchliche Ordnung der Monathe ein, indem sie den Februar, der bisher der letzte Monath gewesen war, in die zweyte Stelle versetzten. Die arithmetische Kenntniß der Europäer gewann durch das Einnahl Eins, welches Pythagoras aus Aegypten mitbrachte, einen wichtigen Zuwachs. Pythagoras bediente sich schon der Zahlen, um allgemeine Begriffe, und ihre Verhältnisse, zu bezeichnen. Dieß war der Grund der Buchstabenrechnung. Auch um die Erweiterung der

der

der Geometrie erwarb sich Pythagoras ausgezeichnete Verdienste.

Pythagoras war auch derjenige, welcher die ägyptische Arzneywissenschaft nach Europa, und zwar nach Großgriechenland, verpflanzte. Die ägyptischen Kenntnisse in der Medicin wurden im persischen Zeitalter noch ganz vorzüglich geschätzt, und die ägyptischen Aerzte standen, auch auffer ihrem Vaterlande, in großem Ansehn. In Persien hatte man lange Zeit blos ägyptische Leibärzte, bis sie die griechischen Aerzte verdrängten. Diese waren durch die Kenntnisse, die Pythagoras mitgebracht hatte, so aufgeklärt worden, daß schon zur Zeit des Darius I. ein Krotoner, Namens Democedes, persischer Leibarzt wurde, und daß man die besten Aerzte zu Kroton suchte. Auf sie folgten die Aerzte von Cyrenä in Afrika. Die berühmtesten medicinischen Schulen in Griechenland waren zu Rhodus, zu Knidus und zu Kos. Die erstern machte Ktesias, den wir oben als Geschichtschreiber kennen lernten, besondere Ehre; aus der Schule zu Kos gieng der große Hippokrates hervor, der berühmteste Arzt des Alterthums.

Die

Die Kunst, die Gesundheit des Menschen zu erhalten und wieder herzustellen, befand sich damahls im Besitze von zweyerley Leuten, der Philosophen und der Priester des Aesculaps. Die Philosophen studirten die Natur mit so vieler Sorgfalt, daß ihrer gespannten Aufmerksamkeit der menschliche Körper unmöglich entgehen konnte. Die Priester des Aesculaps handelten blos nach Erfahrungen. Der weise Hippokrates, einer derselben, legte Erfahrungen und Beobachtungen zum Grunde, um auf denselben ein System der Arzneywissenschaft aufzuführen. So wurde die Medicin eine edle Kunst, eine Wissenschaft. Hippokrates war aber nicht allein ein großer, wohlthätiger Arzt für seine Zeiten; er hat sich durch seine Schriften auch um die späteste Nachwelt verdient gemacht. Die Arzneywissenschaft mußte bey den Griechen aber schon deswegen glückliche Fortschritte machen, weil sie nunmehr die Zergliederungskunst so sorgfältig studirten und ausübten. Doch bey einer Nation, die wie die griechische, auf den Genuß des Lebens einen so hohen Werth setzt, ist die Kunst, das Leben zu verlängern, äußerst wichtig, und der Antrieb, sie zu studiren, gewährt reizende Aus-

Aussichten. Also schon in dieser Rücksicht mußten die Griechen geschickte Aerzte bekommen. Die Aerzte derselben wurden bereits vom Staate besoldet. Democedes von Kroton bekam von Aegina 1, von Athen 1 1/2, und von dem Beherrscher von Samos 2 Talente; als persischer Leibarzt stand er sich natürlich noch viel höher.

Die Reisen, welche die Griechen in andre Erdtheile und Länder vornahmen, trugen zur genauern Bekannschafft mit unserm Erdkörper manches bey. Noch mehr aber wurde die Erdkunde durch Handlungsreisen, Feldzüge, Colonien, und besondere Umschiffungen der Erde, befördert. Die Karthager machten im atlantischen Meere, auf der westlichen Küste von Afrika, viele Entdeckungen. Ihr Admiral Hanno, der um 570 v. Chr. ausfuhr, gründete auf der Insel Arguin, westwärts vom weißen Vorgebirge, eine Colonie; er entdeckte den Senegalfluß, der mit vielen Seethieren angefüllt war; er war nur noch 6 Grade (90 Meilen) vom Aequator entfernt. Da er nur einen Theil von Afrika umschiffte hatte, so stellte er sich auch die Ausdehnung dieses

Galletti Weltg. 2r Th. V Erd-

Erdtheiles ganz unrichtig war. Er dachte sich Afrika als ein großes gegen Osten ausgedehntes Land, das sich, unterhalb Asien, bis nach den Philippinen erstreckte. Die Griechen übertrafen auch in der Erdkunde alle übrigen Nationen der alten Welt. Dieß bewirkten ihre unzähligen Colonien, ihre Handelsreisen, ihre genaue Verbindung mit der persischen Monarchie. Schon Herodot kannte alle um das schwarze Meer liegende Länder und ihre Bewohner sehr genau; er hatte Aegypten durchreiset; er war mit Arabien, mit Persien, mit dem nordwestlichen Theile von Indien, bekannt. Ephorus von Kumá, ein Schüler des Redners Isokrates, war der erste ordentliche Geograph der Griechen; er theilte alle damahls bekannten Völker, nach den Weltgegenden, in Indier, Scythen, Aethiopier und Celten. Indessen blieb doch der größte Theil von Europa, so wie das jenseits des schwarzen Meeres befindliche Asien, den Griechen lange unbekannt.

Der Handel, ein Hauptbeförderungsmittel der Erdkunde, hatte sich in diesem Zeitraume überall weiter ausgebreitet. In der persischen

No²

Monarchie waren die bequemen Heerstraßen, und die an denselben angelegten Herbergen dem Handel sehr günstig. Die Phöniciier und Aegypter trieben, auch unter der persischen Herrschaft, den Seehandel lebhaft fort. Die Phöniciier und Karthager beschiiften nicht allein das mittelländische Meer, und die Küsten der nördlichen Hälfte von Afrika; sie wagten sich sogar in die Nord- und Ostsee, um aus Britannien Zinn, und von den preussischen Küsten Bernstein, zu holen. Das Senkbley, das zu Herodots Zeiten schon erfunden war, trug, in Verbindung mit den ausgebreitetern astronomischen Kenntnissen, sehr viel bey, daß die Schiffahrt einen größern Umfang bekam. Zu Herodots Zeiten war schon das kaspische Meer nicht mehr unbekannt. Nicht nur auf dem schwarzen, sondern auch auf dem mittelländischen Meere, wurden jetzt die Griechen immer mächtiger. Vorzüglich blühte der Seehandel von Athen und Korinth. Der piräische Hafen der Athener wurde nicht allein von griechischen, sondern auch von andern Schiffen, besucht. Die Athener schiffen vorzüglich nach den Häfen des schwarzen Meeres, wo sie allerley Bedürfnisse zum Schiffbau,

ingleichen Getreide, Leder, Sklaven, Honig, Wachs, Wein, gefalzene Fische, abholten, und Waffen, Metallwaaren, Hausgeräthe und Kleidungsstücke dafür hinbrachten. Getreide war für die Bewohner des so wenig ergiebigen athenischen Gebietes ein Hauptbedürfniß; daher war die Ausfuhr desselben verbotnen. Die Athener bekamen aber auch aus Aegypten und Sicilien Getreide. Einen wichtigen Gewerbszweig der Athener machten ihre Silberbergwerke in Thracien aus. Für das Silber kauften sie auf den Inseln des ägäischen Meeres, und an den thracischen Küsten, Wein, der bey ihrem Handel mit den Bewohnern des schwarzen Meeres einen Hauptartikel ausmachte. Einen vorzüglichen Gegenstand desselben machten ihre Manufaktur- und Fabrikwaaren aus, die wegen ihrer geschmackvollen Einrichtung ausserordentlich geschätzt wurden. Die Athener verstanden sich auch schon sehr gut auf dem Geldhandel; doch war derselbe dadurch sehr eingeschränkt, daß sie ihr Geld an keinem andern Orte, als in Athen selbst, ausleihen durften. Die Capitalisten verborgten ihr Geld zu Handlungsunternehmungen, und sie nahmen entweder an
den

denſelben Antheil, oder ſie begnügten ſich mit den Interellen. Dieſe konnten bis zu 30 vom 100 genommen werden; derjenige aber, der ſich ſo hohe Zinſen ausbedung, mußte die Gefahr der Unternehmung theilen. Hatte er hierzu keine Luſt, ſo brachte er ſein Geld entweder bey einem Banquier, oder bey einer andern Privatperſon, unter. Er bekam alsdann auf jedem Neumond 1 vom 100, oder jährlich 12 vom 100. Durch Solons Geſetze waren die Athener in Anſehung der Zinſen ſo wenig eingeſchränkt, daß ſie 16 vom 100 nehmen durften; ja unter dem gemeinen Volke war $\frac{1}{4}$ des Kapitals nichts ungewöhnliches. Es gab zu Athen Banquiers und Geldwechſler, welche große Geſchäfte machten. Die atheniſchen Münzen waren unter den griechiſchen die gangbarſten. Man hatte ſie anfangs von Silber, ſpäterhin von Gold, und endlich auch von Kupfer. Die gewöhnlichſten Münzen waren von Silber. Die kleinſte war der Obolus (11 Pfennige); 6 Oboli machten eine Drachme ($5 \frac{1}{2}$ Gr.) aus. Man hatte auch halbe Oboli ($5 \frac{1}{2}$ Pf.) Dieſe waren aber noch nicht hinlänglich, um im gemeinen Leben auseinander zu kommen;
ſeit

seit dem peloponnesischen Kriege schlug man daher eine Kupfermünze, die den achten Theil eines Obolus betrug. Das größte Goldstück galt 20 Drachmen (4 Mithl. 4 Gr.). Die Athener rechneten nach Minen und Talenten. Eine Mine galt 100 Drachmen (22 Mithl. 12 Gr.), und 60 Minen machten ein großes attisches Talent (1350 Thaler) aus. Ein kleines betrug $\frac{1}{4}$ weniger. Die Athener zogen ihr Gold aus Lydien, und andern kleinasiatischen Ländern, aus der Insel Thasos und aus Macedonien. Hier lasen die Bauern täglich kleine Stückchen oder Körner auf, welche die Regengüsse von den benachbarten Bergen abespült hatten. Das Verhältniß des Goldes zum Silber war damahls wie 13 zu 1.

Noch wichtiger als der athenische Handel war der korinthische. Die Stadt Korinth hatte zwey Häfen; diese machten sie zum Mittelpunkte des Handels zwischen Europa und Asien. In dem westlichen Hafen kamen die Waaren aus Italien, Sicilien, Gallien, Hispanien und andern Abendländern, an; in dem östlichen liefen die Waaren aus den
In

Inseln des ägäischen Meeres, von den Küsten Kleinasiens und von Phönicien, ein. So war Korinth der Stapelort für den Handel von Europa und Asien. Seine Schiffahrt wurde immer blühender. Die Korinther erfanden Fahrzeuge von neuer Gestalt; sie bauten die ersten Schiffe mit drey Ruderreihen. Ihr Gewerbe wurde durch die große Menge von Menschen, welche die irthmischen Spiele herbeylockten, ansehnlich vermehrt. Genug, Korinth war damahls der erste Handelsort in Europa. Die Einwohner desselben wurden durch ihren großen Reichthum aufgemuntert, sich den bequemsten und angenehmsten Lebensgenuß zu verschaffen. Ihre Stadt wurde daher mit prächtigen Gebäuden, mit herrlichen Kunstwerken, angefüllt; es ließen sich ausgezeichnete Künstler von allerley Art zu Korinth nieder. Die Korinther selbst thaten sich aber blos in Arbeiten von Bronze und gebranntem Thone hervor. Bronze entstand aus Kupfer, das mit einem kleinen Zusatze von Gold und Silber vermischt war. Es war ein glänzendes Metall, dem kein Kost Schaden zufügen konnte. Man verfertigte daraus Harnische, Helme,

Helme, kleine Bilder, Becher und andre
Gefäße. Diese meistens mit Laubwerk und
andern Zierathen ausgeschmückten Werke
waren so künstlich gearbeitet, daß die
Materie fast gar nicht in Betrachtung
kam.

Elftes Kapitel.

Religion der Meder, Perfer, Karthager und Griechen.

In gleichem Verhältnisse mit der Cultur der Menschen schreitet auch ihre Aufklärung in der Religion fort. Die in Wissenschaften und Künsten so sehr ausgebildeten Griechen hatten schon ihre Philosophen-Religion, und die Religions-Meynungen des Sokrates mögen von dem Glauben manches christlichen Philosophen unseres Zeitalters nicht sehr verschieden gewesen seyn. Noch war aber, auffer der hebräischen, keine Religion vorhanden, die sich mit der Verehrung eines einzigen Gottes beschäftigte. Die heiligen Bücher der Hebräer wurden zu Anfang dieses Zeitraumes in eine Sammlung gebracht. Der Urheber derselben war Esdra,
der,

der, unterstützt von dem Nehemias, den waterländischen Gottesdienst der Hebräer wieder herstellte. Von beyden sind noch Bücher vorhanden, die sich im alten Testamente befinden. In die Sammlung desselben wurden die Schriften des Moses, Josua, Samuels, Davids, Salomos und der Propheten, aufgenommen. Die gelehrten Bibelklärer unsrer Zeit sind zum Theil der Meynung, daß die Bücher, die man dem Moses und Josua zuschreibt, nicht von ihnen selbst, sondern erst zu Davids Zeiten, fertig worden sind. Vielleicht verhält sich die Sache so, daß die von Moses und Josua hinterlassenen Nachrichten von einem Zeitgenossen Davids abgeschrieben, und, durch andre Berichte vermehrt, auch in Ansehung der Schreibart, der Denkart des Zeitalters gemäß, verändert wurden. So können also Moses und Josua zu den Büchern, die ihren Nahmen führen, wenigstens den Grund gelegt haben. Die Bücher des alten Testaments sind aber, als Religionsbücher, nicht allein für die jüdische, sondern auch für die christliche Religion, sehr wichtig.

Die magische Religion, die vernünftigste nach der hebräischen, war in der persischen

Mo:

Monarchie die herrschende. Die Magier, die Caste oder der Orden, dem die Aufrechthaltung dieser Religion anvertraut war, gehörte ursprünglich zu den medischen Stämmen. Derjenige, der diese Religion in ein System brachte, war der Bactrier Zoroaster oder Zerduscht, welcher wahrscheinlich zur Zeit des Cypares lebte. Bactrien war damals eine Hauptprovinz des medischen Reiches. Hier, und in der altmedischen Sprache, arbeitete Zoroaster seine Schriften aus. Seine Grundsätze sind dem Charakter seiner Nation, dem Charakter der asiatischen Völker, und der Denkart seiner Zeit, angemessen. Die Bedrückungen, welche der orientalische Despotismus, und die Satrapenregierung über seine Zeitgenossen verhieng, erregte in ihm den Wunsch nach der Rückkehr der bessern und glücklichern Zeiten, welche die Vorwelt genossen haben sollte. So dachten sich mehrere Nationen des Alterthumes eine Zeit, wo die Menschen von den mit diesem Erdenleben so unzertrennlichen Müheligkeiten befreit gewesen wären. Eine solche Zeit wünschte der menschenfreundliche Zoroaster durch seine weisen Lehren und Vorschriften wieder herbeizuführen. Die Ausführung dieses Wun-

Wun-

Wunsches leitete ihn auf Nachforschungen über die Entstehung des Uebels in der Welt, und auf diesem Wege gerieth er auf die Lehre von einem guten und einem bösen Urheber der Dinge und der menschlichen Schicksale. Jenen nannte er Ormuzd und diesen Ahriman. Ormuzd herrscht im Reiche des Lichtes, und Ahriman im Reiche der Finsterniß. Den Hofstaat derselben dachte man sich nach orientalischer Sitte eingerichtet. Die beyden Reiche sind in unaufhörlichem Streite begriffen, bis Ahriman besiegt wird, und das Reich der Finsterniß völlig aufhört. Seit der Zeit breitet sich das Reich des Lichtes, über welches Ormuzd herrscht, überall aus. Dieß sind die Hauptbegriffe, auf welche Zoroasters Lehrgebäude sich stützt. Zoroaster wendete diese allgemeinen Begriffe aber auch auf einzelne Gattungen von Wesen an. Alle vernünftige und unvernünftige, lebendige und leblose Wesen waren unter die beyden Reiche des Ormuzd und Ahrimans vertheilt. Menschen, Thiere und Gewächse waren, in Hinsicht auf diese Einteilung, entweder rein oder unrein. Zu den unreinen Menschen gehörten alle diejenigen, welche Zoroasters Gesetze durch Gedanken,
Worte

Worte und Handlungen verachteten, und unter die unreinen Thiere und Gewächse wurden alle giftige und schädliche gerechnet. Den Verehrern des Ormuzds legte Zoroaster die Pflicht auf, alles was in der Natur rein und heilig ist, zu pflegen und zu befördern, und hingegen alle unreinen Thiere zu vertreiben und auszurotten. Durch diese strenge Verordnung wollte Zoroaster die physische Cultur des Landes durch Ackerbau, Viehzucht und Gärtnerey befördern. Uebrigens theilt er, der Idee des orientalischen Despotismus getreu, die ganze Nation in die 4 Stände oder Casten der Priester, der Krieger, der Ackerleute und der Handwerker; der Caste der Ackerleute gab er, ungeachtet er ihr nur die dritte Stelle eingeräumt hatte, bey jeder Gelegenheit den Vorzug. Da er auch überzeugt war, daß das Wohl einer Nation sich auf häusliche Tugenden gründet, so suchte er durch seine Gesetze die Ehen und die Fruchtbarkeit derselben zu befördern, und die unnatürlichen Laster dagegen auszurotten. Die Aufbewahrung seiner Gesetze vertraute er dem medischen Priesterstamme der Magier an, die, schon zur Zeit des Assyages, Staatswahrseher, Traum-

aus

ausleger und Minister des medischen Hofes waren. Zoroaster gab der Verfassung derselben eine neue und verbesserte Einrichtung. Sie waren in drey Grade, nemlich 1) der Lehrlinge, 2) der unvollendeten Meister, und 3) der vollendeten Meister, eingetheilt. Sie allein kannten alle gottesdienstlichen Gebräuche und Feyerlichkeiten, durch die man den Ormuzd verehrte; nur durch sie konnte man ihm Gebethe und Opfer darbringen; sie waren die einzigen Mittelpersonen zwischen der Gottheit und dem Menschen; nur ihnen offenbarte Ormuzd seinen Willen, offenbarte er die künftigen Schicksale der Menschen. Da die Nation des Orients keine wichtige Unternehmungen begann, ohne vorher den Rath und Willen der Götter zu erforschen, so wuchs das Ansehn der Priesterscaste nothwendig zu einer sehr ehrwürdigen Höhe, so bekam sie auf die Angelegenheiten des Staates den entscheidendsten Einfluß. Zu Zoroasters Zeiten hatten schon alle bekannte asiatische Höfe ihre Staatswahrsager, und an dem persischen war die medische Priesterscaste gleich bey dem Anfange der Monarchie angestellt, und ein gewisses Religionsceremoniel eingeführt. Dadurch wurden aber die vater-

ländi-

ländischen Sitten und Gebräuche der Perser nicht auf einmal unterdrückt; sie dauerten vielmehr noch einige Zeit fort, und die Perser behielten noch immer ihre vaterländischen Götter bey. Die medische Cultur und Religion wurde erst nur von dem Hofe des Monarchen angenommen.

Die eigenthümliche Religion der Perser zeichnete sich durch ihren sehr einfachen Charakter aus. Die Perser hatten keine Götzenbilder, keine Tempel, keine Altäre. Sonne, Mond, Erde, Feuer, Wasser und Winde waren die Gegenstände ihrer Verehrung. Die Sonne nannten sie Mithra, und sie wurde ganz vorzüglich verehrt. In der Folge entlehnten sie von den Assyriern und Arabern die himmlische Venus, die sie in ihrer Sprache Mitra nannten. Ihre Opfer brachten sie auf den höchsten Bergen. Es opferten nicht nur die Könige und die Magier, sondern auch die Hausväter. Der Opferer hatte seine Tiara gewöhnlich mit einem Myrtenkranze umwunden. Er führte das zum Opfer bestimmte Vieh an einen reinen Ort, und wenn er sein Gebeth zu den Göttern richtete, so bethete er nicht
nur

nur für sich und seine Familie, sondern für die ganze persische Nation, und besonders auch für den König. Das Opferrthier wurde zwar in Stücke zerlegt, aber es kam kein Feuer an dasselbe. Der anwesende Magier, ohne dessen Gegenwart kein Opfer gültig war, stimmte seinen Beschwörungsgefang an. Hier auf wurden die Opfersücke wieder weggeschafft, und die alten Perser opferten also der Gottheit nicht das Fleisch, sondern nur das Leben der Thiere. Gottesdienstliche Reinigungen und Einweihungen, und andre heilige Gebräuche, waren bey den Persern nicht gewöhnlich; auch hatten sie wenig Festtage. Nur der Sonne oder Mithra widmeten sie ein besondres Fest. Eben diese stellten sie durch ein Sinnbild, durch einen Wagen mit weißen Pferden, vor, der zuweilen in einem feyerlichen Aufzuge herumgeführt wurde. Diesen Wagen, der die Gestalt eines Thrones hatte, durfte kein Sterblicher besteigen; daher mußte der, welcher die heiligen Pferde lenkte, zu Fuße folgen. Zuweilen erschienen mehrere heilige Wagen. Der eigentliche Wagen der Sonne war weiß, und mit Blumenkränzen umwunden. Die beyden andern Wagen stellten wahrscheinlich andre

andre Gottheiten, als die Erde und das Feuer, vor; wenigstens wurde hinter dem Lehrern ein Altar mit Feuer getragen.

Wann jemand zur Zeit der alten Perser den Ausfals oder eine ähnliche Krankheit hatte, so schrieb man dieses Unglück einer Versündigung gegen die Sonne zu; der Kranke war von der Gesellschaft seiner Mitbürger ausgeschlossen, und ein Fremder mußte sogar das Land räumen. Aus eben dieser Ursache litt man auch keine weißen Tauben. Die Flüsse wurden von den Persern mit außerordentlicher Ehrfurcht behandelt; sie erlaubten sich daher durchaus nichts, wodurch dieselben verunreinigt werden konnten, und Cyrus bestrafte den Fluß Gyndes, in welchem ein heiliges Pferd ertrunken war, dadurch, daß er ihn in 360 Kanäle ableiten ließ. Weil die Perser auch das Feuer als eine Gottheit verehrten, so hielten sie es für unrecht, dasselbe durch Verbrennung der Todten zu verunreinigen. Die Leichname wurden daher mit Wachs überstrichen, und in die Erde gelegt. Die Perser glaubten wohl die Unsterblichkeit der Seele, aber keine Auferstehung der Todten, und keine Seelenwanderung;

derung; sie würden sonst nicht alle Thiere, die Hunde ausgenommen, getödtet haben.

Priester scheinen die alten Perser nicht gehabt zu haben; denn die Magier, die schon zur Zeit des Cyrus nach Persien kamen, waren medischen Ursprunges, und sie wurden lange als Meder unterschieden. Uebrigens wußten sich die Magier in Persien eben so geltend zu machen, als in ihrem Vaterlande, und schon die Geschichte des falschen Smerdis beweiset ihr großes Ansehn, und ihren wichtigen Einfluß auf die Staatsverwaltung. Der gar zu große Mißbrauch, den sie mit demselben getrieben hatten, machte sie aber bey den vornehmen Personen so verhaßt, daß sie dieselben bey nahe auszrotteten, und jährlich feyerten die Perser den Tag, an welchem die Magier niedergemeßelt worden waren. Es durfte sich alsdann keiner von den Magiern sehen lassen. Ihre Leichname wurden nicht auf persische Art beerdigt, sondern wie in Medien, unter freyem Himmel hingelegt, und den Hunden und Vögeln preisgegeben. Hieraus sieht man ganz offenbar, daß sie die medischen Sitten immer beybehielten.

Die

Die Perfer bewiefen viele Religionsduldsamkeit. Sie waren der Meynung, daß jedes Land feine eignen Schutzgötter hätte, die verehrt werden müßten. Ihre Monarchen trugen daher kein Bedenken, ſich die Gunſt der Götter von den Völkern, mit denen ſie Krieg führten, durch Opfer zu erwerben. Doch ſchon Cyrus, der Stifter der perſiſchen Monarchie, erlaubte den Juden, in ihr Vaterland zurückzukehren, und ihren vaterländiſchen Gottesdienſt wieder herzuſtellen.

Ungleich weniger einfach als der Glaube der Perfer war die Religion der Karthager. Die Stammväter derſelben hatten natürlich phönicifchen Gottesdienſt mitgebracht; da ihre Nachkommen aber, des Handels wegen, mit ſo vielen Nationen genauen Umgang pflogen; da ſich mancher Fremde zu Karthago niederließ, ſo mußte die urſprüngliche Zahl der karthagifchen Götter durch manchen ausländiſchen vermehrt werden. Die Karthager hatten Götter, die, wie uns Griechen und Römer verſichern, dem Jupiter, dem Mars, dem Apoll, dem Bacchus und dem Neptun ähnlich waren. Unter ihren eigenthümlichen Göttern war der ſchreckliche Baal, ihr oberſter Gott, der berühmteſte. Er

stellte den Saturn der Römer vor. Man opferte ihm Kinder aus den vornehmsten Häusern. Seine kolossalische Bildsäule von Erz hielt die beyden Arme dergestalt ausgestreckt, daß die Hineingelegten Kinder sogleich in eine mit Feuer angefüllte Höhlung fielen. Die Mütter wurden durch Religionschwärmerey hart genug gemacht, ihre geliebtesten Kinder dem schrecklichen Schicksale preis zu geben, und das Geschrey derselben unterdrückte der laute Schall der Pauken. Dieser barbarische Gottesdienst fiel den auswärtigen Nationen so gewaltig auf, daß der sicilische Tyrann Gelon, bey einem mit den Karthagern geschlossenen Frieden, die ausdrückliche Bedingung machte, daß sie die Menschenopfer unterlassen sollten. Als eine Handelsnation hatten die Karthager einen Merkur, den sie Asounes nannten: sie hatten einen Schutzgott der edlen Metalle und andrer Schätze, dessen Verehrung Dido nach Karthago verpflanzt hatte. Dieser sogenannte tyrische Herkules fand auf der ganzen Nordküste von Afrika so viel Verehrer, daß sich sein Dienst bis nach Gades in Hispanien verbreitete, wo man ihm einen prächtigen Tempel baute. Man widmete ihm die Erstlinge aller Früchte, und den Zehnten der Beute. Götter
von

von geringerm Range, als Aesculap, Pluto und Triton, wurden von den Karthagern gleichfalls verehrt. Mopsus, ein berühmter Wahrsager, hatte sich ein so großes Ansehn erworben, daß man ihm nach seinem Tode Tempel weihte, und jeder von diesen Tempeln gab ein Orakel ab. Die Karthager dachten sich endlich auch Schutzgötter der Flüsse, der Wiesen, der Gewässer; sie dachten sich Luft und Feuer als Gottheiten; sie verehrten Heroen, oder Männer, die sich besonders verdient gemacht hatten. Ihre Tempel waren vorzüglich prächtig; sie hatten aber auch Hüttempel, die von Ochsen gezogen wurden, und deren zufällige Bewegungen zum Orakel dienten. Auf Orakel und Wahrsageren setzten die Karthager überhaupt einen besondern Werth, und eben deswegen standen ihre Priester in großem Ansehn. Sie hatten sehr feyerliche Feste, unter welchem sich das Jahrsfest wegen der Gründung von Karthago vornehmlich auszeichnete.

Keine Religion der alten Welt war ein mannigfaltigeres und zusammengesetzteres Gewebe, als die griechische. Die Volksreligion der Griechen, das heißt, die Religion, zu der sich die ganze griechische Nation, und alle Stände
der

derselben, wenigstens öffentlich bekannten, war, der großen Aufklärung der Griechen ungeachtet, noch immer ein abergläubisches System gottesdienstlicher Gebräuche und Feyerlichkeiten, das weniger für den Geist als die Phantasie, etwas Anziehendes hatte. Die Griechen hatten keine symbolischen, keine dogmatischen Bücher, die ihnen ihre Glaubensartikel vorschrieben und erklärten; es fehlte ihnen aber demungeachtet nicht an mancherley Glaubenssagen, die sie durch mündliche Sage, durch zufällige Erörterung in ihren Schriften, fortpflanzten. Sie glaubten, daß man die Schutzgötter aller Nationen, und selbst die unbekanntn, verehren müsse. Sie glaubten eine zahllose Menge von Schutzgöttern der einzelnen Personen, die sie Dämonen nannten. Diese Dämonen dachten sie sich, so wie die Götter, mit einem menschlichen Körper, mit menschlichen Leidenschaften und Empfindungen, aber mächtiger als die Menschen, und weit feiner als dieselben organisiert. Diesen Göttern und Dämonen schrieben sie alle Wirkungen zu, die von Menschen, oder andern sichtbaren Dingen, nicht offenbar herrühren. Diese lenkten, wie sie glaubten, nicht nur die Schicksale einzelner Menschen, sondern ganzer Staaten. Die Götter
und

und Dämonen waren aber großmüthig genug, den Sterblichen wegen desjenigen, was ihnen bevorstand, bedeutungsvolle Winke zu geben. Sie ließen die Menschen den Willen der Götter in den Gestirnen, in den Sonnen- und Mondfinsternissen, in den Kometenschweiften, in Stürmen und Gewittern, in allen ungewöhnlichen Luferscheinungen, im Erdbeben, in Feuer ausbrüchen und Ueberschwemmungen, wahrnehmen. Die Zukunft wurde durch den Flug und Gefang der Vögel, durch das Eingeweide der Opferthiere, durch das Ohrenklingen, durch das Augenzittern, durch das Herzklopfen angezeigt. Eine Leiche, der man begegnete, ein Leichnam, den man zufälliger Weise berührte, eine Katze, die über den Weg sprang, ein Stück Essen, oder ein Hausgeräthe, an dem eine Maus genagt hatte, konnte Unglück bedeuten. Gegen ihre Günstlinge, vornehmlich die Priester, konnten sich die Götter so herablassen, daß sie dieselben ihrer lebendigen Erscheinung würdigten, daß sie ihnen ihren Willen selbst offenbarten. Dieß geschah hauptsächlich an besondern Lieblingsbratern der Götter, an den Sitzen der Orakel, in heiligen Haynen, oder in Höhlen. Da man sich die Götter mit menschlichen Empfindungen und

Lei:

Leidenschaften dachte, so war der Gedanke sehr natürlich, daß man sich durch Beweise von besondrer Ehrfurcht und Aufmerksamkeit ihre Gunst erwerben, daß man dadurch ihren Zorn verföhnen könnte. Es gab daher schon in der griechischen Religion verdienstliche Werke, zu welchen Opfer, Weihgeschenke, Stiftungen, Feste, Reinigungen, Gebethe, feyerliche Umgänge, und allerley Kästeyungen des Leibes gehörten. Die Menschen hatten aber nicht allein mit der Verföhnung der Götter zu thun; sie mußten auch die abgeschiedenen Seelen, die sie beleidigt hatten, zu besänftigen suchen. Diese setzten sie als Gespenster in Schrecken. Wie viele Ursachen, in Angst zu seyn, hatte also nicht der unaufgeklärtere Theil der Griechen!

Eine so abergläubige Nation, als die Griechen, glaubte sehr leicht an Zauberey und Beschwörung, und es fanden sich immer Leute, welche diesen Glauben benutzten, um sich für Wunderthäter auszugeben. Sie stützten ihre Wunderkraft auf gewisse Opfer, Gebethe, Lieder, Formeln, Zahlen; auf Amulette, Ringe, Kleidungsstücke; auf besondre Arten von Kräutern, vornehmlich aus Aegypten und Thessalien; auf Knochen und Glieder von hingerichteten Menschen,

fchen, oder von Thieren, die sich selten sehen
 und schwer fangen lassen, oder auch etwas
 besonderes in ihrer Lebensart äussern. Sie
 bereiteten sich durch ein strenges und heiliges
 Leben, durch Einweihungen, durch allmähliche
 Ueberspannung der Einbildungskraft, vor. So
 wurden sie Wunderthäter, Geisterseher, Pro-
 pheten, Vertraute der Götter und der Dämonen,
 ja selbst Gebiether derselben, die es in ihrer
 Gewalt hatten, Todte erscheinen zu lassen, oder
 gar wieder lebendig zu machen, Krankheiten
 durch bloße Beschwörung zu heilen, Menschen
 in allerley Thiergestalten zu verwandeln,
 Schlangen, Scorpione und die wildesten Thiere
 zu bezähmen, verborgene Dinge zu entdecken
 und zukünftige zu weissagen, Sonnenfinsternisse
 zu machen, Winde und Ungewitter zu erregen
 und zu stillen, Liebe und Haß einzulösen,
 durch allerley Mittel zu bezaubern, das ganze
 Schicksal eines Menschen in den Gestirnen zu
 lesen, und eben sowohl ganze Städte und
 Völker, als einzelne Personen, zu segnen, zu
 verfluchen, und zu entsündigen. Am berühm-
 testen waren die Weissager und Zauberer aus
 der Landschaft Elis, wo einige Familien sich
 im erblichen Besitze der Kunst zu wahr sagen,
 und

und

und Krankheiten zu bannen, befanden. Diese Leute gaben auch Gewissensrätze ab, und sie besaßen eine unverschämte Zudringlichkeit. Es waren gewöhnlich Priester, und wie sehr mußte schon hierdurch das Ansehn derselben gewinnen!

Die Vergrößerung des priesterlichen Ansehns beförderte aber die ganze Einrichtung des Gottesdienstes. Die Priester suchten denselben durch mancherley Gebräuche und Feyerlichkeiten immer prächtiger zu machen, und die Sinne derer, die den gottesdienstlichen Handlungen beywohnten, immer stärker zu bezaubern. Die Gottheiten wurden jetzt durch lauter Meisterstücke der berühmtesten Künstler vorgestellt. Gewöhnlich befanden sie sich im allerheiligsten Theile des Tempels, oft durch heilige Vorhänge dem sehnsuchtsvollen Blicke des frommen Vethers entzogen. Einige derselben durften von niemand, als von den Priestern, gesehen werden; dieß waren besonders solche, von welchen man glaubte, daß sie vom Himmel gefallen wären, z. B. die Minerva zu Athen, und die Diana zu Ephesus. Die Götzenbilder wurden bey feyerlichen Umgängen mit herumgetragen oder gefahren. Das letztre geschah auf besondern Staatswagen. Die Griechen hatten auch

auch noch kleinere Götzenbilder in besondern Kapellen, in Tempelvorhöfen, in den Gassen der Städte, auf den Landstraßen, und selbst in den Häusern. Man verwahrte die Götzenbildehen in kleinen Gehäusen oder Tempelchen, die man forttragen konnte. Bey Götzenbildern, Tempeln, und Altären fanden Verbrecher und andre Personen, die in großer Noth waren, Schutz und Zuflucht.

Die Opfer wurden bey den Griechen immer feyerlicher und kostbarer. Man hatte Dankopfer. Sein Dankgefühl gegen die Götter gab man jetzt nicht blos durch Früchte, geröstete Gerstentörner, durch geschrotenes mit Salz vermengtes Gerstenmehl, durch Brey und Kuchen, zu erkennen; man schlachtete vielmehr ihnen zu Ehren ausgesuchtes und wohlgemästetes Vieh, das nach dem Geschlechte, und dem Range der Götter, verschieden war. Bey den Veröhnungsopfern mußten Thiere für die Schuld der Menschen büßen. Menschenopfer kamen bey den Griechen in den ältesten Zeiten nicht sehr selten vor. Bey feyerlichen Opfern wurden folgende Gebräuche beobachtet. Zuerst geboth ein Herold Stillschweigen und Entfernung der Unreinen. Hierauf wurde das Opferrhien bey
den

den Hörnern, die öfters vergoldet waren, zum Altare geführt. Der Opfernde ergriff den am Eingange des Tempels im Weihgefäße liegenden Weihwedel, einen blätterreichen Zweig, gewöhnlich vom Lorbeerbaum, und besprenge sich und das Opferthier mit Weihwasser. Nun wurde das heilige, gesalzene Gerstenmehl auf das Haupt des Thieres gelegt; man rauffte ihm die Stirnhaare zwischen den Hörnern aus, und verbrannte sie auf dem Altare. Jetzt fieng sich das Opfern an, das mit Gebeth begleitet war. Man schlug das Thier mit einer Art vordem Kopf, und stach es hierauf mit einem Messer ab. Bey der Zerstückelung des Thieres wurde eine genaue Untersuchung der Eingeweide angestellt, um daraus zu weissagen. Zum eigentlichen Opfer wählte man nur die Hüftstücke, die man, mit dem heiligen Gerstenmehle bestreut, auf dem Altare verbrannte. Gewöhnlich goß man Wein in das Opferfeuer. Alles übrige Opferfleisch wurde an Spießen gebraten, und bey der Opferrmahizeit verzehrt, welche ein herrliches Mittel abgab, Freundschaft und Einigkeit zu stiften, und zu unterhalten. Ein solches Opfer konnte zur Zeit des Luxus ein Talent (1350 Thaler) kosten. Den unterirdischen

dischen Göttern opferte man gemeiniglich schwarze, unfruchtbare Thiere. Zum Altare diente eine Erderhöhung, die man in der Mitte einer Grube stehen ließ.

Das fromme Gefühl der Griechen äusserte sich aber nicht allein in Opfern, sondern auch im Gebethe, im Räuchern, in allerley Reinsigungen. Vor allen gottesdienstlichen Handlungen gieng das Händewaschen voraus. Ehe der Grieche bethete, warf er etwas Räucherspecerey ins Feuer; auch goß er etwas Wein zum Trankopfer aus. Hierauf warf er sich bald auf die Knie, bald völlig nieder, und streckte nach dem Wohnsitze der Gottheit, an die er sein Gebeth richtete, also nach dem Himmel, nach der Erde, und nach dem Meere, seine Hände aus. Er bethete öfters leise, damit niemand sein Gebeth hören und die Wirkung desselben durch ein Gegengebeth vernichten möchte. Um die Gottheit zur Erhörung seines Wunsches um so eher zu bewegen, verband er sein Gebeth gewöhnlich mit einem Gelübde, oder einem Versprechen, durch welches er sich im Falle der Erhörung zur Erfüllung einer gewissen Bedingung verbindlich machte. Er schloß also gleichsam einen Vertrag mit der Gottheit. Der Grieche scheute sich nicht, die

Göt

Götter zu bitten, daß sie über seinen Feind Unglück verhängen möchten. Bey großen Festen, und feyerlichen Opfern, wurden gemeinschaftliche Gebethe dargebracht. Man bethete alsdann für das Wohl des Staates, und seiner Bundesgenossen: für die Erhaltung der Ernte; man bethete um Regen, um Sonnenschein, um die Abwendung der Landplagen. Ein so feyerliches Gebeth war ein erhabenes, rührendes Schauspiel. Man pflegte bey solchen Gelegenheiten zu räumen. Man brauchte hierzu Weihrauch und andre kostbare Specereyen, die einen Aufwand von großem Werthe veranlaßten.

Die Griechen bewiesen eine ganz vorzügliche Sorgfalt, von ihren gottesdienstlichen Dertern und Handlungen alles, was lasterhaft und unrein war, zu entfernen. Diese Sorgfalt entstand zu der Zeit, wie die rohen Sitten der Bewohner Griechenlands es zur Nothwendigkeit machten, die Religion gegen Gewaltthätigkeiten auf alle Weise zu schützen. Verbrecher und Lasterhafte mußten daher von der Theilnahme der gottesdienstlichen Handlungen ganz ausgeschlossen seyn. Durch die Gegenwart solcher Personen wurde ein Tempel entheiligt. Noch in größerem Maße geschah dieß, wenn in dem Tempel selbst eine böse

böse That, z. B. ein Mord, verübt worden
 war. Uebrigens fand ein unvorsätzlicher Mörder
 in dem Tempel, bey dem Altare, bey dem
 Götzenbilde, einen Zufluchtsort, wo er gegen
 die Verfolgungen der Bluträcher sicher war.
 An einem, der bey den Göttern Schutz suchte,
 durfte sich niemand vergreifen, wenn er sich
 nicht dem Vorwurfe, die unnatürlichste Gotts-
 losigkeit begangen zu haben, wenn er sich nicht
 der Beschuldigung, den Fluch und Zorn der
 Götter über sich und seine Familie, ja wohl gar
 über das ganze Land gebracht zu haben, aussetzen
 wollte. Derjenige, der den Schutz der Götter
 suchte, erschien in der demüthigsten Stellung,
 in der Hand weiße, heilige Bänder, oder Oehl-
 und Lorbeerzweige, die mit heiligen Bändern
 umwunden waren; er warf sich vor die Füße des
 Beleidigten nieder; er umfaßte dessen Knie und
 Hände. Einen, der sich so demüthig in den
 Schutz der Götter begeben hatte, zu tödten,
 hielt man für die schrecklichste That. Geschah
 dieß aber dennoch, so war der Tempel entheiligt;
 so mußte er durch Opfer, durch Gebethe, durch
 Räuchern, feyerlich gereinigt werden. Große
 Landplagen, als Mißwachs, Hungersnoth,
 ansteckende Krankheiten, wurden für ein Zeichen
 des

des

des göttlichen Zornes gehalten, und man nahm in diesem Falle an, daß die ganze Gemeinde, oder das ganze Volk den Zorn der Götter verdient habe, und daß eine feyerliche Reinigung vorgehen müsse. In einem solchen Falle wurde einst in Athen ein schöner Jüngling als ein Versöhnungsoffer geschlachtet. Ueberhaupt gab man sich zu Athen zuweilen Mühe, eine Person zu finden, die den Zorn der Götter besonders verdient zu haben schien. Diese wurde in den ältern Zeiten verbrennt, in den spätern aber, nach einigen Muthensreichen, des Landes verwiesen.

Mit ganz außerordentlicher Sorgfalt ordneten die Griechen auch ihre Feste an, die sich in diesem Zeitraume gewaltig vermehrt hatten. Anfangs feyerten die Griechen nur das Fest der Ceres und des Bacchus, das heißt, die Ernte und die Weinlese. In der Folge aber wurden der Feste so viele, daß der bey denselben erforderliche Aufwand manche Familie in Armuth versetzte. Man bereitete sich zur Feyer eines Festes durch Reinigungen, durch Enthaltbarkeit in sinnlichen Vergnügungen, vor. Die Thore des Tempels wurden mit Kränzen und Bändern geschmückt. Das Volk versammelte sich in den Hallen

Hallen desselben. Die Feyer bestand hauptsächlich in Opfern, Gebethen, in Tänzen und Gesängen, in einer pantomimischen Vorstellung der Geschichte der Gottheit, welcher das Fest gewidmet war. Sie fieng sich gewöhnlich mit feyerlichen Aufzügen an. Dem Gößenbilde, welches entweder gefahren oder getragen wurde, folgten die Priester, folgten die Vornehmsten des Volkes in ihren besten Staatskleidern zu Pferde. Die heiligen Gefäße und andre Heiligthümer wurden von den edelsten und schönsten Mädchen getragen. Meistens wurden auch die der Gottheit gewidmeten Thiere mitgeführt. Oft dauerte der Zug bis in die Nacht. Alsdann erleuchteten ihn Fackeln, deren Glanz jedoch nicht vernidgend war, die bey nächtlichen Versammlungen vieler Menschen so natürlichen ausschweifenden Aeußerungen der Fröhlichkeit zu unterdrücken. In solchen feyerlichen Aufzügen und Handlungen lag das Anziehende, was die Religionen des Alterthums für ihre Verehrer hatten, die bey gottesdienstlichen Handlungen mehr fühlen als denken wollten. Die gemeinen Griechen waren überhaupt der Meynung, daß die ganze Religion in Gebethen und Opfern, und in den Reinigungungen, bestehe.

Galletti Weltg. 2r Th. A a Lange

Lange Zeit verwalteten die Hausväter, die Stammältesten, die Könige die Priesterschaft; auch hatte jeder Tempel anfangs nur einen Priester. In der Folge vermehrten sich aber die gottesdienstlichen Feyerlichkeiten und Gebräuche so gewaltig, daß, besonders in den Städten, ganze Priestercollegien nöthig waren. Eine eigne Priester caste aber hatten die Griechen nie; doch gab es erbliche Priesterfamilien. Zu Athen sollten blos Leute von guter Herkunft der Priesterwürde fähig seyn. Sowohl Priester als Priesterinnen mußten Leute von unbescholtenem Rufe seyn. Da bey der Verrichtung der gottesdienstlichen Handlungen die größte Reinlichkeit erfordert wurde, so setzte man die Bemühungen, seinen Körper von aller Unsauberkeit zu befreyen, einige Tage hindurch mit der ängstlichsten Strenge fort. Die Priester mußten während dieser Zeit dem Genusse der sinnlichen Liebe entsagen. Sie bestreuten, um den Ansehungungen der Sinnlichkeit desto leichter zu widerstehen, ihr Lager mit gewissen kühlen Kräutern; ja es gab zu Athen Priester, die ihren Keuschheitsseifer so weit trieben, daß sie sich durch Schierlingspflaster zum physischen Genusse

nusse der Liebe auf immer untüchtig machten. Es gab in Griechenland auch Priesterinnen, unter andern bey einem Bacchustempel zu Athen. Diese waren zur unverleßlichsten Keuschheit verpflichtet. Der Unterhalt der Priester hatte mancherley Quellen. Sie genossen einen Theil der Tempelinkünfte; sie theilten die vielen und kostbaren Opfer; sie zogen eine Art von Stolgebühren. So erhielten die Priesterinnen der Minerva zu Athen bey jeder Geburth, und bey jedem Todesfalle, ein gewisses Maas von Weizen und Gerste, und etwas Geld. Die Priester zogen endlich auch von den heiligen Freystätten allerley Vortheil.

Die Religion, welche die griechischen Priester lehrten, war ein weitläufiges System von Aberglauben, weil ihr Vortheil und ihr Wohlstand von demselben abhieng. Allein dieses System des Aberglaubens war der Aufklärung der griechischen Philosophen schlechterdings nicht angemessen. Diese drangen vielmehr in die Ursachung der Entstehung und der Fortdauer der Welt immer tiefer ein, und sie wußten sich dieselben scharfsinnig genug zu erklären. Ihre Forschungen leiteten sie auf

einen unerschafften, ewigen Grundstoff; aber in Ansehung der Bildung desselben waren sie verschiedener Meynung. Nach einigen war die erste Ausbildung der Materie nach eben den Naturgesetzen erfolgt, nach welchen sich ihre Fortbildung richtet; das heißt, Zusammensetzung und Trennung der Materie wechseln unaufhörlich mit einander ab. Andre dachten sich eine besondere aber mit dem Grundstoffe verbundene Kraft, und wieder andre nahmen die bildende Kraft als eine vom Grundstoffe verschiedene und abge sonderte Substanz an. Die letztern hatten also schon die Idee von einem Weltbildner, oder Weltordner; sie waren also dem Gedanken von einem Welt schöpfer ziemlich nahe. Manche behielten ihre Meynungen für sich, und ließen die Volkreligion unangefochten; andre machten sich aber eine besondre Angelegenheit daraus, den gewöhnlichen Glauben zu bestreiten, und das Unge reimte und Lächerliche desselben zu zeigen. Der erste Philosoph, der dieses wagte, war Xenophanes von Kolophon, ein Zeitgenosse des Pythagoras, der Stifter einer besondern philosophischen Schule. Dieser erklärte den Homer und andre Dichter für Gotteslästerer, weil

weiß sie die Götter fähig glaubten, Verbrechen
 begehen zu können. Auch lachte er über alle
 Arten von Wahrsagerereyen, als über Betrug
 und Aberglauben, und er fand es fogar gottlos,
 sich einzubilden, daß die Götter menschliche
 Gestalt hätten, daß sie geböhren würden und
 sterben. Mehrere Philosophen stimmten darin
 mit ihm überein. Der berühmte Anaxagoras
 konnte sich nicht entschließen, Sonne und
 Mond für Götter, Sonnen- und Monsfinster-
 nisse für Vorbedeutungen und Wunderzeichen,
 zu halten. Sokrates bemühet sich, keine
 Meynungen zu äußern, die mit der Volks-
 religion im Widerspruche standen; doch scheute
 er sich nicht zu behaupten, daß die Götter
 keine geistige Wesen, sondern nur feine,
 ätherische, alles durchdringende, obgleich mit
 keinem andern Wesen vermischte Substanzen,
 wären; auch setzte er auf die Opfer keinen
 hohen Werth. Plato erklärte die griechischen
 Götter geradezu für erschaffene Wesen, und
 er fand es sehr unschicklich, ihnen menschliche
 Leidenschaften und Schwachheiten zuzuschreiben.
 Es gab aber griechische Philosophen, welche
 nicht allein über die griechische Volksreligion,
 sondern über alle Religionen, lachten, und
 also

also völlige Freygeister waren. Lange dachten die Griechen vernünftig genug, sich um die Religionsgesinnungen nicht genau zu bekümmern; in Athen sieng man aber zur Zeit des Perikles an, die Freygeister zu verfolgen. Dieß Schicksal erfuhren unter andern Anaxagoras, Aspasia, Alcibiades und vorzüglich Sokrates. Uebrigens bewiesen sich fast alle Nationen der damahligen Welt in Ansehung anderer Religionen sehr duldsam.

Fast alle Völker glaubten an ein vorherbestimmtes Schicksal ganzer Staaten, so wie einzelner Menschen, also an eine Prädestination. Ueber den Zustand nach dem Tode hatten die griechischen Philosophen schon so eifrig nachgedacht, daß sie der richtigern Meynung ziemlich nahe kamen. Diese richtete sich nach dem Begriffe, den sie mit der Seele verbanden. Die ältern Philosophen der Griechen dachten sich unter derselben weiter nichts, als eine bloße bewegende Kraft, die sich im Bernstein und im Magnet, in den Pflanzen und in den Thieren eben sowohl, als im Menschen, äußere; sie stellten sich also gleichsam die ganze Welt als beseelt vor. Die ältern Verehrer des Pythagoras hielten die

die

die Menschenseele für einen Ausfluß des Aethers, dem sie das Gehirn und das Herz zum Sitz anwies. Eben diese Pythagoräer glaubten, so wie die ägyptischen Weisen, daß die abgeschiedenen Seelen entweder in den Aether, oder in den Ort der Qual, versetzt würden. Andre Philosophen stimmten mit dieser Meinung mehr oder weniger überein; manche glaubten an die ägyptische Seelenwanderung, und manche hielten die Seele für weiter nichts, als für eine Eigenschaft des Körpers, die zugleich mit dem Körper aufhöre. Sokrates dachte sich das Wesen des menschlichen Geistes ungleich erhabner; er behauptete, die Seelen wären göttlichen Ursprunges, und sie lebten, auch nach der Auflösung des irdischen Körpers, noch fort. Aber das Schicksal derselben dachte er sich verschieden. Für die tugendhaften und reinen nahm er den Umgang mit höhern und vollkommnern Wesen, und den fortgehenden Wachsthum an Weisheit und Tugend, an; den unreinen Seelen drohete er mit den Wohnungen der Qual, wo sie durch Strafen geläutert und gebessert, wo sie aber auch so lange gequält werden würden, bis Besserung erfolge. (Also eine Art von Fegfeuer!). Plato,

der

der Schüler des Sokrates, hielt die Seelen für Damonen, die zur Strafe in einen Menschenkörper gebannt wären; er glaubte daher, daß ein Weiser sich unaufhörlich bestreben müsse, die Seele von dem Leibe, als dem Grabe oder Kerker des Geistes, allmählig immer mehr abzuziehen, und sich zum Tode vorzubereiten, und er war der Meynung, daß die Seelen, die sich während ihrer Verbindung mit dem Körper nicht tugendhaft bewiesen hätten, zu ihrer Strafe wieder in andre Körper von schlechterer Art versetzt würden.

Zwölftes Kapitel.

Staatsverfassung der Perser, Karthager, Griechen.
Kriegsverfassung derselben.

Von der großen Menge von Staaten, die es im persischen Zeitalter gab, hatten nur die wenigsten eine monarchische, die allermeisten aber eine republikanische Verfassung. Ausser der großen persischen Monarchie, gehörten nur die Aegypter, einige Zeit hindurch, ingleichen die Massageten, die Scythen, die Thracier, die Macedonier, die Epiroter, die Spartaner, und wenige andre Völker mehr zu denen, die sich bey einer monarchischen Regierung beruhigten. Karthago, Rom, und die vielen Staaten der Griechen stellten lauter Republiken vor. Unter den Monarchien verdient es aber ganz vorzüglich die persische, daß man sich mit ihr
ge

genauer bekannt macht. Sie war in Rücksicht ihres Flächeninhalts wenigstens viermahl so groß, als die jetzige östreichische Monarchie, und in Ansehung ihres politischen Einflusses übertraf sie alle übrigen Staaten der damaligen Welt.

Die persische Regierungsart war bey weitem nicht so drückend, als das Joch der Assyrer, Meder und Babylonier; die persischen Monarchen ließen den Völkern, die sich ihrer Herrschaft unterwarfen, meistens ihre Regenten und ihre Verfassung, und sie forderten weiter nichts als Tribut und Geschenke, ingleichen Kriegsdienste von denselben. Die Gewalt des persischen Monarchen war durch unveränderliche Reichsgesetze, durch den Reichsrath von 7 Mitgliedern, durch die allgemeine Versammlung der Vornehmen, durch die königlichen Richter, und vornehmlich durch Religion und Magier, eingeschränkt. Wenn also ein persischer Monarch zu despotisch verfuhr, so überschritt er die Gränzen seiner Rechte und Befugnisse. Die Thronfolge erbte zwar in der herrschenden Familie fort; aber die Ränke des Harems machten sie sehr schwankend und unsicher. Cyrus, der Stifter der Monarchie, theilte sie unter seine zwey Söhne;

Söhne;

Söhne; aber doch in dem Verhältnisse, daß der jüngere, der Bactrien und die angränzenden Länder erhielt, von dem ältern Bruder abhängig war. Der letzte, Kambyfes war weniger schlimm, als ihn die erbitterten ägyptischen Priester schilderten. Schon unter Cyrus hatte die Annahme der persischen Hofsitte die schädliche Folge hervorgebracht, daß die Erziehung des Thronerben in die Hände der Weiber, und der Verschnittenen des Harems, gekommen war. Die Meder arbeiteten seit der Zeit daran, den Persern die Herrschaft wieder zu entreißen, und sie wollten diesen Plan durch die Revolution des falschen Smerdis zur Ausführung bringen. Die persischen Fürsten wußten aber ihre Absicht durch eine Gegenrevolution glücklich zu vereiteln, und dem Darius Hystaspis, den sie auf den Thron versetzten, hatte die persische Monarchie die Einrichtung ihrer innern Verfassung zu danken.

Bis auf die Zeiten des Darius stand, den Anordnungen des Cyrus gemäß, in jeder eroberten Provinz ein General mit einem Heere, um den Besitz derselben zu sichern. Außer dem Generale waren noch besondere Beamten angestellt, welche die Tribute von den Unterthanen erhoben, und sie dem Monarchen überschickten. Es gab
so:

sodann noch eigne Befehlshaber über die Besatzungen der Städte, auf die es besonders ankam. Die persischen Monarchen bedienten sich, um ihre Eroberungen zu sichern, noch desjenigen Mittels, welches im vorigen Zeitraume sehr gewöhnlich war. Sie versetzten die Völker, von denen sie Ungehorsam und Aufruhr besorgten, in andre Länder. So ließ Cambyses, nach der Eroberung von Aegypten, eine Colonie von 6000 Bewohnern dieses Landes nach Susa bringen. Traf das Loos, verpflanzt zu werden, Insulaner, so wurde durch die Armee eine Art von Treibjagen angestellt. Gewöhnlich wurden so unglückliche Völker dieser Art auf die Inseln des persischen Meerbusens, und des indischen Meeres, versetzt, damit sie nicht so leicht wieder in ihr Vaterland zurückkehren könnten; denn man hatte Beyspiele, daß ganze Völkerschaften, aus Liebe zum Vaterlande, die größten Gefahren nicht geachtet hatten, um sich aus ihren neuen Wohnsitzen wieder herauszustehlen. Endlich brauchten die persischen Monarchen noch ein ganz besondres Mittel, um ihre Herrschaft über unterjochte, aber mächtige und kriegerische Völker zu befestigen. Sie geböthen ihnen einen entnervenden Luxus. Die Lydier mußten auf

Ver

Befehl des Cyrus ihre Waffen abliefern, in weiche Gewänder sich kleiden, und ihre Jugend im Trinken und Spielen üben. Merkwürdig ist es, daß ihm dieses Mittel Krösus selbst riet, der hierdurch sein Volk vor der Verfehlung bewahren wollte.

Unter dem Darius Hystaspis trat der Zeitpunkt ein, wo die bisher nomadische Verfassung des persischen Staates eine politischere Einrichtung erhielt. Von dieser Zeit an hatten die persischen Monarchen einen festern Wohnsitz, und Susa, Babylon und Ekbatana waren ihre gewöhnlichen Residenzen. Des Darius wichtigste Anordnung aber war die Eintheilung in Satrapien, durch welche die despotische Regierungsart ganz vorzüglich befestigt wurde. Die Anzahl derselben betrug seit den Zeiten des Darius Hystaspis auf zwanzig. Die lange Regierung des Darius war zur Befestigung seiner Anordnungen so hinreichend, daß Persien schon unter Xerxes als ein völlig gebildetes Reich erscheint. Es äusserten sich aber bald Ursachen, welche den allmählichen Verfall der großen, wohlleingerechtigten persischen Monarchie bewirkten.

Die öftern Kriegszüge nach Europa, die schon unter dem Darius anfiengen, verursachten nicht

nicht

nicht nur einen außerordentlichen Aufwand an Geld und Menschen, sondern bewirkten auch, daß die ehemahls wegen ihrer Tapferkeit so geschätzten persischen Truppen, die von den Griechen so mannmahl besiegt wurden, ihren militärischen Werth verlohren, und daß die persischen Monarchen den vorzüglichsten Theil ihres Heeres aus griechischen Soldtruppen bildeten. Dieß brachte die natürliche Folge hervor, daß die Perser ihren kriegerischen Charakter verlohren, daß sie um so tiefer in Ueppigkeit und Weichlichkeit versanken. Eine zweyte Hauptursache, welche den Verfall der persischen Monarchie bewirken half, war das Bestreben der Satrapen, sich unabhängig zu machen, oder wenigstens eigenmächtig zu regieren. Darius hatte den persischen Staat in viele Satrapien getheilt, weil er sehr wohleinsah, daß nur viele nicht sehr mächtige Satrapen die Ruhe und die Sicherheit des Thrones befördern könnten. In der Folge glaubte man aber, zum Vortheile der Prinzen vom königlichen Hause, von dieser weisen Einrichtung abgehen, und mehrere Satrapien vereinigen zu können. Ursprünglich schränkte sich die Gewalt der Satrapen auf die Erhebung der mancherley Tribute, und die Auf-

Aufsicht über die Cultur des Landes, besonders den Ackerbau, ein. In der Folge kam aber die Gewohnheit auf, dem Satrapen auch die militärische Gewalt zu übertragen. So wurden ganz natürlich große und mächtige Herren aus ihnen, deren Empörungsfucht die schlauen Griechen sehr gut zu benutzen wußten. Diese nachtheiligen Einrichtungen des persischen Staates wurden durch das große Sittensverderbniß des Hofes noch schädlicher gemacht.

Der Hofstaat eines persischen Monarchen, von welchem der Harem einen der wichtigsten Theile ausmachte, war, der orientalischen Sitte gemäß, sehr zahlreich und glänzend. Die Zahl der Hofbedienten war außerordentlich groß, und sie vermehrte sich immer, weil es der Wohlstand erforderte, daß jede, auch die kleinste Verrichtung, durch besondere Leute besorgt werden mußte. Alle diese Leute hatten freyen Tisch; daher speisten auf Kosten des Monarchen täglich auf funfzehntausend Personen. Der Ordnung wegen waren die niedern Hofbedienten in Abtheilungen von zehn und hundertern abgesondert. Die höhern, oder die Hofbeamten, welche, gleichfalls in großer Anzahl vorhanden waren, wurden Freunde, Verwandte und Knechte des

Rd.

Königs genennt. Sie bildeten sich ursprünglich aus dem herrschenden Stamme der Perfer; daher hießen sie mit Recht Verwandte des Monarchen.

Der Harem, oder der Serail desselben, wurde mit schönen Mädchen aus den verschiedenen Provinzen des Reichs angefüllt, und Verschnittene führten nicht nur über sie, sondern über die ganze innere Policy des Harems, die Aufsicht. Dieser war in zwey Gemächer oder Gebäude abgetheilt. In dem einen befanden sich die Schönen, welche der Wollust des Monarchen erst zum Opfer gebracht werden sollten; in dem andern hielten sich diejenigen auf, welche die Ehre des vertraulichen Umganges des Königs schon genossen hatten. Auf diese Ehre mußte das schöne Mädchen, welches ein Mitglied des Harems wurde, ein volles Jahr warten, weil so viel Zeit dazu gehörte, um es durch köstliche Specereyen und Wohlgerüche für den Genuß des Monarchen vorzubereiten. Auch hatte jede Schöne des Harems gewöhnlich nur einmahl das Glück, die Gunstbezeugungen des Monarchen zu genießen, und sie mußte sich derselben außerordentlich würdig gemacht haben, wenn sie noch einmahl gerufen werden sollte. Da also

also fast für jeden Tag ein neues Opfer in Bereitschaft seyn mußte, so gehörte eine große Anzahl von Mädchen in den Harem. Darius Hystaspis hatte 360 Beyschläferinnen, also so viel als Tage im persischen Jahre, und dieß war die Hofsitte. So sehr aber bey dem Monarchen der Genuß so vieler und so mancherley schönen Mädchen endlich Empfindungen der Gleichgültigkeit, ja des Ueberdrusses, hervorzubringen mußte, so wenig konnten die einmahl gereizten Triebe der unglücklichen Opfer seiner Wollust befriedigt werden, und die armen Geschöpfe wurden in einen bedauernswürdigen Zustand versetzt, wo ein unaufhörliches Schmachten ihr Loos war. Der Monarch hatte aber, ausser den Beyschläferinnen, noch rechtmäßige Gemahlinnen, die aus der Familie des Cyrus, oder des Achämenes, genommen wurden. Zuweilen gelang es aber auch wohl einer Beyschläferin, sich zum Range einer Königin zu erheben. Ein Beyspiel dieser Art war die jüdische Esther, deren Vater Mardochai bey einem Könige von Persien, vielleicht bey dem Artaxerxes, Thürhüter war. Wasti, die Gemahlin des Monarchen, hatte durch ihren Stolz seinen Unwillen so lebhaft erregt, daß sie verstoßen

Galletti Weltg. 2r Th. Vb wurde,

wurde, und Esther besaß Schlantheit genug, um sich an ihre Stelle zu schwingen. Diese Beyspiele schienen jedoch selten vorgekommen zu seyn. Diejenige, die zur Gemahlin des Monarchen erhoben wurde, erhielt die Zeichen der königlichen Würde; das Diadem und den übrigen Schmuck. Ihr Schicksal aber war übrigens nicht günstiger als das Loos der Beyschläferinnen; und sie mußte gleichfalls eine eingeschlossene Lebensart führen, und, wenn sie ja einmahl öffentlich erschien, ihr Angesicht verhüllen.

Da der persische Monarch den größten Theil seiner Zeit im Harem, in Gesellschaft seiner Weiber und Verschnittenen, zubrachte, so mußte diese auf seine Regierung natürlich einen mächtigen Einfluß gewinnen. Die Angelegenheiten des Staates wurden daher in dem Innern des Serails, in Gegenwart der Königin Mutter, der begünstigten Gemahlin, und der Verschnittenen, abgehandelt. Nur zu den Verathschlagungen über große Kriegszüge und andre dergleichen Begebenheiten wurden die Satrapen, die zinsbaren Fürsten, und die Kriegsbefehlshaber, gezogen. Gewöhnlich aber war die Sache schon entschieden, und es kam
blos

blos auf Nothschläge an, welche die Ausführung befördern sollten. Die Ertheilung solcher Nothschläge aber war für den, von dem sie herrührten, gefährlich, weil er für den glücklichen Ausgang mit seinem Kopfe haften mußte. Das geheime Cabinet des Harems entschied auch das Schicksal des Thrones, und mancher Sohn einer Bey-schläferin wurde, von den Hänken seiner Mutter und der Verschnittenen unterstützt, Monarch des persischen Staates. Dieß war z. B. bey dem Darius Nothus, und dem Darius Codomannus, der Fall. Von den ächten Söhnen folgte der Regel nach der erste, zumahl wenn sein Vater zur Zeit seiner Geburth schon König gewesen war; allein die Wahl unter mehrern Söhnen stand doch noch immer dem Vater frey, und dieser ließ es alsdann auf die Gemahlin ankommen. In den Händen derselben befand sich auch die Erziehung des Thronfolgers wenigstens größtentheils; dieser mußte also, wenn es der Mutter nicht ganz an weiblicher Schlaueit fehlte, völlig abhängig werden.

Die persischen Monarchen führten, des verefeinerten Luxus ihres Hofes ungeachtet, doch immer eine Lebensart, die den nomadischen Sitten ihrer Vorfahren gewissermaßen ähnlich blieb.

Dies zeigt sich besonders aus dem Umstande, daß sie ihren Wohnsitz bey jeder neuen Jahreszeit mit einem andern vertauschten; daß sie mit ihrem Hoflager von der einen Hauptstadt ihres Reiches zur andern zogen. Den Frühling brachten sie in Ekbatana, die Sommermonathe in Susa, und den Winter und Herbst in Babylon zu. Bey der großen Verschiedenheit, die in Ansehung des Climas statt fand, war eine solche Veränderung des Wohnortes gewiß sehr angenehm. Freylich war sie für die Provinzen ungemein drückend, weil diese das unermessliche Gefolge des hin- und herziehenden Monarchen, das großen Armeen gleich, auf seinem Zuge ernähren mußten. Daher durfte der Weg auch nicht durch die ärmern Landschaften führen. Einen großen Theil dieses Gefolges machte die Leibwache des Monarchen aus, die aus 10000 Mann Reitern von verschiedenen Nationen bestand.

Der König von Persien ließ sich, der asiatischen Hofsitte gemäß, nur selten öffentlich sehen, und der Zutritt in das Innere seines Pallastes war sehr erschwert. Die tiefe Ehrfurcht für ihn bewirkte, daß man in seiner Gegenwart ein äußerst strenges Ceremoniell beobachten mußte.

Hierzu

Hierzu wurde eine große Anzahl von Hofbedienten, Trabanten und Ceremonienmeistern erfordert. Nur durch sie gelangte alles vor den Monarchen, und niemand durfte sich unterstehen, unmittelbar vor demselben zu erscheinen. Alle diese Leute hielten sich in den Vorhöfen und Vorfällen des Pallastes auf. Dies hieß, nach einem orientalischen Ausdrucke, bey dem Thore, weil das Thor der Versammlungsplatz der morgenländischen Völker war, und noch jetzt wird der Pallast des Großsultans zu Constantinopel die Pforte genennt. Bey dem Pallaste der persischen Könige befanden sich große Parks, oder sogenannte Paradiese, die einen so weitläufigen Umfang hatten, daß man in ihnen ganze Heere mustern, und Jagden anstellen konnte. Der letztern Absicht wegen befand sich in denselben ein Thiergarten, in welchem man allerley wilde Thiere hegte. Die Jagd machte überhaupt eine der vorzüglichsten Vergnügungen der persischen Monarchen aus. Sie liebten große Jagden, die sie, als eine Vorübung zum Kriege, für einen sehr angemessenen Zeitvertreib hielten. Auch bey diesen Jagden war das Gefolge gewöhnlich so groß, daß es einer Armee gleich, und es stellte ungefähr eben das vor,

was

was in unsern Zeiten die Lustlager sind. Die Jagd in den Paradiesen, die Lieblingsbeschäftigung der persischen Monarchen und Großen, hatte weniger Werth, als die Jagd im Freyen, die man am liebsten in den thierreichen Gegenden des nördlichen Mediens, oder Hyrkaniens, veranstaltete.

An seiner Tafel konnte der persische Monarch kein reines Vergnügen finden, weil ihn der lästige Zwang des Ceremoniells drückte. Er durfte nach der Regel nur das Vorzüglichste und köstlichste genießen, was seine Provinzen darbothen. Wenn er durch eine von seinen Provinzen zog, wurden ihm allemahl die edelsten Früchte des Landes überreicht, und ganze Schaaren von Menschen waren beständig damit beschäftigt, in dem weitläufigen Reiche die köstlichsten Länderezeugnisse für die Tafel des Monarchen aufzusuchen.

Die Unterhaltung des Monarchen, seines Hofstaates, und gewissermaßen des ganzen herrschenden Stammes, mußte von den eroberten Provinzen bestritten werden. Diese hatten daher die Pflicht auf sich, den größten Theil ihrer Abgaben in Früchten und Naturalien zu liefern, und es wurde dabey eben sowohl auf

die

die Fruchtbarkeit, als auf die vorzüglichsten Produkte, Rücksicht genommen. Eben die großen Vorräthe, welche in den Magazinen des Hofes zusammenflossen, waren Ursache, daß Schwelgerey und Ueppigkeit die höchste Stufe erstiegen. Die Provinzen mußten aber nicht allein nach der Reihe für die Tafel des Monarchen sorgen, sondern auch den Tisch ihres Satrapen reichlich versehen. Auch diese unterhielten einen prächtigen Hofstaat und ein zahlreiches Gefolge, so daß die Unterthanen ihrer Provinz schon genug zu thun hatten, um die Ueppigkeit ihrer Satrapen zu befriedigen. Oft war ein Ort für ein einzelnes Bedürfniß derselben bestimmt. So lebte einmahl ein babylonischer Satrape, der vier Dertel seiner Provinz dazu brauchte, seine Hunde zu füttern. Kusserdem hatten die Provinzen aber auch für die Unterhaltung der königlichen Truppen zu sorgen, die als Besatzungen gebraucht wurden.

Die Provinzen mußten aber nicht allein große Lieferungen in Naturalien machen, sondern auch Tribut von ungemünztem Gold und Silber entrichten. Dieser betrug jährlich 14500 Talente, oder zwischen 18 bis 19 Millionen Thaler unseres Geldes. Den dritten Theil dieser

dieser

dieser Summe trugen die Bewohner von Kleintibet bey, die damahls zu den Indiern gerechnet wurden. Die großen Heereszüge der persischen Monarchen brachten die natürliche Folge hervor, daß der Geldtribut zur Besreitung des außerordentlichen Aufwandes nicht hinreichte. Dieser wurde besonders durch die Armeen von griechischen Soldtruppen vergrößert. Der Geldtribut mußte daher erhöht werden. Nun zogen aber auch die Satrapen ihre Geldeinkünfte aus den Provinzen. Der Satrape von Babylon hatte z. B. jährlich eine halbe Million Thaler aus seiner Provinz einzunehmen. Diese Abgaben wurden nur von den eroberten oder unterjochten Provinzen entrichtet; daher blieb Persien ganz verschont. Die persischen Monarchen hatten aber noch manche andre Einkünfte, die ihnen die Schleusenwerke und andre Anstalten, welche die Bewässerung der trocknen Länderey zur Absicht hatten; die ihnen die Fischerey in dem Kanale des Nils, die einige hunderttausend Thaler einbrachte; die ihnen die eingezogenen Güther der Satrapen und anderer Großen, abwarfen. Der Ertrag derselben ist so wenig bekannt, daß sich die jährlichen Einkünfte des Königes von Persien unmöglich nur mit einiger Wahr-

Wahrscheinlichkeit bestimmen lassen. Den größten Theil derselben aber machten vielleicht die freywilligen Geschenke aus, die dem Monarchen überreicht wurden; weil, nach der Sitte des Orients, weder ein Hoher, noch ein Niedrer, vor dem Könige erscheinen darf, ohne ihm gleichsam ein Opfer zu bringen. Solche Geschenke flossen aber besonders am Geburtstage des Königs herbey. Sie bestanden gewöhnlich nicht in Gelde, sondern in Seltenheiten und Kostbarkeiten jeder Art. In den Wänden der Trümmern von Persepolis erscheinen lange Züge von Personen, welche Geschenke überbringen. Wie ungeheuer müssen da die Schätze gewesen seyn, die auf diese Art in den Magazinen der Monarchen zusammengehäuft wurden!

Alle diese Quellen bildeten aber blos den Privatschatz des Königes, aus welchem die niedern Hofbedienten desselben ihren Unterhalt in Naturalien empfingen. Die Staatsausgaben, das heißt, die Erhaltung der Armee, und die Besoldung der Beamten, wurden von den Provinzen noch besonders bestritten, und die vornehmen Hofbedienten, die sogenannten Freunde und Verwandten des Monarchen, beka-

men

men Anweisungen auf Dörter und Bezirke. Den Gemahlinnen, den Müttern der Könige, und andern Personen von hohem Range, wurden oft viele Dörter eingeräumt, damit sie für jedes noch so geringe Bedürfniß einen eignen haben möchten. So war blos für den Aufwand, den die Gürtel der Königin verursachten, eine ganze mehrere Meilen lange Provinz bestimmt; so erhielt der berühmte Themistokles die Stadt Magnesia, die ihm 50 — 60000 Thaler eintrug, zum Brode, Lampfacus zum Weine, und Myus zum Zugemüse. Natürlich konnten solche Anweisungen nur auf die Lebenszeit gelten. Manche mit den Hofstellen verknüpfte Besitzungen waren aber ein erbliches Eigenthum derjenigen, die sie zuerst vom Cyrus erhalten hatten. Es gab also bey den Persern schon eine Art von Hofsehn-güthern.

Das, was der persische Monarch in Ansehung seiner ganzen Monarchie vorstellte, das war der Satrape in seiner Provinz, oder Satrapie. Der Hof der Satrapen war ganz nach dem königlichen gebildet; die Satrapen hatten ihren Harem, ihre Leibwache, ihre Paradiese, und sie zogen in der bessern Jahreszeit mit ihrem Gefolge umher, und lebten unter Zelten. So glänzend
das

das Glück dieser Satrapen schien, so sehr hieng doch die Fortdauer derselben von der Gnade des Monarchen ab, und der geringste Ungehorsam, der leichteste Verdacht konnte dem Satrapen das traurige Schicksal zuziehen, von einem Trabanten niedergehauen zu werden. Er hatte unter seinem Befolge königliche Schreiber, an welche die Verordnungen des Monarchen abgegeben wurden, um sie dem Satrapen zu eröffnen. Diese Sitte war wohl deswegen eingeführt worden, weil die Satrapen selten lesen und schreiben konnten.

Man hatte in der persischen Monarchie eine Anstalt, die Satrapen mit dem Könige in eine schnellere Verbindung zu bringen. Die Wege waren in Stationen von einer Tagreise eingetheilt, und von einer Station zur andern lief ein besondrer Bothe. Dieß war aber noch nicht einmahl ein ordentlich eingerichtetes Bothenwesen, vielweniger eine Post. Die Bothen waren bloß für den Monarchen bestimmt, und sie durften keine Briefe und Packete der Privatleute mitnehmen. Für diese, und besonders für die Bequemlichkeit der Reisenden, waren seit den Zeiten des Darius Hystaspis schöne Wege, nebst Ruhehäusern und Herbergen,

an

angelegt. Man sieht hieraus, daß die persische Staatsverfassung schon in manchem Betrachte, besonders in Rücksicht des orientalischen Charakters der persischen Unterthanen, eine musterhafte Einrichtung hatte. Da nun die Perser sich zugleich als die Beherrscher so vieler Nationen dachten, so wurde ihr Selbstgefühl natürlich sehr lebhaft, und sie legten sich daher den größten Menschenwerth bey. Andern Völkern schrieben sie nur in dem Verhältnisse, in welchem sie die Ehre ihrer Nachbarschaft genossen, mehr oder weniger gute Eigenschaften zu, und nach eben diesem Verhältnisse bestimmten sie auch den Grad ihrer Achtung derselben.

Die vornehmsten Staaten, ausser dem persischen, hatten alle eine republikanische Verfassung, bey welcher, auf eine sehr wohlüberdachte Art, Monarchie und Oligarchie, Aristokratie und Demokratie, in einander verwebt waren. Als Beispiele wollen wir die Verfassung von Karthago, und der griechischen Staaten, etwas genauer betrachten. In Karthago war die Staatsgewalt unter Suffetten, Senat und Bürgerschaft vertheilt. Alle Angelegenheiten des Krieges und Friedens wurden im Senate, einer Versammlung von ehrwürdigen und

— er

erfahrenen Männern, zur Verathschlagung gezogen und entschieden. Doch meistens arbeitete nur ein Ausschuß des Senats von hundert Personen, die sogenannten Vornehmsten, in den Staatsgeschäften. Die Schlüsse des Senats hatten aber keine Gültigkeit, wenn sie von den Suffeten, welche den größten Theil der vollziehenden Gewalt ausübten, nicht genehmigt wurden. Die Suffeten, deren zwey waren, mußten in jedem Betrachte ausgezeichnete Eigenschaften besitzen, und sie wurden jährlich aus den vornehmsten Häusern gewählt. Sie führten im Senate den Vorsitz. Konnten sie sich in Ansehung einer Meynung mit dem Senate nicht vereinigen, so kam die Entscheidung dieses Streites der Bürgerversammlung zu, und eben dieser Umstand verschaffte der Bürgerversammlung eine günstige Gelegenheit, sich allmählig ein für den Staat nachtheiliges Uebergewicht anzumaßen, da sie, der ersten Einrichtung gemäß, nur auf die Wahl der Magistratspersonen, und auf die Angelegenheiten, die sie ganz zunächst angiengen, Einfluß haben, und die gesetzgebende Gewalt mit den Suffeten theilen sollte. Doch Karthago hatte fast mit allen Republiken dieses Zeitalters einerley Schicksal.

Schickfal. Ueberall arbeitete sich die Bürgerversammlung immer mächtiger empor. Ueber die Pollicey wachte ein hohes Staatstribunal von hundert Personen, welches eine Gewalt von großem Umfange hatte. Aus der Mitte desselben wurden fünf Männer ausgehoben, welche Obergerichter und Präsidenten vorstellten. Als Obergerichter besetzten sie alle Richterstellen; als Präsidenten führten sie nicht nur, unter den Suffeten, den Vorsitz in ihrem Collegium, sondern sie ernannten auch die Mitglieder desselben. In ihrer Gewalt befand sich der gute Ruf, das Vermögen und das Leben der Bürger. Ihr Amt dauerte lebenslänglich. Die Karthager hatten verschiedene Staatsminister. Der erste unter denselben wachte über die wichtigsten Angelegenheiten des Staates; über die Verwaltung der Gerechtigkeit, und über die Verwaltung und Berechnung der Staatsgelder. Die besondere Aufsicht über die Staatskasse führte ein eigener Minister. Ein anderer hatte die Pflicht auf sich, das moralische Betragen der Bürger sorgfältig zu beobachten und zu leiten. Zur Entfernung des Luxus, der Hauptquelle des Sittenverderbnisses, waren, so wie zu Lacedämon, öffentliche Mahlzeiten angeordnet.

Auch

Nach wußten sich die Karthager der Müßig-
gänger und Armen, die ihrer Hauptstadt zur
Last fielen, dadurch zu entledigen, daß sie Co-
lonien derselben in andre Länder schickten. Ver-
mögen und Reichthum machte (eine in einem
Handelsstaate gewöhnliche Erscheinung) ein
vorzügliches Verdienst aus.

Die Staaten Griechenlands waren dem
Karthagischen in manchem Stücke ähnlich. Auch
bey ihnen gab es gewöhnlich eine Bürgerver-
sammlung, einen Senat, und ein Collegium
von einigen wenigen Personen, welche sich im
Besitze der vollziehenden Gewalt befanden. In
Athen hatte man 9 Archonten, einen Senat
von 500 Mitgliedern, und eine Bürgerver-
sammlung. Die Archonten (Bürgervorsteher)
wurden jährlich aus den angesehensten Bürgern,
entweder durch die Mehrheit der Stimmen,
oder durch Ballotiren, gewählt. Diejenigen,
die auf diese Wahl Anspruch machten, mußten
Söhne und Enkel von Bürgern seyn, mußten
in dem Rufe stehen, ihren Eltern unausgesetzt
die gehörige Ehrerbietung bewiesen, und für
die Vertheidigung des Vaterlandes die Waffen
geführt zu haben; mußten sich einer doppelten
Prüfung unterwerfen, und durch einen Eid zur
un-

unpartheyischen Verwaltung der Gesetze sich verbindlich machen. Ihre Person war heilig, besonders wenn die Myrrenkrone, das Zeichen ihrer Würde, auf ihrem Haupte erschien. Von den drey ersten Archonten machte jeder, in Verbindung mit einigen Bepfiskern, einen besondern Gerichtshof aus. Durch ihre Ballotage wurden auch die Mitglieder der obersten Gerichtshöfe bestimmt. Jeder hatte sodenn noch gewisse besondere Geschäfte, und der erste genoß die Ehre, daß das Jahr seinen Nahmen führte.

Der athenische Senat bildete sich auf folgende Art. Alle Städte und Flecken von Attica waren in 174 Bezirke eingetheilt, welche 10 Abtheilungen oder Classen ausmachten. Gegen das Ende des Jahres versammelte sich jede Abtheilung besonders, um 50 Mitglieder des Senats, den zehnten Theil desselben, zu wählen. Sie ballotirte zu gleicher Zeit über 59 Adjuncten, welche dazu bestimmt waren, die Stelle der erstern, sobald sie erledigt seyn würde, wieder auszufüllen. Jeder, der Senator werden wollte, mußte das dreißigste Jahr zurückgelegt haben, und sich einer strengen Prüfung unterwerfen. Der Senat war in zehn Prytanien (Classen)

(Classen) getheilt, welche alle fünf Wochen in den Geschäften abwechselten, und auch von diesen arbeitete eine Woche hindurch nur eine sogenannte Proedrie, der fünfte Theil, der aus zehn Mitgliedern bestand. Diese ganze Ordnung wurde durch Kugeln entschieden. Sie hatte die Erhaltung der vollkommensten Gleichheit und Sicherheit zur Absicht. Die Senatoren zogen übrigens keinen großen Gehalt, indem einer täglich nicht mehr als 1 Drachme (5 Gr. 6 Pf.) erhielt. Der Senat, der einen immerwährenden Staatsrath vorstellte, berathschlagte sich über die Angelegenheiten des Staates, und bereitete sie bis zum einstweiligen Schlusse vor, dem zur Gültigkeit die Genehmigung der Bürgerversammlung unentbehrlich war.

In der Bürgerversammlung durfte jeder eingeborne Athener erscheinen, der das zwanzigste Jahr zurückgelegt hatte, und verheyrahtet war. Jedem wurde seine Erscheinung mit einer halben Drachme vergütet, und die große Gemeinde kam entweder auf dem öffentlichen Versammlungsorte, oder auch in einem Gebäude zusammen. Die Leitung der Geschäfte befand sich in den Händen der Häupter des Senates. Diese waren von großer Wichtigkeit. Die

Galletti Weltg. 2r Th.

Ec

Bür-

Bürgerversammlung entschied über Krieg und Frieden; sie empfing die Gesandtschaften der fremden Mächte; sie billigte oder verwarf die Geseze; sie besetzte fast alle Staatsämter; sie bestimmte die Auflagen; sie traf die Anstalten zur öffentlichen Sicherheit; und sie hörte endlich die Anklage und Vertheidigung der Staatsverbrecher an.

Eigentlich durfte jeder Bürger reden, und seine Meynung sagen; da man aber, um sich vor einer so großen Versammlung mit Beyfall hören zu lassen, das Rednertalent in ausgezeichnetem Maaße besitzen mußte, so wagten es nur geübte Staatsredner, am Orte des Redners zu erscheinen. Diese Staatsredner, deren zehn waren, hatten auf die Bürgerversammlung den mächtigsten Einfluß. Zu Anfang des persischen Zeitalters war ihre Beredsamkeit sehr ungekünstelt. Themistokles, und andre große Männer dieser Zeit, trugen die Gründe, durch welche sie die Versammlung überzeugen wollten, ohne alles Spiel der Mienen und der Hände vor. In der Folge bothen aber die Staatsredner nicht nur die ganze Wortfülle der Beredsamkeit, sondern auch die Künste einer hinreißenden Declamation und Action auf,

auf, um über ihre Gegner den Sieg davon zu tragen, oder die Versammlung für ihre Sache einzunehmen. Die so lebhaft, so schnell empfindenden Athener waren sehr leicht in Bewegung gesetzt; es kostete wenig Mühe, ihre Leidenschaften zu entflammen, ihr Zutrauen sich zu erwerben. Man durfte, um sie zu gewinnen, nur auf ihre Sinnlichkeit wirken, oder zu rechter Zeit einen launigen Einfall hervorbringen. Einst hatte die Bürgerversammlung auf den berühmten Redner Kleon mit großer Ungeduld gewartet; er erschien endlich, und, als nun jeder Anwesende ganz Ohr war, brachte Kleon weiter nichts als die Bitte hervor, daß man die Verathschlagung doch auf einen andern Tag verschieben möchte, weil er heute einige gute Freunde zu Tische hätte. Die Versammlung stand auf, klatschte ihm Beyfall zu, und der dreiste Einfall erhöhte das Ansehn des Redners ungleich mehr, als vielleicht die schönste Rede nicht gethan haben würde. Zu einer andern Zeit befand sich die Versammlung, wegen einiger verdächtigen Bewegungen des Königs von Macedonien, eben in der ängstlichsten Besorgniß, als ein ganz kleiner, übelgebauter Mann am Orte des Redners erschien. Es war

ein Gesandter der Stadt Byzanz, Namens Leon, der den Auftrag hatte, den athenischen Staat im Nahmen seines Vaterlandes um Hülfe zu bitten. Die Versammlung brach aber, als sie den unansehnlichen Redner erblickte, in ein so lautes und anhaltendes Gelächter aus, daß der arme Leon vergeblich auf Stille wartete. Endlich rief er aus: „aber was würdet ihr denn thun, wenn ihr erst meine Frau sehen solltet; denn diese reicht mir kaum bis an die Knie, und, unserer kleinen Figur ungeachtet, ist doch, sobald wir uneinig sind, ganz Byzanz nicht groß genug.“ Diesen Einfall fand die Versammlung so vortreflich, daß sie auf der Stelle die verlangte Hülfe bewilligte.

Eine solche Versammlung war sehr leicht zu lenken; sie schwankte, gleich einem Schiffe auf dem stürmischen Meere, hin und her, und es fanden sich immer häufiger Staatsredner, oder vielmehr Staatschwäger, die sie zur Begünstigung ihrer Absichten und Entwürfe hinzureißen wußten. Diese Redner waren gewöhnlich die Häupter einer besondern Parthey. Die Bürgerversammlungen waren daher auch sehr stürmisch; zumahl da man nicht immer die einzelnen

Stim:

Stimmen sammelte, sondern auch schon mit der Aufhebung der Hände zufrieden war.

Die Bürgerversammlung wurde durch den ernsthaften Areopagus noch manchemahl in Schranken gehalten. Dieses ursprünglich in großem Ansehen stehende Collegium, dessen Mitglieder aus abgegangnen Archonten bestanden, versammelte sich gewöhnlich auf einem Hügel, nahe bey der cecropischen Burg. Es stellte nicht nur einen Obergerichtshof in Criminalsällen, sondern auch ein Oberpoliceygericht vor, welches selbst über die Aufführung seiner Mitglieder mit sorgfältiger Strenge wachte. Dabey machte die Erziehung der Jugend einen vorzüglichen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit aus. Durch den Perikles sank es bis zum bloßen Criminalgerichte herunter. Vor seinen Urtheilssprüchen giengen schreckhafte Gebräuche vorher, und das Verfahren dieses Gerichtes bezeichnete überhaupt ein trauriger Ernst. Die Stimmgeln der Richter wurden in zwey Urnen gelegt; die eine war die Urne des Todes, die andre die Urne der Verschonung. Obgleich das Ansehn des Areopagus in spätern Zeiten viel von seiner Furchtbarkeit verlohren hatte, so zeigten die Vorstellungen und Ermahnungen, welche die

Mits

Mitglieder desselben in der Bürgerversammlung wagten, doch nicht selten einen wichtigen Einfluß.

Die Gerechtigkeit wurde im athenischen Staate mit ausgezeichnete Sorgfalt verwaltet. Es gab zehn Gerichtshöfe, von welchen vier nur allein mit der Untersuchung und Bestrafung des Mordes beschäftigt waren. Jeder dieser Gerichtshöfe hatte auf fünfhundert Beysitzer, und in gewissen Fällen wurden die Beysitzer von allen zehn Gerichtshöfen zusammengezogen, so daß sich alsdenn die Zahl derselben auf 5 — 6000 belief. Von diesen Gerichtsbeysitzern, oder Schöppen, bekam jeder für eine Sitzung nicht mehr als 18 Pfennige. Dieser Umstand zog die Folge nach sich, daß meistens nur arme Leute dem Gerichte beywohnten. Neben den Versammlungsörtern der Gerichte standen Säulen, auf welchen einige der vornehmsten Strafgesetze eingegraben waren. Die hauptsächlichsten Strafen, die sich ein Athener zuziehen konnte, waren Tod, Gefängniß und Landesverweisung. Mit dem Tode bestrafte man Tempelraub, Entweihung der Mysterten, Hochverrath, Ausreissen, Verrätherey der Kriegsbefehlshaber, so wie jeden offenbaren Angriff auf die Religion, auf die Regierung, oder auch auf das Leben einer

Pris

Privatperson. Eben diese Strafe war auf jeden Diebstahl zur Nachtzeit gesetzt; ein Diebstahl bey Tage wurde aber nicht eher, als wenn er 50 Drachmen (11 Thaler 11 Groschen) betrug, mit dem Tode bestraft. Die Todesstrafe wurde meistens durch den Strick, durch das Schwert, durch den Giftbecher, vollzogen; seltener geschah es, daß ein Verbrecher bis auf den Tod geprügelt, oder ins Meer geworfen, oder in einen Abgrund gestürzt wurde. Das Gefängniß diente theils blos zur Verwahrung, theils zur Strafe. Die Landesverweisung war für einen Aethener, der sein Vaterland so zärtlich liebte, eine der schrecklichsten Strafen. Auch der Verlust einiger, oder aller Bürgerrechte, war eine sehr empfindliche Ahndung. Die meisten von diesen Strafen waren durch Solons weise Gesetze bestimmt, die ein solches Ansehen erlangten, daß mehrere Völker der alten Welt sie bey ihrer Gesetzgebung zum Grunde legten. Sie waren ursprünglich auf eine Walze geschrieben, die sich leicht drehen ließ. Diese befand sich in der cecropischen Burg, wo sie vom Fußboden bis an das Dach reichte. Solon hatte bey seinen Gesetzen zwar mehr auf das Beste des ganzen Staates, als auf das Interesse der

Privat

Privatleute, Rücksicht genommen; indessen befand sich unter seinen Verordnungen doch auch diejenige, nach welcher jedermann berechtigt war, denjenigen gerichtlich zu verfolgen, der ein Kind, ein Weib, einen freyen oder leibeigenen Menschen, gemißhandelt oder beleidigt hatte, weil man eine solche Mißhandlung oder Beleidigung als ein Verbrechen gegen den Staat betrachtete.

Auch die Finanzverfassung der Athener hatte eine musterhafte Einrichtung. Ihre Staatseinkünfte flossen theils aus inländischen, theils aus auswärtigen Quellen. Zu jenen gehörte der Ertrag von den Grundstücken des Staates, der 24ste von den Silberbergwerken, die Abgabe, welche die Freigelassenen und die Fremden entrichteten, die Straf gelder und die eingezogenen Güther der Landesverwiesenen, der 50ste Theil des Werthes von allen eingehenden Waaren; und auch von vielen ausgehenden, die Abgaben der Kleinhändler, der Bordelle u. a. m. Diese Einkünfte waren meistens verpachtet, und die Pächter standen unter einem sehr strengen Gesetze; sie mußten, wenn sie vor dem 9ten Monath des Jahres nicht Richtigkeit machten, das Doppelte erlegen. Die auswärtige Quelle der athenischen Staatseinkünfte war der Tribut von vie-

vielen Städten und Inseln, den sich die Athener auf eine schlaue Art zu verschaffen gewußt hatten. Anfangs forderten sie ihren Bundesgenossen freywillige Beyträge zu einer gemeinschaftlichen Kriegskasse ab. In der Folge wurde aus diesen Beyträgen ein ordentlicher Tribut, dessen Entziehung man sich ungeahndet nicht entziehen durfte. Die Quellen der athenischen Staatseinkünfte flossen nicht immer gleich reichlich; die Summe derselben läßt sich also nicht mit Gewißheit bestimmen; doch soll sie in manchem Jahre auf 2000 Talente sich belaufen haben. Der Aufwand, den die Seemacht verursachte, wurde auf besondere Art bestritten. Alle ein Gewerbe oder Vermögen besitzende Bürger mußten, nach dem Verhältnisse ihres Einkommens, dazu beytragen. Die Verwaltung und Berechnung der Staatseinkünfte besorgten mehrere Collegien von Beamten, welche die Bürgerversammlung wählte. Jede Casse wurde von zehn Einnehmern verwaltet. Mit deren Zuziehung bestimmte der Senat die Verwendung der Staatsgelder, indem er dabey auf die Beschlüsse der Bürgerversammlung Rücksicht nahm.

Auch zu Lacedämon war die Staatsgewalt vertheilt. Die Könige, die an der Spitze standen,

besaßen gerade den geringsten Theil derselben. Sie mußten aus der Nachkommenschaft der Herkules seyn, und sich Gemahlinnen aus den Töchtern des Vaterlandes wählen. Ueber das Betragen der letztern wurde sorgfältig gewacht, damit die rechtmäßige Geburth ihrer Söhne um so weniger in Zweifel gezogen werden könnte. Die Könige hatten die Oberaufsicht über den Gottesdienst, und sie bekleideten einige priesterliche Aemter sogar selbst. Eben daher befanden sich auch immer die sogenannten Pythier, zwey Abgeordnete an das Orakel zu Delphi, in ihrem Gefolge, zu welchem auch noch Leibwache und Generaladjutanten gehörten. Sie führten im Senate den Vorsitz, und hatten im Entscheidungsfalle zwey Stimmen. Man hatte sie von allen häuslichen Sorgen befreit; dagegen war ihre Lage auch manchem Zwange unterworfen. Sie durften in Friedenszeiten sich nicht aus der Stadt entfernen, und auch im Kriege zogen sie nicht eher beyde aus, als bis zwey besondere Heere ausgerüstet wurden. Die Leitung des Krieges war ihnen übrigens völlig überlassen. Im Frieden stellten die Könige weiter nichts, als die ersten Bürger vor; sie erschienen ohne Gefolge und Prunk, und man erkannte sie bey

öffent-

ffentlichen Feyerlichkeiten bloß an dem vornehmsten Tische, und bey Gastmahlen an der doppelten Portion. Sie konnten, eben so wie jeder andre Staatsdiener, zur Verantwortung und zur Strafe gezogen werden. Ihr Ansehen wurde von den Ephoren immer mehr eingeschränkt.

Diese Ephoren, oder Staatsaufseher, waren anfangs eigentlich nur Gehälfen der Könige. Sie sollten ihre Stelle zur Zeit des Krieges versehen; sie maßten sich aber in der Folge immer größere Rechte an. Ihre Anmaßungen begünstigte die Bürgerversammlung, deren Vorsteher und Bertheidiger sie waren. Von der Bürgerversammlung wurden sie auch gewählt, und sie bekleideten ihre Stelle nicht länger als ein Jahr. Zu ihren vornehmsten Pflichten und Geschäften gehörte die sorgfältige Aufsicht über die Verwaltung der Gerechtigkeit, und die genaue Befolgung der Gesetze, gehörte die Oberaufsicht über die andern Obrigkeiten, über die Erziehung der Jugend, über das sittliche Betragen der Bürger, gehörte die Vollziehung der Schlüsse, welche die Bürgerversammlung faßte. Sie befanden sich überhaupt im Besitze der vollziehenden Staatsgewalt, und ihr Ansehen war

war

war daher sehr groß. Selbst die Könige zitterten vor ihnen.

Die Bürgerversammlung theilte sich in die kleine, und in die große ab. Diese bestand aus allen Abgeordneten der lakonischen Städte; jene bildeten nur die Spartaner. Die große Versammlung wurde nicht eher zusammen berufen, als wenn man über Krieg, Frieden und Bündnisse sich berathschlagen sollte. Die kleine oder gewöhnliche Bürgerversammlung hatte blos das Recht, zu bestätigen und zu verwerfen; sie durfte aber nichts abändern. Die eigentliche Berathschlagung und Verhandlung der Staatsangelegenheiten war die Sache des Senats, der aus 28 erfahrenen und einsichtsvollen Männern bestand, die ihr sechzigstes Jahr zurückgelegt hatten. In diesem Senate führten die Könige den Vorsitz, und die Mehrheit der Stimmen entschied.

Die kleinen Staaten Griechenlands waren in den ältern Zeiten beständig in Fehden verwickelt. Sie hatten also mit den großen und kleinen deutschen Fürsten und Städten des Mittelalters einerley Schicksal. Eben deswegen wählten sie auch einerley Mittel, sich Ruhe und Frieden zu verschaffen. Sie schlossen unter
ein

einander Verbindungen. Ein solcher Landfriedensbund, den anfangs zwölf kleine Völker des nördlichen Griechenlands errichteten, erzeugte die Versammlung der Amphiktyonen, das heißt, der Abgeordneten dieser Völker, die im Frühjahr zu Delphi, und im Herbst in dem kleinen Flecken Anthela bey Thermopylä, zusammen kamen. Diese Einrichtung zeigte sich so wohlthätig, daß allmählig immer mehr Staaten beitraten. Die Zahl der Stimmen stieg jedoch nicht über 24. Diese Landfriedensversammlung hatte das Geschäft, die Handel zwischen den einzelnen Staaten zu schlichten, und Geldstrafen zu bestimmen; sie hatte die Befugniß, ihren Spruch durch die Mannschaft des Bundes zur Vollziehung bringen zu lassen. Widerspenstige Glieder wurden ausgestoßen. Solche Verbindungen hatten auch die Staaten und Städte im Peloponnes, in Bdotien, in Thessalien, in Aetolien, in Achajen u. a. m. errichtet.

Die Kriegskunst war im persischen Zeitalter zu einem erstaunlichen Umfange der Wirkung und der Kenntnisse gelangt. Heere, wie sie die persischen Monarchen ins Feld führten, kommen, wenn man von den übertriebenen Angaben derselben auch etwas abrechnet, nicht wieder in der

Ge:

Geschichte vor; und Feldherren, wie sie die Griechen an die Spitze ihrer kleinen Armeen stellten, haben nur wenig Nationen aufzuweisen. Die persischen Könige unterhielten selbst zu Friedenszeiten eine große Anzahl von Truppen. Der Regel nach mußte jeder Länderbeybesitzer zu Pferde dienen. Daher rührte die große Anzahl von Reiterey, die sich bey den persischen Heeren befand. Doch stellten die Provinzen auch Bogenschützen, Schleuderer und anderes Fußvolk. Jede Provinz hatte ihre Truppenabtheilung von bestimmter Größe, die unter ihrem eignen Oberbefehlshaber stand, und mit dem Satrapen blos in Ansehung des Unterhalts in Verbindung stand. Der General war unmittelbar dem Monarchen unterworfen, der in den nähern Provinzen die Musterung selbst hielt, und in den entfernten sie einem Generalinspector anvertraute. Jedes Corps hatte seinen besondern Versammlungs- und Musterungsplatz. Bey den Mustern herrschte, wenigstens in den ältern Zeiten, große Strenge. Außer diesen Provinzialtruppen gab es noch besondere Besatzungen in den festen Städten, die ihre eignen Befehlshaber hatten. Sodann unterhielten die Satrapen und andre Großen ihre Haustruppen.

Es

Es gab also in der persischen Monarchie sehr viele bewaffnete Leute, aus welchen sich leicht ungeheure Heere bilden ließen. Anfangs bestand die Feldarmee aus lauter Persern; in der Folge schaffte man sich aber auch Miethsoldaten an. Die Syrcaner, Parther, und andre nomadische Nationen an den Ufern des kaspischen Meeres, stellten leichte Cavallerie, und seit den Zeiten des jüngern Cyrus machte ein Corps griechischer Truppen den vorzüglichsten Theil der persischen Armee aus. Zuweilen wurden, wie bey dem großen Heereszügen des Darius Hystaspis, des Xerxes und des Darius mit der langen Hand, alle Nationen der weitläuftigen persischen Monarchie aufgebothen.

Hey den eigentlichen Persern war die Cavallerie schwer gerüstet, und sowohl Pferd als Mann durch Panzer geschützt. Das Fußvolk führte gewöhnlich nur einen Spieß oder einen Bogen, und den Kopf des Fußsoldaten zierte eine bloße Schnur. Die Leibwache des Monarchen, die aus 10000 Köpfen aus den vornehmsten Familien bestand, zeichnete sich durch die ansehnliche medische Kleidung, und durch die doppelte Bewaffnung mit Spieß und Bogen aus. Die persischen Truppen wurden in Haufen
von

von 100, von 1000, von 10000 abgefondert. Nur die Oberbefehlshaber der letztern ernannte der König selbst. Es waren meistens Personen aus den vornehmsten Familien, Verwandte des königlichen Hauses, Schwäger oder Schwieger söhne des Monarchen. Eigentlichen Sold in Gelde bekamen nur die griechischen Soldaten; erst einen und hernach zwey Ducaten des Monats. Die persische Flotte wurde aus Schiffen der Phönicier, der Aegypter und der Kleinasiaten gebildet. Die meisten Schiffe lieferten die Phönicier, die Aegypter, die Cyprier, die Jonier.

Bei den Karthagern war die Flotte die Hauptsache; sie hatten zuerst Schiffe mit vier Ruderreihen. Die Landmacht bestand aus afrikanischen und andern Soldtruppen, die ein sehr buntes Gemische ausmachten. Die Zahl der Truppen war sehr groß. Ihren Angriff machten anfangs Sisenwagen, und in der Folge Elephanten, furchtbar. Ihre Kriegszucht war so streng, daß sie selbst den Oberbefehlshaber nicht schonte, und mehr als einer wurde hingerichtet. Die Soldaten durften im Felde keinen Wein trinken, damit sie ihre Uebertretungen der Kriegszucht nicht durch die Trunkenheit entschuldigen könnten. Eine vorzügliche Aufmunterung
zur

zur Tapferkeit gaben die Ringe, welche die Officiere nach der Anzahl ihrer Feldzüge trugen.

Die Griechen hatten unter allen Völkern des persischen Zeitalters die musterhafteste Kriegsverfassung. Zu Athen war jeder Bürger vom 18ten bis zum 60sten Jahre zu Kriegsdiensten verpflichtet. Zu Sparta fieng sich das Dienstalter erst mit dem 21sten Jahre an. Anfangs hatten nur Bürger, nur Güttersbesitzer, die Ehre, das Vaterland zu vertheidigen, und die reichsten Leute dienten oft als gemeine Krieger. Sollte ein Heer ausgerüstet werden, so wurde die dazu nöthige Mannschaft aus dem Verzeichnisse der versammelten wehrhaften Bürger ausgehoben, und mit lauter Stimme abgerufen. Man bildete nun aus denselben größere und kleinere Kriegshaufen, die mit unsern Compagnien, Bataillionen, Regimentern und Brigaden Aehnlichkeit hatten, und, den Umständen gemäß, bald mehr bald weniger Köpfe zählten. Zu Sparta hatte man gewöhnlich 6 Brigaden. Die Leute aus einem Stamme fochten meistens neben einander. Zu Athen wählte man jährlich zehn Oberanführer; für jeden Stamm einen. Diese wechselten anfangs in Ansehung des Oberbefehles.

Galletti Weltg. 2r Th. D d fehles

fehles ab; in der Folge hielt man es aber für besser, die Anführung des Heeres nur einigen, oder gar nur einem, anzuvertrauen, und die übrigen indessen zu Hause zu lassen. Zu Sparta stellten die Könige die Oberkriegsbefehlshaber vor.

Das Fußvolk der Griechen war theils schwer, theils leicht bewaffnet. Die sogenannten Hopliten der Athener griffen mit der Lanze und dem Degen an, und waren durch Helm, Panzer, Weinharnische und Schild gedeckt. Die Peltasten, oder die leichten Infanteristen, führten Wurfspieße, Bogen, Schleudern, und kleine runde Schilde. Die Schilde waren fast alle von Weidenholz gefertigt, oder nur von Weidenruthen geflochten. Sie hatten einen bunten Anstrich, auf welchem Sinnbilder und Innschriften hervorglänzten. Spikrates gab der Bewaffnung des athenischen Fußvolkes eine zweckmäßigere Einrichtung, indem er ihren metallnen Brustharnisch gegen einen leinenen Panzer, ihren großen unbefählichen Schild gegen einen kleinen und leichten vertauschte, indem er ihre Lanze um ein Drittel kürzer, und ihr Seitengewehr dagegen um die Hälfte länger machte. Ven
den

den Spartanern war das Fußvolk mit einer Pike, einem Dolche, und einem länglichrunden Schilde von Erz bewaffnet. Die spartanischen Krieger trugen rothe Kleider, damit der Feind ihr Blut weniger möchte fließen sehen.

Cavallerie wurde bey den Griechen erst spät eingeführt, und die spartanische erhielt niemahls einen vorzüglichen Werth, weil die Spartaner nur vom Kampfe zu Fuße eine hohe Meynung hegten, weil blos vermindgende und unerfahrene Leute sich dem Cavalleriedienste widmeten. Auch bey den Athenern bestand die Reiterrey anfangs aus den reichsten Bürgern, die sehr stark gerüstet waren. Sie waren vom Kopfe bis zum Fuße geharnischt, und mit Schild, Schwerdt, Lanze oder Wurffspieß bewaffnet. Um ihren Leib warfen sie einen kleinen Mantel, und an ihren Füßen trugen sie lederne Stiefeln mit Sporen. Gewöhnlich stellte jeder von den 10 Stämmen 120 Reiter, oder eine Schwadron; alle zusammen also 10 Schwadronen, oder 1200 Reiter, die von 2 Obersten angeführt wurden. Auf 2000 Hoplitzen rechnete man gemeiniglich 200 Reiter.

Ausser den Oberbefehlshabern, waren besonders die Herolde Personen von großer Bedeutung. Sie unterschieden sich bey den Athenern durch eine Krone und einen Stab, und niemand durfte sich an ihnen vergreifen. Ihr Geschäft war es, die Kriegserklärung zu überbringen, Waffenstillstand oder Frieden anzutragen, die Befehle des Feldherrn bekannt zu machen, das Heer zusammen zu rufen. Die Stelle der reitenden Adjutanten vertraten junge Leute, die sehr schnell liefen. Einen mächtigen Einfluß auf den Gang der Unternehmungen hatten die Wahrsager, die aus den Eingeweiden der Opferthiere den Willen der Götter verkündigten. Jeder Feldherr hatte einen Officier bey sich, der sich niemahls von ihm trennte, der zuweilen seinen Schild bewahrte. Doch bey den Athenern hatte jeder Hoplite seinen Schildträger.

Bey den Athenern bekam der Hoplite täglich 4 Obolen, oder monatlich 20 Drachmen, (4 Thaler 14 Groschen); der Officier erhielt zweymahl, der Feldherr viermahl so viel. Der Sold der letztern betrug also nur eben so viel, als dasjenige, was in unsern Zeiten ein Subalternofficier bekommt. Dem Reiter wurde

wurde während des Krieges zwey = drey = viermahl so viel als dem Fußsoldaten gezahlet; in Friedenszeiten bekam er aber monatlich nicht mehr als 16 Drachmen (3 Thaler 16 Groschen) die für die Unterhaltung des Pferdes bestimmt waren. Proviant nahm der Soldat auf einige Tage mit; hernach sorgte der Feldherr dafür. Zur Aufmunterung der Soldaten diente die Beute, die man im Ganzen machte, von den Feldherren ab, die sie zu weilen dem Staate widmeten. Das Gepäck wurde durch Fuhrwerk, ingleichen durch Lastthiere und Sclaven, fortgeschafft.

In der Taktik übertrafen die Griechen alle Nationen des damaligen Zeitalters. Die Athener stellten ihre Hopliten gewöhnlich so, daß eine Brigade von 1600 Köpfen 16 Mann hoch stand, und daß also die Fronte 100 Mann stark war. Auf jeden Soldaten war ein Raum von fast 6 Schuh gerechnet. Die Besten wurden in die vordersten und hintersten Glieder gestellt. Die Officiere commandirten: „das Gewehr in die Hand — die Knechte bey Seite — die Lanze hoch — die Lanze tief — Hinterleute, richtet euch, und nehmt euren

einen Vordermann — rechts um — links um — die Lanze hinter den Schild — Marsch — Halt — u. s. w.“ Die Reihen und Glieder des Phalanx (der Brigade) öffneten und schlossen sich wechselseitig. Bald machte der Phalanx nur ein Ganzes, bald mehrere Theile aus, und die Zwischenräume wurden im letztern Falle von den leichten Truppen ausgefüllt, welche sich gewöhnlich auf den Flanken aufhielten. Zum Angriffe marschirte man mit der Lanze auf der rechten Schulter. Die Trompete gab das Zeichen. Die Soldaten stimmten den Schlachtgesang an. Sie senkten ihre Lanzen zum Stoße, und rückten in schnurgerader Richtung an. Zu diesen Uebungen wurde Mühe erfordert, und schon bey den Athenern diente der Stock dazu, die Nachlässigen zur Aufmerksamkeit zu spannen. Die Cavallerie übte sich, von der bloßen Erde sich aufs Pferd zu schwingen, über Gräben zu setzen, Anhöhen zu erklettern, die Waffen zu brauchen, bald allein, bald in Verbindung mit dem Fußvolke zu fechten. Die Spartaner nahmen mit thren Kriegerern nicht nur des Morgens, sondern auch des Abends, Uebungen vor. Im Lager der
Grie:

Griechen herrschte große Vorsichtigkeit. Im Lager selbst brennte nirgends Feuer; man zündete es bloß vor dem Lager an, um die Unternehmungen der Feinde desto besser beobachten zu können. Bey der Munde hatte der Officier eine Klingel in der Hand. Auf den Klang derselben mußte die Wache die Parole sagen. Iphikrates fand die Klingel unzuweckmäßig. Er gab dagegen dem Offiziere und der Wache zwey verschiedene Worte, so daß z. B. der eine „Jupiter der Erretter“ sagte, und der andre „Neptun“ antwortete. Iphikrates führte auch die Gewohnheit ein, das Lager mit einem Walle und Graben einzuschließen.

So musterhaft die Kriegsverfassung der Athener war, so sehr gerieth sie doch gegen das Ende des persischen Zeitalters in Verfall. Der Luxus hatte die reichen Bürger Athens so weichlich gemacht, daß ihnen die Mühseligkeiten des Feldzuges zu beschwerlich wurden, und daß sie lieber einen Mann bezahlten, der ihren Dienst übernahm. Darüber schlich sich die Gewohnheit ein, Truppen in Sold zu nehmen, und bald fanden sich Leute, die aus allerley Nationen Soldaten anwarben,
um

um jedem Staate, der sie brauchte, sogleich dienen zu können. Seit dieser Zeit wurde aber auch die Kriegszucht immer schlechter.

Auch die Seemacht der Griechen war die vollkommenste des damaligen Zeitalters. Die Griechen stellten bey Artemisium, und bey Salamis, sehr ansehnliche Flotten auf; hier 366 und dort 271 Schiffe. Ein großer Theil derselben gehörte den Athenern, die bey Artemisium 127, und bey Salamis 180 Schiffe lieferten. Im peloponnesischen Kriege hatten sie auf 250 Schiffe. Nach den Athenern unterhielten die Korinther die stärkste Seemacht; doch belief sich ihr Contingent zur gemeinschaftlichen Flotte nicht höher als auf 40 Schiffe.

Die Kriegsschiffe hatten gewöhnlich drey Ruderreihen, oder drey Berdecke. Jedes Schiff unterschied sich, so wie in unsern Zeiten, durch einen besondern Rahmen. Lange blieb das Geschäft des Ruderns und Fachtens in einer Person vereinigt; in der Folge aber trennte man nicht nur Seesoldaten und Seeleute, sondern auch Ruderer und Matrosen. Die Ruderer arbeiteten blos am Ruder, und sie erhielten nach Verschiedenheit ihrer Arbeit,
einen

einen höhern oder geringern Sold; die Matrosen verrichteten alle übrigen Schiffsarbeiten. Oesters gab es besondere Musikanten auf dem Schiffe, die durch ihr Spiel und ihren Gesang die Seeleute aufmunterten, die durch ihren Tact die Ruderschläge in Ordnung hielten. Auch der Admiral war mit dem Oberbefehlshaber über die Truppen anfangs in einer Person vereinigt. Da es bey einem Seetreffen hauptsächlich darauf ankömmt, den Schiffen die möglichste Bewegung zu geben, so suchte man sich bey dem Anfange desselben aller überflüssigen und unnützen Lasten zu entledigen; daher wurden Segel, Masten, und alle übrige der Gewalt des Windes zu sehr ausgefetzte Werkzeuge eingezogen, und in Sicherheit gebracht. Das feindliche Schiff zur Bewegung untüchtig zu machen, brauchte man lange Spieße, ingleichen lange Stangen mit eisernen sichelförmigen Werkzeugen, um die Seegeltau abzuschneiden, und große eiserne Haken, um den einen Theil des Schiffes dergestalt in die Höhe zu ziehen, daß der andre sinken mußte; man suchte auch durch centnerschwere Steine die feindlichen Schiffe zu zerstören. Der Hauptangriff war gegen

der

58
6



Inches 1 2 3 4 5 6 7 8
Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

TIFFEN Color Control Patches © The Tiffen Company, 2007

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black
Light Blue	Light Cyan	Light Green	Light Yellow	Light Red	Light Magenta	White	Light Brown	Light Gray
Dark Blue	Dark Cyan	Dark Green	Dark Yellow	Dark Red	Dark Magenta	White	Dark Brown	Dark Gray

